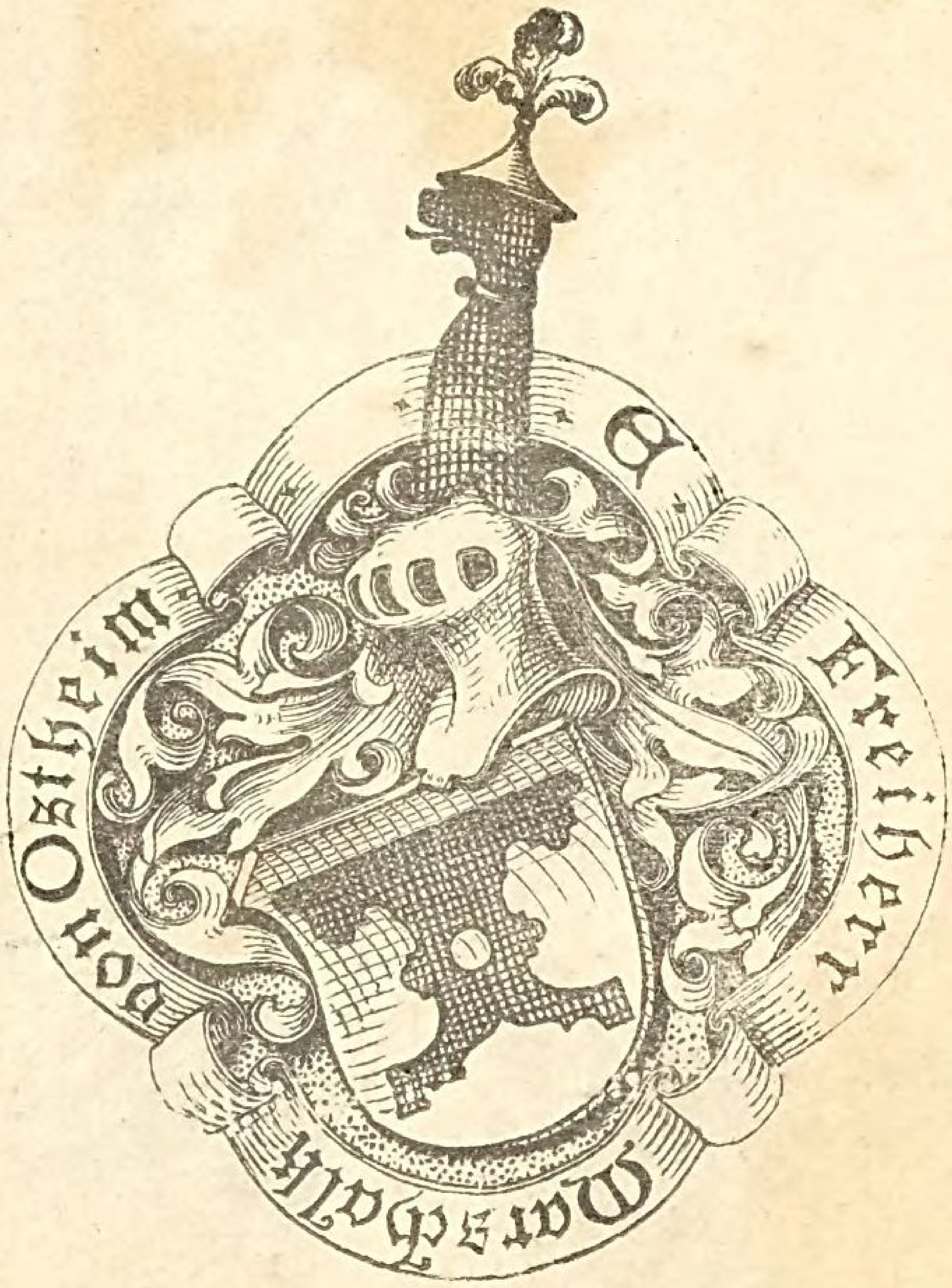

B
Freiherr
Marschalk
von Ostheim

1848.

Erster Band.

1848.

Ein weltgeschichtliches Drama.

Von

Johannes Scherr.

Jo giudico che sia impossibile, senza offendere molti, discrivere le cose de' tempi suoi.

Macchiavelli.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1875.

Prolog.

Ursprünglich eignen Sinn
Lass' dir nicht rauben!
Das, was die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.

Göthe.

1.

Stellt euch einen Gott vor, welcher eines Tages aus dem Weltenocean einen Wassertropfen herausgreift, unsere Erde, und denselben unter das Mikroskop bringt. Was für ein Anblick wird dem Verwunderten sich darbieten? Genau derselbe, den euch ein millionenfach vergrößerter Tropfen Wasser zeigt: — ein hässliches Gewimmel zahlloser Wesen, welche in unaufhörlichem Kampfe einander zerreißen und verschlingen.

Ich und Du, Mein und Dein: sowie der Blitz dieser Gegensätze in das Gehirn des Menschen einschlug, ward er aus einem naiven Thier ein bewusstes. Damit hob der Krieg aller gegen alle an, welcher seither, die ganze Geschichte der Menschheit entlang, unter tausendfach wechselnden Formen ruhelos geras't hat, ruhelos rasen mußte. Denn solcher Krieg ist ja die Verwirklichung des Weltgesetzes: Werden, streiten, sterben.

Um aber den Kampf in größerem Stile führen zu können, als die Bestien des Urwaldes thun, mußte der Mensch sich „civilisiren". Der kategorische Imperativ der Mutter Noth und die herben Rippenstöße der Schulmeisterin Erfahrung belehrten ihn mitsammen über die Unzulänglichkeit seines Könnens als Einzelwesen und in Folge dieser Unterweisung wurde das bewusste Thier ein geselliges. Allein der einmal geweckte „Vervollkommnungstrieb" ließ es auf dieser Stufe des Gorillathums nicht stehen bleiben. Der ewige „Bruderkrieg" der Menschheit forderte ja gebieterisch stets neue Hebel

und Hilfsmittel; er mußte daher förmlich organisirt werden und zu diesem Zwecke ward aus dem geselligen Thier ein gesellschaftliches, ein politisches, das berühmte „Zoon politikon" des Aristoteles.

Die ganze sogenannte Weltgeschichte ist nur eine fortwährende „Armeereorganisation", eine unumgänglich nothwendige. Denn Ich kriegt gegen Du, Mein gegen Dein, Persönlichkeit gegen Persönlichkeit, Familie gegen Familie, Volksstamm gegen Volksstamm, Nation gegen Nation. Immer und ewig Krieg! Allen Veden, Bibeln und Koranen, allen Rechtsbüchern, allen Friedensverträgen zum Trotz niemals auch nur ein stundenlanges Aufhören des „kleinen" Privatenkrieges oder des „großen" Kirchen- und Staatenstreites.

Zum Glück oder zum Unglück fehlt es dieser ewigen Kriegsfurie nicht an Kanonenfutter, weil dem menschlichen Vertilgungstriebe der menschliche Zeugungstrieb das Gegengewicht hält. Jeder Hinz sucht ja bekanntlich seine Hanne, jede Käthe will ihren Kunz haben. Wie die Erde, das ewig gebärende und ewig verschlingende Ungethüm, in langweiligem Einerlei um die Sonne sich dreht, so dreht die Menschheit zwischen den beiden Polen Zeugung und Vernichtung hin sich und her. Dichter nennen das —

„Den Born, worin die Wesen alle gründen,
Das Meer, worein sie sterbend alle münden."

Gewiß, die Menschheit hätte, des ewigen Drehens satt, schon lange ein für alle mal in das besagte „Meer" sich gestürzt, so sie nicht ein Spielzeug besäße, mittels dessen sie sich die Zeit vertreiben, sich zerstreuen, belustigen und trösten kann. Lasst dem armen alten Kinde sein Thonpfeifenrohr, sein bisschen Wasser, sein Stückchen Seife und ihr werdet es mit rührender Beharrlichkeit jene buntschillernden Seifenblasen in die Luft treiben sehen, welche man Ideale nennt.

Die höchsten Aufschwünge des Menschengeistes, die edelsten Instinkte und die süßesten Affekte der Menschenseele, die Fanatismen der Religion und der Politik, die verzückte Glut der Andacht und die keuschen Wonneschauer der ersten Liebe, die blendenden Illusionen der

Begeisterung und die stolzen Triumphe der Wissenschaft, in den Himmel hinauffliegende Lust und in die Erde sich hinabwühlendes Leid, der stachelnde Hunger nach Rang und Reichthum, der lechzende Durst der Ehrsucht und die Sättigung mit Ruhm, der berauschende Hochmuth der Herrschaft und der entzückende Traum von Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, das Hochgefühl der Tugend und die Hoffnung auf Unsterblichkeit: — Seifenblasen!

Die Welt selbst ist nur eine solche, hat der Buddha vor 24 Jahrhunderten gepredigt, der große Prophet der Nichts-Religion. Es gibt nur das Eine: Nirwana, das Urnichts. Alles andere ist ein Strom von Nichtigkeiten, welcher sich dem Ocean des Nirwana zuwälzt. Erde und Himmel, Götter und Menschen, Geist und Materie, Leben und Tod, Familie und Staat, Tugend und Laster, Glück und Unglück — alles nur ein nichtiger Schein! Wie eine blühende Lotosblume ist die Welt aus dem Urnichts aufgestiegen, wie eine welke sinkt sie wieder in dasselbe zurück. Die Schaumblase des Erdendaseins platzt, das Fieber des Lebens hört auf, alles verlischt in absoluter Leere. Wenn der hebräische Koheleth klagte:

„Oh, was wird dem Menschen für all' seine Mühsal,
Womit er sich abquält unter der Sonne?
Alle seine Tage sind ja voll Schmerzen
Und in der Nacht auch ruht ihm das Herz nicht" —

so stellte der Buddhist mit schwindelhoher Abstraktionslust der Welt sich gegenüber und sagte zu ihr: Du solltest nicht sein, wie du bist; weil es aber eine Unmöglichkeit, dich anders zu machen, so sollst du gar nicht sein. Und du bist nicht! Du bist nur Schein, Schaum, Traum, Gaukelei. Verblasse, schwinde, zerstiebe! Hinunter mit dir ins ewige Nichts!

Schade nur, daß diesem Bannspruche weltschmerzlicher Verzweiflung zum Trotze die Welt wirklich ist oder wenigstens sehr fühl- und merkbar zu sein scheint: nicht als eine klösterlichstille und mönchefaule Lamaserie, sondern als ein tosender Kampfplatz; nicht als ein Gegenstand feiger Verleugnung, wie eine solche das Christenthum

dem Buddhismus plagiatorisch nachgepredigt hat, sondern vielmehr als ein Gegenstand tapferer Bestreitung.

Mag der Gott, entrüstet oder angewidert, das Mikroskop wegthun und den Wassertropfen in den Weltenocean zurückschleudern; mag es sein, daß die Nichts-Religion schließlich rechthat; mag es geschehen, daß ein Tag kommt („dies irae, dies illa“), allwo —

„Die wolkenhohen Thürme, der Paläste Pracht,
Die heiligen Tempel und der große Erdball selbst
Mit allem, was drauf haus't, wird untergeh'n
Und, wie ein leeres Schaugepräng' erblasst,
Spurlos verschwinden“ . . .

noch rollt die Erde um die Sonne, noch sind die Menschen und — der gesundeste aller Dichter und Denker hat es gesagt, Wolfgang der Große — „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein“.

Darum laßt uns kämpfen! Nicht, als ob es sich der Mühe lohnte, nicht um des Kampfpreises willen — es gibt keinen — sondern weil wir müssen, weil die „dira Necessitas“, der noch keiner ihr Räthsel abgefragt hat, es will. Und weil wir uns in vieltausendjährigem Kampfe nachgerade doch mälig aus der Bestialität herausgerungen haben sollten, so lasst uns so zu sagen menschlich kämpfen, lasst uns —

„Parcere subjectis et debellare superbos!“

2.

Erhebe deine Augen und blicke hell und heiter zurück auf die Bahn, welche durch Jahrtausende und wieder Jahrtausende herab die Menschheit gewandelt ist bis heute, und du wirst von den Idealen nicht mehr reden wollen als von „Seifenblasen“.

Denn wie der biblischen Dichtung zufolge die Feuerwolke den Kindern Israel vorwandelte, nächtlicher Weile die Wege ihnen zu weisen beim Auszug aus Mizraim, so leuchteten und leuchten die

Ideale der Menschheit voran beim Vorschritt aus der Nacht der Barbarei in die leise anbrechende Morgendämmerung der Humanität. Wann der Tag kommen und was er bringen wird, wer weiß es? Aber kommen wird er und du brauchst dich ja nicht um den Abend zu sorgen: — lange, lange, bevor es dem Abend zugeht, wirbeln die Atome, „die sich zu Lust und Leid in dir gefügt", fühllos mit in dem ungeheuren Staubwirbel von ewigem Werden und Vergehen.

„Aber dieser Staubwirbel ist er nicht ein unendliches Trauerspiel von bleierner Schwere und Monotonie?"

Wohl, das wär' er, so nicht der Idealismus in die dicke, dumpfe, dunkle Masse Licht, Luft und Leichtigkeit brächte, so nicht ein Funke vom Centralsonnenfeuer in den trägen Erdenkloß gefallen wäre. Denn — weißt du? —

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Wär' in uns nicht des Gottes Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

„Ja, „est deus in nobis" — auch so eine Seifenblase."

Schelte mir sie nicht! Gesegnet seien die „Seifenblasen". Das sind die Montgolfièren, welche uns emportragen über die Noth des Lebens, über „die Angst des Irdischen" . . .

„Ins Blaue?"

In die Aetherluft des Humors, von wo herab gesehen das höllische Trauerspiel der Weltgeschichte zum menschlichen Lustspiel wird.

„Ein Lustspiel dieses entsetzliche Wirrsal von Dummheit und Schlechtigkeit, von Lug und Trug, von Raub und Mord, von Laster und Elend, von Tücke und Brutalität, von Thränen und Blut?"

So sieht und fragt der weinende Philosoph; aber der lachende, welcher doch mindestens ebenso berechtigt ist, sieht anders und sagt so: — Da wir zu ohnmächtig sind, einen vernünftigen Zweck zu verwirklichen, so brauchen wir uns auch nicht mit der Frage abzuquälen, ob unser Dasein überhaupt einen vernünftigen Zweck habe oder nicht. Und weil das Menschenleben mit der Flüchtigkeit eines Traum=

schattens über die Erde hinstreicht, so sollten wir uns diese Flüchtigkeit nicht noch verkürzen und vergrämen mit grübeln und klagen über Unabänderliches und Unabwendbares. Die Wissenschaft mag sich noch so sehr in die Brust werfen und eine noch so hochmüthige Miene aufsetzen, sie weiß auf die kategorische Frage: Wie, wann und warum entstand die Welt und der Mensch? doch nur stotternde Hypothesen zur Antwort zu geben. So muß es denn noch immer erlaubt sein, in Ermangelung des Wissens die Phantasie zur Hilfe zu rufen und sie sagen zu lassen: Das Weltall und unser kleiner närrischer Erdball darin sie sind von einem wachenden Gotte gedichtet oder von einem schlafenden geträumt worden und noch immer geht weiter der göttliche Traum oder die göttliche Dichtung.

„Wohl! Aber ist nicht der Traum ein Alp, die Dichtung eine tragische?“

Nein! Denn wer zwingt uns, es zu machen wie die Pfaffen, welche allzeit und überall in dem träumenden Weltgeiste nur einen ewig zorngrinsenden, zähnefletschenden und blutlechzenden Moloch sahen und sehen? Wer hindert uns, in dem angeblichen Moloch vielmehr einen nach gigantischem Maßstabe dichtenden Aristophanes zu erkennen, welcher die Welt zu einem kolossalen Wolkenkukuksheim eingerichtet hat?

„Nun ja, daß der Tropf von Peisthetäros die herrliche Braut Basileia heimführt, die Komik — falls es eine ist — wiederholt sich allerdings milliardenmal in allen denkbaren und mitunter auch wohl in undenkbaren Formen auf dieser Weltbühne.“

Siehst du? — Daß die Weisheit von der Thorheit, das Große vom Erbärmlichen, das Erhabene vom Niedrigen, die Hochherzigkeit von der Gemeinheit, die Ehrlichkeit von der Gaunerei, die Genialität von der Trivialität, das Verdienst von der Unverschämtheit, die Tugend vom Laster, der Ruhm vom Neide, die Liebe vom Haß, die Treue von der Falschheit, die Begeisterung vom Nutzen hintangedrängt, besiegt, vernichtet wird, — das eben ist der aristophanische Spaß der Weltgeschichte.

„Ein Spaß, fürwahr, von dem gesungen ist:

Wer vermag es, ohne Grauen
Diesen Gräuel anzuschauen?“

Bah, je nachdem man ihn anschaut und nimmt! Heraklit freilich hört aus dem weltgeschichtlichen Drama nur die unablässig schwingende Todtenglocke heraus, aber Demokrit das immerfort lachende Klingeln der Schellenkappe. Wer der Weisere und Glücklichere von beiden, kann gar nicht fraglich sein. Was kommt bei der pathetisch-tragischen Weltanschauung heraus? Nichts, als daß man jedes Organ einbüßt, den grandiosen Humor zu verstehen, welcher aus dem ewigen Antithesenspiel des geschichtlichen Processes sich entwickelt wie eine köstliche Weinblume aus der Gährung der Mostelemente. Darum noch einmal: Schau' und nimm die Weltgeschichte als heiteres Drama. Nur dann wirst du die Hochkomik von Thatsachen begreifen, wie z. B. jene gewesen, daß ein auf Golgatha gekreuzigter jüdischer Rabbi alle die blühenden Göttergestalten von Hellas, alle die Macht und Pracht der „ewigen“ Roma mit sich in seinen Scheol hinunterreißen konnte und hinuntergerissen hat.

3.

„Amboß oder Hammer sein“. Es gibt kein Drittes.

In der antiken Welt wurde das mit ehrlicher Unbefangenheit gesagt und geübt. Es gab da Bevorrechtete und Rechtlose, Herren und Sklaven, Bürger und Barbaren. Selbst Phantasten höchster Potenz, wie ein Platon, sie dachten nicht daran, die lächerliche, von der Natur auf Schritt und Tritt lügengestrafte Chimäre einer allgemeinen und unbedingten Menschengleichheit und Menschenbruderschaft aufzubringen.

Immer aber, wann die Menschheit in Folge schlechten Lebenswandels ganz heruntergekommen ist, treibt ihre Todesangst sie an, mittels einer Radikalkur, einer religiösen Fastenkur, einer moralischen

Kaltwasserkur wieder Heilung und Verjüngung zu suchen. Desshalb, als die antike Gesellschaft in der Völlerei-, Wollust- und Blutorgie des römischen Cäsarismus bis zur äußersten Verderbniß siech geworden war, nahm sie das Kreuz des Christenthums auf sich.

Die weltgeschichtliche Hungerkur hob an. Anhaltendes Fasten steigerte die Nerventhätigkeit zur Ekstase: kein Wunder also, daß Hallucinationen und Visionen eintraten; Hallucinationen von einer Religion der Liebe, Visionen vom tausendjährigen Reiche des Friedens und der Freude. Es klang ja so verheißungsvoll von Galiläa her: „Ich bin gesandt, zu bringen die frohe Botschaft den Armen, zu heilen die wunden Herzen, zu verkündigen den Gefangenen, daß sie los sein, und den Blinden, daß sie sehen, und den Geknechteten, daß sie frei sein sollen".

Wie der Frühling auf die Erde sich senkt, so senkte sich das Evangelium von der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft in die Herzen der Menschen: — der flüchtige Blüthentraum einer Mainacht!

War nicht von Galiläa her auch erschollen: „Ich bin gekommen, nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert" —? Ja, das Schwert! Denn

„Waffen braucht die Welt! Kein Liebelächeln
Kann das Elend ihr von dannen fächeln,
Wär's ein Lächeln auch wie das vordem
An dem Kreuze zu Jerusalem."

Darum lasst den alten und ewigen Bruderkrieg weiterrasen! Die Völkerwanderung hat ja glücklich eine prächtige „Armeereorganisation" zuwegegebracht und die „vagina gentium", die germanische Welt, liefert „Kanonenfutter" in Hülle und Fülle. Auch ist zu den früheren Kriegselementen und Vernichtungsmitteln ein neues, furchtbar wirksames hinzugekommen: das Gift des jüdischen Fanatismus, der furor molochisticus, welchen das Juden-Christenthum den Völkern einimpfte. „Ich schlage dich todt, weil deine Seele nicht nach m e i n e r Façon selig werden will"! ist das un-

zähligemal wiederholte Wort, welches der christliche Kain zum christlichen Abel sprach.

Geht hin und sucht im Mittelalter die Chimäre von der christlichen Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft der Menschen. Ihr werdet, so ihr Augen habt, zu sehen, nur ein wüstes Wirrsal von brutaler Herrschaft und bestialer Knechtschaft vorfinden und ihr werdet, so ihr Ohren habt, Herren und Knechte gleich entwürdigt unter dem Joche eines abscheulichen Afterglaubens einherkeuchen hören. Häuft alles Gräuliche und Scheusälige zusammen, was aus Antrieb und im Namen der sämmtlichen übrigen Religionen auf Erden geschah, ihr werdet doch nur einen Hügel zuwegebringen gegenüber von dem Gräuelberge, welcher aus Antrieb und im Namen des Christenthums aufgethürmt worden ist.

Gedenket nur der Zeit, wo ein schlauer Mönch, der da wusste, daß die Welt betrogen sein will, seine Tonsur unter einer dreireifigen Krone verbergen, der europäischen Menschheit seinen Fuß auf den Nacken stellen und zu ihr sagen durfte: „Ich bin dein Herr und Meister, ich bin der König der Könige, ich kann binden und kann lösen, ich theile Seligkeit und Verdammniß aus, ich bin der Statthalter Gottes!"

Millionen und wieder Millionen haben an diesen Wahnwitz geglaubt, glauben daran noch zur Stunde, und ihr sagt, der Mensch sei ein vernünftiges Wesen?

So ein Koloß von Unvernunft, wie das Papstthum, müßte aber Europa aus dem Gleichgewichte gebracht haben, falls dem Koloß nicht ein ziemlich ebenbürtiges Gegengewicht geworden wäre: der Heilige-Römische-Reichs-Schwindel.

Die beiden Schwindelkolosse hatten, wie bekannt, anfänglich ein Kompagniegeschäft errichtet, auf daß, geschäftlich zu reden, einer den andern „poussire", auf daß einer den andern „moussiren" machte. Der „Sachsenspiegel" in seiner Unkenntniß der modernen Geschäftssprache hat das so ausgedrückt: „Tvei svert lit got in ertrike to beskermene de kristenheit; deme pauese is gesat dat geistlike, deme

keisere dat wertlike". Allein das Kompagniegeschäft hielt sich nicht lange, maßen die Kompagnons über ihren Antheil an den „Beneficien" und „Dividenden" in Streit geriethen. Das geistliche Schwert kehrte sich gegen das weltliche, dieses schlug auch nach Kräften auf jenes hinein und die von romantischen Jongleurs bis auf unsere Tage herab Dummköpfen vorgegaukelte „im Brennpunkte der Religion gebundene Einheit des mittelalterlichen Lebens" ist thatsächlich ein furchtbarer Zwiespalt gewesen, eine Jahrhunderte währende grässliche Katzbalgerei zwischen Kaiserthum und Papstthum, deren Zeche der Prügelknabe der Weltgeschichte, Michel Theut, bezahlen mußte. Nichts Unersprießlicheres, fürwahr, und nichts Unerquicklicheres als die deutsche Kaisergeschichte! Statt durch Vernichtung der Adelsanarchie daheim die Nation zu konstituiren, statt einen Staat zu schaffen, dieses donquijotische Werben um Frau Aventure Weltmonarchie, dieses Haschen nach einer Fata Morgana, diese Jagd auf das Heilige-Römische-Reichsphantom, dieses ewige und immer wieder resultatlose Hin- und Herrutschen über die Alpen — eine weltgeschichtliche Dummheit, wie es *so* dumme nicht gar viele gegeben hat.

Weil jedoch Altar und Thron allen ihren Mord- und Todhändeln zum Trotz allzeit das Bedürfniß gegenseitiger Stützung empfanden, hielt die Kirche die Fiktion von dem göttlichen Rechte der Könige das ganze Mittelalter hindurch salbungsvoll aufrecht. Die Reformation ihrerseits hütete sich wohl, an dieser kirchlichen Dichtung zu rütteln; im Gegentheil, sie predigte dieselbe noch viel eindringlicher: — hat ja doch erst im Neste des Lutherthums der Ordo Priesterschaft ihre Species Hofpfafferei ausgebrütet. Daneben freilich besaß schon das Mittelalter nicht mehr so ganz und besaß noch weniger die Neuzeit jene Naivität, womit das Alterthum den Gegensatz von Privilegirten und Unberechtigten, von Glücklichen und Unglücklichen, von Herren und Sklaven, von Müssiggängern und Arbeitern als eine unabänderliche Schicksalsfügung bekannt und anerkannt hatte. Denn schon im Mittelalter begann sich die von

der antiken Naturwüchsigkeit so widerlich abstechende Heuchelei und Scheinheiligkeit zu entwickeln, welche nachmals zu riesigen Verhältnissen angewachsen ist; jene moderne Heuchelei und Scheinheiligkeit, welche sich einbildet, zu glauben, die blutenden Wunden und eiternden Geschwüre am Körper der Menschheit wären so gut wie nicht vorhanden, falls man sie mit dem dünnen Mantel der christlichen Liebesphrase bedeckte.

4.

Das Zwangshemd der mittelalterlichen Weltanschauung war einer wesentlich ackerbaulichen Gesellschaft auf den Leib gepasst. Es mußte demnach mälig aus den Nähten gehen, sowie neben dem Junkerthum und seinen Hörigen das städtische Bürgerthum mit seiner Gewerbe- und Handelsthätigkeit mehr und mehr ein socialer Faktor wurde. Adeliges und höriges Bauernthum hätten innerhalb der Schranken des Mittelalters noch Jahrhunderte lang in gemüthlicher oder ungemüthlicher Rohheit fortvegetiren können, aber die Bedürfnisse und Begehrlichkeiten der Industrie und des Handels zerbrachen diese Schranken.

Die Lust des Denkens, Forschens, Wissens, welche so lange als sündlichste Sünde geächtet gewesen war, entzündete sich von neuem an dem Schönheitssonnenstral, welcher aus der Gruft des Alterthums aufschoß. Ein ambrosischer, aus Althellas kommender Luftzug reinigte die vom Kuttengeruche verdorbene Atmosphäre Europa's. Die jugendkräftig aufstrebende Naturwissenschaft schickte sich an, das Netz hierarchischer Seelenfischerei zu zerreißen, und die Auffindung Amerika's erweiterte nicht nur den geographischen, sondern auch den intellektuellen Gesichtskreis der Menschheit.

In der also physisch und geistig erweiterten Welt schlug das moderne Freiheitsprincip die Augen zum Leben auf.

Aber, siehe, auch das war eitel!

Auf die religiöse Freiheitsfrage des sechszehnten Jahrhunderts gab das siebzehnte den zu seiner Vollkraft gelangten Jesuitismus, das protestantische Pharisäerthum, den dreißigjährigen Krieg, den Hexenproceß und die Dragonnaden Ludwigs des Vierzehnten zur Antwort, — eine Antwort, welche der „Menschenbruderschaft“ wieder einmal erwünschte Gelegenheit verschaffte, in ihrer ganzen Glorie sich sehen zu lassen.

Der große Denker desselben siebzehnten Jahrhunderts, Baruch Spinoza, wußte wohl, was er that, als er meinte, das leidige Welträthselproblem ließe nur eine nothdürftige Lösung zu: — Resignation!

Um solche „stubengelehrte“ Meinungen sich zu kümmern hat jedoch die Menschheit weder Zeit noch Neigung. Sie kann und darf nicht pflanzenhaft resignirt, sondern muß und will kriegerisch gerüstet und thätig sein. Sie bedarf und achtet nicht der Friedensprediger, sondern nur der Taktiker und Strategen. Die Erfindung einer neuen Mordwaffe ist für sie unendlich wichtiger als die Findung einer neuen „Idee“. Mit Ideen kann man ja einander nicht umbringen, wenigstens nicht unmittelbar.

Das achtzehnte Jahrhundert nahm die Frage des sechszehnten wieder auf und der „Patriarch von Ferney“ meinte, ein unendliches Hohngelächter das sei die beste, ja einzige Lösung des Problems.

Ernster faßte die Sache der „Weise von Königsberg“. Der fuhr mit dem eisernen Kehrbesen seiner Logik über das Firmament des Supranaturalismus hin und wischte alle Sterne, alle Illusionen, alle menschlichen Selbsttäuschungen und Selbstbespiegelungen hinweg. Thu' deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Mensch, und lass' dir von deiner närrischen Einbildungskraft keine übersinnlichen Flausen vormachen! sagte der strenge Kehrausmann. Weil er aber doch auch wieder Stunden hatte, wo er kein eiserner Logiker, sondern nur ein gutmüthiger deutscher Hagestolz war, fügte er nach einer Weile achselzuckend hinzu: Maßen es, wie es scheint, ein „Postulat der praktischen

Vernunft" ist, daß du Illusionen habest, so habe sie meinetwegen, Schwachkopf!

Zur gleichen Zeit hatte der Debattirklubb in der Taverne „Zur Jungfer Europa" die Frage der bürgerlichen, der politischen Freiheit auf die Tagesordnung gesetzt. Monsieur le Baron Charles de Secondat la Brède et de Montesquieu erstattete den Kommissionsbericht („Esprit des lois") und die geräuschvolle Debatte hob an. Resultat: Das Evangelium von den „drei Gewalten" wurde mit großer Mehrheit angenommen, — ein Evangelium, welches, aus dem Urlande der Heuchelei, aus England herübergeholt, eigentlich ein Apokryphon „De tribus impostoribus" ist, das Lug- und Trugkredo des Konstitutionalismus.

Dieser mußte, weil ja die Welt belogen und betrogen sein will, nothwenig seither ein Hauptmotiv des weltgeschichtlichen Drama's werden.

Ein weiteres Motiv, die Verwickelung tollkomischer zu machen, brachte der „Citoyen de Genève" in das Stück, indem er der alleinseligmachenden Lehre von der Monarchie die alleinseligmachende Lehre von der Demokratie gegenüber stellte, dem Phantom Gottesgnadenthum das Phantom Volksgnadenthum. Die beiden Riesenphantome stießen dann aufeinander und es gab einen Krach — die französische Revolution — der die arme alte Erde in ihren Grundvesten erschütterte und zur „Wiederkehr des alten Urstands der Natur" das Signal geben zu wollen schien.

Und welcher der beiden Riesen siegte in diesem furchtbaren Duell? Keiner von beiden.

Ihr kennt ja das alte Sprüchlein „Duobus litigantibus tertius gaudet". Während die zwei ehrlichen Riesen Monarchismus und Demokratismus auf Leben und Tod redlich sich rauften, hielt sich Zwerg Konstitutionalismus vorsichtig beiseite und lachte ins Fäustchen. Als sodann die beiden braven Berserker aus tausend Wunden blutend und in tödtlicher Ermattung auf der Walstatt lagen, kam er herbeigeschlichen, um beide auszuplündern.

Aber der schlaue Zwerg kam zu spät für diesmal. Ein soldatischer Abenteurer war ihm zuvorgekommen und hatte rasch zugegriffen.

5.

Napoleon, Göthe, Byron: — diese drei Gestalten ziehen vor allen übrigen unsere Blicke an, so wir auf den Entwickelungsgang unseres Jahrhunderts zurückschauen. Alles andere ist, genau betrachtet, nur unzulängliche Nachahmung, schwächliche Wiederholung, druckfehlervoller Abklatsch dieser drei Typen.

Napoleon unternahm es, alle Hebel und Hilfemittel der modernen Kultur zur Erneuerung des römischen Cäsarismus zusammenzufassen. Scheinbar nahe dem Ziele, scheiterte er, weil sein Unternehmen ein Widerspruch in sich selbst war. Denn der Träger der modernen Kultur ist das Bürgerthum, der dritte Stand, die Geschäftemacherschaft, und diese verlangt nicht so sehr die Achtung vor der Freiheit selbst — (von welcher sie im Grunde ihres Herzens denkt wie Falstaff von der Ehre) — als vielmehr die Berücksichtigung der Freiheitsphrase. „Komm' mit deinem S ch e i n e, süßes Engelsbild!" Der korsische Glückssoldat würde wohlgethan haben, zuweilen des 5. Mai von 1789 sich zu erinnern. Sobald damals im Reichsständesale zu Versailles der König nach gehaltener Thronrede seinen Federhut aufsetzte und die Herren von der Kirche ihre rothen und violetten Barette und die Herren vom Adel ihre „aufgekrämpten" Hüte aufsetzten, stülpten aller feudalen Kleiderordnung zuwider auch die Herren vom Geschäft ihre „niedergekrämpten" Hüte fest auf die bürgerlichen Köpfe, und wollte das sagen: So, fortan wollen w i r, die Bourgeois, mitregieren im Staat oder wenigstens soll man uns so thun lassen, als regierten wir mit. Napoleon hätte demnach den Menschen mit dem Sein des freien Staatslebens nicht zugleich auch den Schein desselben vorenthalten sollen. Daß er es dennoch that,

das war sein Kaiserwahnsinn und hat ihn zu Grunde gerichtet. Jedes Jahrhundert hat neben der allgemeinmenschlichen noch seine besondere Narrheit. Die des neunzehnten ist die parlamentarische (insania garrula senatoria). Wäre dem gewaltigen Schlachtenmeister in seinem Machtrausche nicht die Klugheit abhanden gekommen, so würde er das berücksichtigt und seine Zeitgenossen an dem Narrenseile geführt haben, welches sie sich selber zurechtgedreht hatten. Ah, er hatte keine Vorstellung von der ungeheuren Expansivkraft der Phrase; er machte das Schwatzventil zu und die Folge war, daß der Kessel des Napoleonismus barst.

Also ist ein weltumfassendes Genie thöricht an die Unmöglichkeit vergeudet worden, die brutal-nackte Thatsache römischer Despotie in eine Zeit hineinzustellen, welche die Blöße ihrer Knechtschaffenheit zehnfältig mit der Freiheitsphrase drapirt und die gemeinen Züge ihrer Selbstsucht mit der Schminke der Humanität überkleistert. Napoleon hat sein Unterfangen schwer gebüßt: er, der Meister des „großen" Krieges, ist schließlich im allerkleinsten, im „Duell mit einer Wanze", im Gezänke mit Sir Hudson Lowe umgekommen. Und die Moral seines Auf- und Ausgangs? Es soll fürder keinen großen Schurken mehr geben, sondern nur noch kleine Schufte.

Wie der Soldatenkaiser ein Weltalter abgeschlossen hat, so that auch der Dichterkaiser. Aber wie ganz anders that er es! Auch in Göthe war ein weltumfassender Genius thätig; aber nicht, um einem Phantom nachzujagen, um einen Traum zu verwirklichen, sondern vielmehr, um dem Realen den Stempel des Idealen aufzuprägen. Alles Süße, Schöne, Hohe, alles Liebliche und Tröstliche, was Naturleben und Kunstschaffen bieten, Göthe hat es mit heidnisch-frommer Hand zu einem ewigfrischen Strauße gebunden, dessen Glanz die Augen erfreuen, dessen Duft die Herzen erquicken wird, so lange der Menschheit „labyrinthische" Laufbahn währt. Er dichtete das große Trauerspiel des menschlichen Geistes, den Faust; aber mitleidsvoll der Schwäche seiner Zeitgenossen Rechnung tragend und

erkennend, daß sie lieber erheitert als erschüttert sein wollten, ließ er die irdische Tragödie in eine himmlische Komödie verlaufen. Weise mahnte er: Ihr werdet die Welt im Ganzen und Großen niemals ändern, richtet sie also wenigstens im Einzelnen und Kleinen möglichst wohnlich und schön ein. Wenn er den jugendlichen Titanismus seines Lieblingssohnes Faust —

„Vom Himmel fordern ließ die schönsten Sterne . . .“

so verwies er das dem Himmelstürmer sofort mit den lächelnden Vaterworten:

„Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht!“

und während sein großer Freund Schiller den dürstenden Seherblick der Zukunft zukehrte, pflegte er liebevoll die Blumen und Blüthen der Gegenwart.

In die Seele Göthe's war die olympische Ruhe der „Resignation“ des von ihm wohlstudirten und hochverehrten Spinoza eingegangen. Darum legte sich die göthe'sche Poesie über den tosenden Welttag des achtzehnten Jahrhunderts hin wie ein prächtiges Abendroth, „still und bewegt“ zugleich, majestätisch und friedsam, entzückend und beschwichtigend.

In Byron dagegen wurde die That der französischen Revolution zur Dichtung.

Aus den Scheinheiligkeitsnebeln seiner Heimatinsel zornsprühend aufgestiegen, um in den Sümpfen von Missolonghi bald und plötzlich zu erlöschen, ging die Erscheinung Sr. Dichterlordschaft den staunenden Augen seiner Zeitgenossen vorüber wie ein blitzendes Meteor, das eine breite, tiefe, rothe Flammenspur hinter sich zurückließ. Eine breite, tiefe, rothe Flammenspur: jene magisch-mächtigen Gesänge, um welche — hat ein „frommer“ Mann gemeint — der Himmel die Hölle beneiden mußte. Mitglied der hochmüthigsten Aristokratie der Erde und selbst ein siebenfach potenzirter Aristokrat, hat Byron während der Zwingherrschaft Napoleons die verfemte Erinnerung an die Zeit, allwo

„Die Menschen wagten für sich selbst zu denken,
Die Könige zu richten und zu reden
Von Freiheit, der verbotnen Frucht . . .“

wieder wachgerufen, hat sodann die den Händen der müdgehetzten Revolution entfallene Weltgerichtstuba („tuba mirum spargens sonum“) aufgerafft und in die Kirchhofsstille der Heiligen-Allianz-Jahre die dämonisch-jubelnde Prophezeiung hineingeschmettert: „Stürzen werden die Throne und die Zukunft gehört der Demokratie!“

Ist er nicht ein köstliches Impromptu des Demiurgos-Aristophanes gewesen, dieser englische Lord und Freiheitslyriker? Oh, Weltgeschichte, du Komödie der Komödien!

Es ging nun zunächst der konstitutionell-parlamentarische Akt in Scene; denn während der Restaurationsperiode hatte sich die Befriedigung der Ansprüche des dritten Standes als eine unumgängliche Nothwendigkeit herausgestellt. Der kurzathmige revolutionäre Anlauf vom Juli 1830 machte diese Nothwendigkeit im ganzen civilisirten Europa noch einleuchtender und zugleich zeigte der Verlauf dieses Anlaufes, das liberale Bürgerthum (im Sinne des französischen Wortes „Bourgeoisie“ gemeint) sei im Grunde ein „bon enfant“, auch so ziemlich salonsfähig, und es würde sich demnach bei einiger Herablassung wohl mit ihm auskommen und leben lassen. Seither ist denn auch die Bourgeoisie, wenn nicht überall rechtlich, so doch thatsächlich in den Mitgenuß der Vorrechte getreten, welche bislang dem ersten und zweiten Stande vorbehalten gewesen waren.

Daß nun der dritte Stand, in den Kreis der Privilegirten eingetreten, gegen den nichtprivilegirten vierten, daß der Kapitalist gegen den Arbeiter, der Bourgeois gegen den „weißen Nigger“, den Proletarier, sich abschloß, das war ganz in der Ordnung und mußte so sein, weil es menschlich war, d. h. aus dem Wesen des Menschen, welches nicht das eines Fabelthieres von Engel ist, naturnothwendig-folgerichtig hervorging.

Als ebenso naturgemäß jedoch muß es anerkannt werden, daß

seinerseits der weiße Nigger seine Lage unbehaglich fand und darauf sann, sich ebenfalls bequemer zu betten.

Maßen aber die Machtstellung der Bourgeoisie auf der rastlosen Entwickelung der Industrie und des Handels beruht, maßen sie folglich zu ihren Geschäften „Hände“ braucht und immer mehr Hände, so war sie dazu verdammt, ihren grimmigen Feind selber großzuziehen, d. h. ein massenhaft wucherndes Proletariat zu schaffen.

Die „Hände“ kamen nun auf den nicht eben fernliegenden Einfall, sich zu zählen und einander zu fragen: Ist es denn wahr, daß wir Menschen, nämlich wir vom vierten Stand, immer und ewig Arbeitsmaschinen im Dienste und zum Vortheil anderer sein sollen und weiter nichts? Soll und darf das Kapital allzeit ein brutaler Tyrann und muß die Arbeit allzeit eine demüthige Sklavin sein?

Man nennt das die „sociale Frage“.

Sie hat höchst tiefsinnige Untersuchungen und sehr lärmende Debatten veranlasst. Der gelehrten Erörterungen wirklicher und der langen Reden kurzer Sinn ist aber dieser: — Der vierte Stand will die Privilegien der drei bevorrechteten Stände mitgenießen. Ist er in diesen Mitgenuß eingesetzt, so wird auch e r seinen weißen Nigger haben wollen und gegen einen fünften Stand tapfer Front machen, wie der fünfte unter gleichen Verhältnissen gegen einen sechsten, und so weiter ins Unendliche.

Denn die frohe Botschaft von der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft der Menschen ist und bleibt der Traum wohlwollender Träumer. Die Menschen *können* nicht gleich sein, sie *wollen* nicht frei sein und Brüder werden sie stets nur sein im Sinne der uralten und ewigjungen Geschichte von den *feindlichen* Brüdern.

6.

Siehst du jenen Knaben dort, welcher eine aus Kautschuk verfertigte Fratze in seinen Händen dreht, presst und knetet? Hut ab, es

ist ein Geschichtephilosoph, welcher das „konstruirt", was man den weltgeschichtlichen Proceß nennt.

Wäre aus diesem Processe der gesunde Menschenverstand heutzutage nicht „wissenschaftlich" ausgeschieden, so müßte er über die Verrenkungen und Verzerrungen, welche das arme Kautschukding sich gefallen lassen muß, baß erstaunen.

Aus dem hunderttausendfältigen Narrenchor der Gegenwart heraus vernehme ich eine Rede, von welcher jeder Buchstabe ein Professor und jede Silbe ein Hofrath ist: — „Meine Herrn! Alles mußte von Anfang an gerade so kommen, wie es gekommen ist. Das Ei der Leda enthielt ja, wie jedermann weiß, schon den ganzen trojanischen Krieg, sammt dem hölzernen Gaul, nebst der Ilias und Odysee: das alles dotterte sich nur so auseinander. Freilich könnte die Frage gethan werden, wie es denn mit dem trojanischen Kriege, dem hölzernen Gaul und der Ilias und Odysee gekommen sein würde, falls das besagte Ei zufällig zu Bouillon oder Rühreiern verwendet worden wäre, was ja wohl jedem Ei begegnen kann. Allein dergleichen Fragen sind als unwissenschaftlich, weil auf „roher Empirie" beruhend, a priori abzuweisen. Ueberhaupt ist alles als unwissenschaftlich abzuweisen, was nicht in unseren Kram passt. Der weltgeschichtliche Proceß war demnach von Uranfang an und bis zu dieser Stunde eine festgeschlossene Kette von logischen Entwickelungen. Folglich kennt die Geschichte kein anderes Kriterium und Gesetz, kein anderes Recht und keine andere Moral als den Erfolg. Die Geschichte aber macht den Menschen. Also hat sie auch uns gemacht, die wir uns fast die kurzen Fortschrittsbeine ablaufen, um den Erfolg immer bei Zeiten einholen und unsere Kniebeugungen ihm darbringen zu können."

Wir andern, die wir dem armen, kritisch ausgeschiedenen und par ordre du moufti verbannten common sense ein Asyl gewährt haben, wir waren und sind der Meinung, die Geschichte sei kein Abstraktum, keine „philosophisch" konstruirte Taschenprovidenz, dazu bestimmt, die Windbeutelei und Niedertracht der Erfolganbeter

unserer und aller Zeiten zu rechtfertigen; sondern sie sei vielmehr das Produkt der wirklichen und der eingebildeten Bedürfnisse, wie nicht minder der guten und der schlechten Leidenschaften der Menschen. Die Menschen also machen die Geschichte und, fürwahr, sie ist auch darnach.

„Aber wo bliebe da die Planmäßigkeit der Geschichteprocedur?"

Oh, die kommt nicht abhanden, weil ja die wirklichen und die eingebildeten Bedürfnisse, die guten und die schlechten Leidenschaften der Menschen allzeit und überall dieselben waren, sind und sein werden. Die Kulissen auf der Bühne des Weltgeschichteschauspiels werden unaufhörlich gewechselt und geändert, die Bühne selber bleibt stabil. Der alte Motivekohl dieses Drama's wird immer wieder umgekocht, anders gewürzt und in von der Zeitmode so oder so geformten Schüsseln abermals aufgetischt. Darum heißt es von allem, was kommt und kommen mag, „auch schon dagewesen". Komöde-Weltgeist wiederholt sich und schreibt sich selber ab; er kann gar nicht anders, denn er arbeitet ja immerfort für dieselben Komödianten.

Hieraus erklärt sich das Immerwiederkehren von überwunden geglaubten Thorheiten und Rohheiten, von beseitigt gewähntem Elend. Hatte man sich nicht der Hoffnung hingegeben, die Aufhellungsarbeit des 18. Jahrhunderts müßte doch soweit Tag gemacht haben, daß sich keine mittelalterlichen Spukgestalten mehr sehen lassen dürften? Und dennoch kamen sie im 19. Jahrhundert scharenweise wieder. Ja, unter den Jubelfanfaren des restaurirten Obskurantismus kehrte das ganze wüste Heer des Unsinns zurück, kamen die Fratzengebilde der romantischen Schule, kamen die plumpen Poltergeister des „Geistersehers" von Weinsberg, kam der mittelaltersüchtige Kunstdusel, welcher den „Großmeister" der deutschen Malerei seinen Pinsel in das dickste Pfaffenthum tauchen und, im 19. Jahrhundert! ein Großmeisterstück von „Jüngstem Gericht" malen machte, welches denkenden Menschen Schauder erregen mußte. Der königlich preußische Staatsphilosoph und Katheder-Charlatan Hegel restaurirte die Philosophie, indem er dem tiftelnden Blödsinn der Scholastik ein

modernes Mäntelchen umthat, und in derselben „Metropole der Intelligenz" restaurirte der Kanzel-Jongleur Schleiermacher den Theologismus, indem er weiß und schwarz, süß und sauer, Theismus und Atheismus, Heidenthum und Christenthum, Vernunft und Unvernunft, Dialektik und Dogmatik, die Milch der frommen Denkart und das gährende Drachengift des Zweifels zu einem abscheulichen Alleweltvermittlungslügenbrei zusammenmantschte.

Ueber dieser verdorbenen Atmosphäre, in welcher Bourbonen, Heilige Allianzen, Kongregationen und Missionen, Metterniche und Gentze, karlsbader und veroneser Kongresse, Patriotenfänge und Judenhetzen, Adelsketten und Klosterbauten gediehen, ging die Julisonne auf und brütete die Küchlein des Liberalismus aus.

Und siehe, ein konstitutionelles Gegacker und ein parlamentarisches Geschnatter ging los an allen Ecken und Enden.

Umsonst versuchte der Absolutismus sich die Ohren zu verhalten und zu verstopfen: er mußte hören und so oder so zulassen, daß das System des Justemilieu, das Regiment der richtigen Mittelmäßigkeit allenthalben im civilisirten Europa mehr oder weniger breit sich einrichtete.

Weil dann aber das Gottesgnadenthum nach verwundenem Julischrecken die vom dritten Stand erworbene Breite politischer Bedeutung und Geltung überall wieder zu schmälern suchte, thaten die Herren vom Geschäfte so, als könnten sie mit den Knechten der Arbeit sich verbünden, und sie gaben sich, um ihr politisches Interesse zu fördern, da und dort sogar den Anschein, als wollten sie die sociale Frage auf die Tagesordnung setzen.

Der Absolutismus nahm das Spiel für Ernst, glaubte brutal dagegen einschreiten zu müssen und forderte dadurch die Bourgeoisie heraus, gegen den Stachel zu lecken.

Der vierte Stand nahm das Spiel ebenfalls für Ernst und lud demzufolge die vom dritten durchaus nur demonstrativ angelegte Mine mit wiklichem Revolutionspulver.

Dann schlug ein lächerlich kleiner Phosphorfunke, der Bankett-

oder Nichtbankettzank etlicher Tribünegaukler mit der Polizei, in Paris auf, kam sehr gegen Wunsch und Willen besagter Gaukler mit dem Leitstrick in Berührung und — die Februarexplosion von 1848 schrie den Völkern wiederum die alte Zauberformel von der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft in die Ohren.

7.

Ich versuche die Geschichte dieser Explosion zu schreiben und unternehme es, die Scenen des weltgeschichtlichen Drama's „1848" den Augen meiner Leser vorüberzuführen.

Ein Drama will aber regelrecht gegliedert sein und demnach zerfällt mein Stück in die drei durch ein Vorspiel eingeleiteten Hauptakte: 1) Entwickelung (Exposition), 2) Verwickelung (Peripetie) und 3) Abwickelung (Katastrophe). Der erste Band enthält den Prolog, das Präludium und die Exposition; der zweite wird die Peripetie, die Katastrophe und den Epilog bringen.

Der Schwierigkeiten meines Unternehmens wohl bewußt, muß ich darauf gefaßt sein, daß an mich die Frage ergehe:

. . . . „Unde
Ingenium par materiae!"

Allein ich ermuthige mich mit desselben römischen Poeten Worten:

. . . . „Utere velis,
Totos pande sinus!"

Das Material liegt ziemlich vollständig vor, da ja in unseren Tagen das diplomatische Geheimnisseln und Versteckenspielen nicht mehr lange vorhält. Allerdings ist gar manches mehr oder weniger unsaubere Hof- oder Parteigeheimniß aus der in Rede stehenden Zeit noch nicht aktenmäßig aufgedeckt und wird vielleicht niemals aufgedeckt werden; allein dessen ungeachtet lässt sich nicht nur der Gang der Ereignisse deutlich und sicher verfolgen, sondern lassen sich auch die treibenden Motive mit Bestimmtheit erkennen und nachweisen.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich sämmtliche Materialien mit sorgfältiger und unbefangener Kritik geprüft und gesichtet, daß ich keine der bereits eröffneten Quellen von Bedeutung und Verlässlichkeit übersehen und außerdem mich bemüht habe, neue zu finden und aufzugraben*).

Meine Anschauung, mein Urtheil und mein Vortrag sind nicht dazu angethan und bestimmt, jenen gelehrten und jenen nichtgelehrten Leuten zu gefallen, von welchen beim Platen geschrieben steht:

---

*) Dies bezieht sich insbesondere auf die Ergebnisse von Nachforschungen, welche im Bundesarchiv zu Bern anzustellen mir gestattet war, — von Nachforschungen, welche in erster Linie die Depeschen zum Gegenstande hatten, die innerhalb der von mir behandelten Periode die schweizerischen Geschäftsträger in Paris, die HH. Delley (zeitweilig) und Barman, sowie in Wien, die HH. Effinger, Kern und Steiger, an die eidgenössische Behörde richteten. Auch die Berichte der schweizerischen Handelskonsulate in Italien gewährten einige Ausbeute.

Ich werde, wo ich von diesem archivalischen Material Gebrauch mache, dasselbe mit der Chiffre S. B. A. (Schweizerisches Bundes-Archiv) bezeichnen.

Selbstverständlich fühlte ich mich zu lebhaftem Danke verpflichtet für die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit, womit die Gewinnung dieses Materials mir ermöglicht und erleichtert wurde. Im übrigen jedoch halte ich nicht hintan mit dem Bekenntniß, daß meine früher gewonnene Ansicht über den Werth (oder beziehungsweise Unwerth) diplomatischer Korrespondenzen für moderne und modernste Geschichte durch meine in Bern vollbrachte Arbeit im Ganzen und Großen nur bestätigt worden ist. In einer Zeit der Blitzschrift und der Dampfpresse kommen die Herren Diplomaten mit ihrer Weisheit regelmäßig zu spät. Und wie ist es mit dieser Weisheit nicht selten bestellt? Man wird die Antwort leicht finden, wenn man sich z. B. das Buch ansieht, welches Lord Normanby unter dem Titel: „A year of revolution in Paris" veröffentlicht und worin er in seiner Weise das geschildert hat, was vor seinen Augen und Ohren im Jahre 1848 in der Hauptstadt Frankreichs vorging. In seiner Weise, d. h. in der Weise der Unkenntniß und der böswilligsten Voreingenommenheit. Das Machwerk dieses „Eingeweihten" ist größtentheils ein Sammelsurium von Schiefheiten, Irrthümern, Verdrehungen und Lügen.

„Dieses mark- und knochenlose Publikum beklatschet nur,
„Was verwandt ist seiner eignen Froschmoluskenbreinatur.“

Nein, ich habe nicht und will nicht das Zeug haben, allen zu gefallen, und ich bilde mir etwas darauf ein, namentlich den Herren gelehrtthuenden Pedanten, den Schönfärbern und Süßschwätzern zu missfallen, diesen Jämmerlingen insgesammt, welche jedes Splitterchen im Auge des Gegners wahrnehmen, niemals aber den Balken der Dummheit und Feigheit im eigenen. Das Streben nach Allerweltsbeliebtheit überlasse ich billig den großen Autoren der Gegenwart, welche keine Zeile niederschreiben ohne sich zu fragen: Wie wird der Herr Geheimrath von Dingsda das aufnehmen und was wird die Frau Konsistorialräthin von Dingsdort dazu sagen? Ich schreibe sodann bekanntlich weder für halbwüchsige Jungen, noch für bleichsüchtige Mädelchen; ich schreibe auch nicht für den Pöbel, weder für den vornehmen noch für den geringen, und die urtheilslose Menge sehe ich ganz so an, wie vor Zeiten Hobbes sie angesehen hat: — „Ego sane in ea opinione jam diu sum, neque egregiam umquam fuisse sententiam quae placuit populo, neque sapientiam vulgari majorem vulgo agnosci posse, quippe quam vel non intelligunt vel intelligentes negant.“ Wer mich lesen will, muß denken können und wollen, muß freien Geistes, lauteren Herzens und mannhaften Sinnes sein.

Ich kann nicht versprechen, daß meine Darstellung ganz ohne Liebe und ganz ohne Haß sein werde. Zwar sind wir jetzo glücklich in die Epoche der „Realpolitik“ eingetreten, wo alle Chimären und Luftspiegelungen des Idealismus ihren Kredit eingebüßt haben und alle Dissonanzen von Recht und Unrecht in die höhere Harmonie des Erfolges sich auflösen; allein es hat nun einmal nicht jeder das Zeug zum Realpolitiker und desshalb wird man mir schon gestatten müssen, Menschen und Dinge mit meinen Augen zu betrachten und in meiner altfränkischen Weise von ihnen zu reden, selbst auf die Gefahr hin, diesen oder jenen unsanft anzufassen. Es liegt das schon in meinem Stoffe. Denn — sagt der alte Machiavelli — „meines Erachtens

ist es unmöglich, die Geschichte seiner eigenen Zeit zu schreiben, ohne gar vielen Leuten Anstoß zu geben.“ Diesen Satz habe ich, von der Wahrheit desselben tief durchdrungen, meinem Buch als Devise vorgesetzt. Ich bedaure auch gar nicht den „Anstoß“, welchen ich „vielen“ werde geben müssen, und zwar nach linkshin wie nach rechtshin. Ich bin ja kein byzantinischer Historiker und auch die Parteibornirtheit ist längst nicht mehr meine Sache, wenn sie es überhaupt jemals war. Diese Bornirtheit erscheint mir nicht weniger verächtlich als das „Hosiannah!“ oder das „Kreuzige!“ des vornehmen und des gemeinen Pöbels: —

„For mine is not a nature to be bent
By tyrannous faction and the brawling crowd.“

Dagegen kann ich versprechen, daß ich die Grundpflichten des Historikers, nach Wahrhaftigkeit zu streben und Gerechtigkeit zu üben, streng erfüllen werde.

Schon meine Ueberzeugung von der Nichtigkeit und Traumflüchtigkeit alles Menschlichen läßt mich an meinen Stoff herantreten, wie der Künstler zu dem Marmorblock herantritt, den er formen will. Er thut es ohne Leidenschaft, wenn auch nicht ohne den unwillkürlichen Wunsch, das, was in ihm selber athmet und pulsirt, in den Stein überströmen zu lassen.

Da ich ein Deutscher bin, obgleich ich es nicht liebe, mich, wie die Patrioten vom Handwerk thun, mit der Phrase des Deutschthums zu drapiren, — ja, da ich ein Deutscher bin, so werden selbstverständlich die Ereignisse in Deutschland in meiner Darstellung einen breiten Raum einnehmen. Jedoch ist damit nicht gemeint, daß die Vorgänge in den mittleren, kleineren und kleinsten Staaten und Stäätchen irgendwelche besondere Berücksichtigung finden sollen. Ich werde mich da auf die Hervorhebung von charakteristischen Zügen beschränken und überlasse das übrige der Geschichtschreibung von Flachsenfingen und Krähwinkel.

In diesem Sinne wird Deutschland mit den beiden Angelpunkten und Gegenpolen seiner Geschicke im Jahre 1848, Wien und Berlin,

ein Hauptaugenmerk meiner Darstellung sein. Ein zweites (beziehungsweise das erste) ist Frankreich, während Italien und Ungarn schon weiter zurückstehen. Die übrigen Länder und Völker Europa's können nur nebenbei in Betracht kommen. Im „Vorspiel" sollen die Zeichen der Zeit in Scene gehen, welche den herandrohenden Ausbruch sehenden Augen und hörenden Ohren so deutlich signalisirten. Das Stück selbst hebt an mit dem Februar von 1848 und schließt mit dem December von 1848 in Paris, in diesem Paris —

„Où tant d'autels debout ont roulé de leurs bases,
Tant d'astres ont pâli sans achever leurs phases,
Tant de chars meurtriers creusèrent leur ornière,
Tant de pouvoirs honteux rougirent la poussière,
De révolutions au vol sombre et puissant
Crevèrent coup sur coup leurs nuages de sang . . ."

Zum voraus zeige ich an, daß meine Erzählung der Geschichte der so eben markirten Zeitspanne von einem Jahre nicht in durchweg gleichmäßigem Schritt und Tritt sich bewegen wird. Denn die Hauptakte sollen, soweit mein Können dem Wollen entspricht und soweit das authentische Material reicht, mittels sorgsamer Detailzeichnung und farbenfrischer Malerei zu dramatischer Anschaulichkeit und Belebtheit gebracht, die verbindenden Mittelglieder dagegen nur in flüchtigen Umrissen skizzirt werden. Diese Behandlungsweise eines historischen Stoffes hat ihre Vorzüge und ihre Nachtheile; man kann auch darüber streiten, ob sie überhaupt zulässig. Ich habe sie aber einmal gewählt und muß ihrer Wirkung oder Nichtwirkung gewärtig sein. Im übrigen verräth diese Wahl den Wissenden, daß ich bei meinen Lesern die allgemeine Kenntniß dessen, was 1848 in Europa geschehen ist, voraussetze.

Auch die Bekanntschaft mit den materiellen und intellektuellen, mit den politischen und socialen Zuständen, welche die Revolution von 1848 herbeigeführt haben, muß ich voraussetzen, maßen ich medias in res mich werfen und nicht bis zum Ueberdruß Erörtertes noch einmal wiederkäuen will. Darum rufe ich meinen Lesern die

europäische Situation, wie sie in den 40ger Jahren gewesen, hier nur ganz flüchtig ins Gedächtniß zurück.

Der Julistoß von 1830 war nicht von nachhaltiger Kraft. Diese sogenannte Revolution wurde durch die französische Bourgeoisie mit nicht allzu großer Mühe zu eigenen Gunsten eskamotirt und eskomptirt. Louis Philipp und seine sämmtlichen Minister — denn die Zänkereien zwischen denselben, vor allen die zwischen Thiers und Guizot, waren ja nie etwas anderes als gemeine und gemeinste Fehden um Sessel und Portefeuilles — suchten der Welt zu beweisen, daß der Konstitutionalismus nur ein mehr oder weniger geschickt maskirter Absolutismus und daß es daher klug und zeitgemäß sei, den Völkern die konstitutionell-parlamentarische Maskerade zu gewähren, nach der die großen Kinder nun doch einmal verlangten. Der Bürgerkönig, welcher ein ebenso gescheider Mensch als ein vortrefflicher Hausvater war, hat auch nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit seine Herren Brüder auf den europäischen Thronen aufmerksam zu machen, daß es so, wie es in verschiedenen Ländern zu- und herging, unmöglich mehr lange gehen könnte. Namentlich verwies er auf Italien, wo eine Rotte von Despoten, unter welchen einer abscheulicher als der andere, der abscheulichste aber der Priestertyrann Gregor der Sechszehnte war, in nicht weniger stupider als unmenschlicher Weise an der Herbeiführung einer Umwälzung arbeitete.

Freilich hätte der Warner besser gethan, statt andere sich selber zu warnen. Das Glück, welches ihn bei der Verlächerlichung legitimistischer Kindereien, bei der Ausblasung kommunistischer Schwindel, bei der Niedertretung republikanischer Aufstände begünstigt hatte, ließ ihn allzu blind auf seine Klugheit und Erfahrung vertrauen. Auch seine Lebensweise isolirte ihn mehr und mehr, so daß er die Fühlung mit der Stimmung des Landes verlor. Deßhalb konnte er sich noch beim Anfang des Endes im vollsten Sicherheitsgefühle wiegen. Der arme Mann wußte nicht, daß seine Todfeinde, die republikanischen und kommunistischen Parteien, seit ihrer Besiegung in den Straßen von Paris und Lyon an Umfang und Vertiefung ungeheuer zugenommen

hatten; er ahnte auch nicht, daß er mit seiner Hausväterlichkeit und Sparsamkeit, mit seiner Weisheit und Friedensliebe, mit seiner Perücke und seiner Lebensversicherungskutsche aus Eisenblech, mit seinen Korruptionskniffen und Börsenpfiffen allen Franzosen, sogar seine Höflinge kaum ausgenommen, nachgerade langweilig geworden war, langweilig bis zum fortjagen. In Wahrheit, soweit war der Louis-Philippismus allmälig heruntergekommen. Es widert die strenge Richterin Historia an, es zu sagen, aber es ist doch so: die Don-Guizoterie mit ihren schulmeisterisch-steifleinenen Mienen hätte das konstitutionelle Gaukel- und parlamentarische Schaukelspiel noch lange forttreiben, die Teste und Compairs hätten in Kompagnie mit den Baronen der Agiotage die Nation noch lange aussäckeln, die Praslin und vornehmes Mitpack hätten in der unmittelbaren Umgebung des Julithrons noch manche Gräuelhochzeit veranstalten, die Thiers, Barrot und die übrigen Tribünecharlatane von der „dynastischen Opposition" hätten noch manche unsaubere Zettelung anspinnen, die Republikaner noch lange knirschen, die Kommunisten noch lange humbugsiren können, — dieser Thron wäre trotz alledem nicht zu Falle gekommen, wenn es nicht die Pariser entsetzlich gelangweilt hätte, so pfiffig und kniffig regiert zu werden, und falls sie nicht wieder einmal nach einer großen „Emotion" lüstern gewesen wären, nach einer Emotion, welche alle die lärmenden Skandale des Theaters und der Romanschreiberei, alle die tollen Opium-Rausch-Phantasmagorieen der Hugo, Sue und Dumas ihren abgestumpften Nerven nicht länger entlocken konnten. Zum Sturze reife Gewalten sehen und hören bekanntlich nichts mehr als die Zustimmungen von seiten der eigenen Eitelkeit und Hochfahrt. Sonst hätte der Louis-Philippismus, abgesehen von allem anderen, stutzen und erschrecken müssen über den rauschenden Applaus, welchen dem Zuckerwasserlyriker und Erzschuldenmacher Lamartine die in seinem Girondisten-Roman glücklich bewerkstelligte „Vergoldung der Guillotine" in den Salons wie in den Kneipen, in den Wachtstuben wie in den Werkstätten einbrachte.

Das Verhalten der europäischen Höfe zum Julikönige gibt eine

hübsche Illustration ab zum ewigen Thema von der menschlichen — Menschlichkeit. Die Herren Brüder von Gottes Gnaden schmeichelten dem „Parvenu“ öffentlich und höhnten und schimpften den „Usurpator“, wann sie unter sich waren oder zu sein glaubten. Ihren rechten Hort und Schirm sahen und anerkannten sie in dem Caren, zu dessen Füßen jahrein jahraus eine Schar von Kronen- und Fürstenhüteträgern ihre Andacht verrichtete. Kaiser Nikolaus war der eigentliche Bal, der Herr und Gott des Absolutismus, und er verdiente es zu sein. Denn er war wenigstens ein Mann, hielt mannhaft an seinem autokratischen Princip und hat sich niemals zum heuchlerischen Schönthun mit der konstitutionellen Heuchelei herabgelassen. Eine andere Frage freilich ist, ob es schmeichelhaft für das Europa des 19. Jahrhunderts, daß ein Mann, dessen Gesichtskreis an Umfang und Tiefe den eines richtigen Korporals nie überholt hat, nahezu zwei Jahrzehnte lang als sein oberster Schiedsrichter sich gebaren und als solcher anerkannt werden konnte. Nicht etwa nur von der festländischen Fürsten-, Junker- und Beamtenschaft, sondern auch von der englischen Aristokratie, in deren Reihen ja der Car viele seiner glühendsten Verehrer zählte.

Die beiden deutschen Großmächte wandelten ergeben in den Geleisen der russischen Politik. Oestreich wurde nach dem Tode des steinherzigen Kaisertartuffe Franz von dem Erzherzoge Ludwig und von dem Fürsten Metternich regiert, das will sagen von dem Kulturhaß und von der Frivolität. Die Lothringer hatten, mit Abrechnung der kurzen Regierungsepisode des armen Kaisers Joseph, die kulturfeindliche Mission der von hispanischer Bigoterie durchsäuerten Habsburger übernommen und fortgeführt. Um ihrem fanatischen Hasse gegen den deutschen Geist genugzuthun, zögerten sie niemals, mit allen barbarischen Völkerelementen Oestreichs gegen das Deutschthum sich zu verbinden, und so hat es diese Dynastie, von welcher ein Schwachkopf speichelleckend gefaselt, sie sei bestimmt, „deutsche Bildung nach Osten zu tragen“, glücklich dahingebracht, daß Barbaren und Halbbarbaren, welche das wenige, was an ihnen menschlich ist, einzig

und allein den vom deutschen Kulturtische gefallenen Brosamen verdanken, die Deutschen in Oestreich brutalisiren durften und konnten. Metternich, ob zwar ein ganz ideenarmer Mensch — die einzige Idee, falls es eine war, die er je gehabt, die Idee der Legitimität, hatte ihm bekanntlich Erzschuft Talleyrand eingeblasen — Metternich war doch nicht dumm genug, nicht zu ahnen, wohin das über alle maßen stupide System der Hofburg den Staat bringen müßte. Allein der Leichtfertige, welcher niemals gewußt hat, was ein Gewissen ist, schlug der Zukunft ein Schnippchen à la Pompadour: — „Uns hält das System doch wohl noch aus!“ Und was war denn, genau angesehen, dieses „System“? Nichts anders als der mit einer Bornirtheit und Gewissenlosigkeit, wie sie ähnlich nur im Kirchenstaat, in der Türkei und im bourbonischen Neapel und Spanien, also in den am schlechtesten regierten Staaten Europa's zu finden waren, von oben herab geförderte Selbstauflösungsproceß der östreichischen Monarchie, dessen Beginn im Jahre 1848 auch dem blödesten Auge sichtbar geworden ist.

Preußen konnte in dieser Weise nie versumpfen. Seine ganze Natur und Stellung mußte das verhindern und verhinderte es wirklich. Denn Preußen war, nachdem der Kurfürst Friedrich Wilhelm ihm einmal den großen und König Friedrich der Zweite den größeren Stoß nach vorwärts gegeben hatten, auch unter so unbedeutenden Königen wie Friedrich Wilhelm der Zweite und Friedrich Wilhelm der Dritte dennoch der „Toujours-en-védette“-Staat, welcher es sich niemals auf der Bärenhaut des „Tu, felix Austria, nube!“ bequem machen durfte. Bei der Zerbrechung des Napoleonismus entwickelte Preußen eine Stärke des Wollens und eine Kraft des Könnens ohne Gleichen und das Missverhältniß zwischen seinem dadurch erlangten Ansehen und seiner territorialen Eingränzung mußte ihm zu einem neuen und geschärften Stachel werden, so daß es sogar während der späteren schläfrigen Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten den beträchtlichen Zollvereinsvorschritt that. Da nun in Deutschland die Vorgeiger der öffentlichen Meinung dem Volke immer und ewig vordudelten, es habe weder das Talent noch den Willen, aus sich selbst

heraus, aus eigener Kraft etwas zu werden, bis das arme Volk an dieses „liberale" Gegeige glaubte und demnach niemals von sich aus eine ernstliche Anstrengung machte, die politischen Kinderschuhe auszutreten; da ferner die handgreifliche Widerdeutschheit der Lothringer-Habsburger es unbedingt verwehrte, irgendeine nationale Hoffnung auf sie zu setzen; da endlich jeder der halben oder ganzen Anläufe, welche die Ohnmacht der Mittel- und Kleinstaaten zur Verwirklichung des nationalen Gedankens etwa unternahm, mit einem lächerlichen Fiasko endigte: so mußte sich die Ueberzeugung bilden, das Haus Hohenzollern sei bestimmt und berufen, uns von der Vielstaaterei zu erlösen, und wäre es auch um den Preis, daß nicht Preußen in Deutschland, sondern Deutschland in Preußen aufginge.

Der deutsche Liberalismus nahm diesen Satz förmlich in sein Glaubensbekenntniß auf und begrüßte in der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten um so mehr eine Bürgschaft für die Erfüllung seiner Hoffnungen, als gar viel davon verlautet hatte, der neue König sei von jeher ein Gegner der bureaukratischen Regierungsweise seines Vorgängers gewesen. In Wahrheit, das war er gewesen; aber freilich nicht aus liberalen, sondern aus romantischen Gründen. Der Liberalismus mußte bald erkennen, daß er sich in Friedrich Wilhelm dem Vierten bedeutend geirrt hätte, und warf sich demzufolge in eine Opposition, deren bitterer Groll bis zur Bosheit der „Majestätsbeleidigung" sich verstieg, der König trüge die Seele Don Quijote's in dem Körper Falstaffs.

Friedrich Wilhelm der Vierte war ein Talent, aber kein Charakter; ein Redner, aber kein Thäter; ein Anläufer, aber kein Vollbringer. Eine Künstlernatur, hat er die alte Erfahrung bestätigt, daß Künstler und Poeten Regenten sind, wie eben er einer gewesen ist. Zweifelsohne war er beim Antritte seiner Regierung voll guten Willens und löblicher Vorsätze; aber er brachte, in den Anschauungen der romantischen Schule befangen, auch die ganze Zerfahrenheit, Verblasenheit und Impotenz der Romantik auf den Thron mit. Daraus erklärt es sich, daß der unstäte, fahrige Mann, welcher so viel von

seinem bis zum Ungeheuerlichen aufgeblasenen Selbstherrschergefühle sprach, durch notorische Mittelmäßigkeiten beeinflusst, ja gegängelt werden konnte, durch Günstlinge, welche schamlos genug waren, ihm weiszumachen, ein mehr oder weniger geistreicher Einfall Sr. Majestät sei schon ein Verdienst um den Staat, ein guter oder schlechter Witz eine Herrscherthat. Friedrich Wilhelm lebte statt in der Gegenwart in der Vergangenheit. Seine lebhafte Phantasie gaukelte ihm eine unmögliche Königsrolle vor und hinter diesem Phantasiebild entschwand ihm die thatsächliche, welche er hätte durchführen können und sollen. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Eingebungen seiner romantischen Willkür unsanft und immer unsanfter mit den Bedürfnissen und Forderungen der Wirklichkeit zusammenstießen, und das ermüdete und verbitterte ihn frühzeitig. Wie jedermann weiß, ist alles anders gekommen, als er gemeint und gewünscht. Nachdem er mit fieberischer Hast alles hatte umgestalten wollen, brachte er es nur dazu, an allem zu rütteln und alles zu verwirren, statt etwas zu schaffen oder zu bessern. Als er zornvoll sich gestehen mußte, daß der Liberalismus stärker sei als die Romantik, daß die Barone der industriellen Feudalität mächtiger seien als die der ackerbaulichen, daß die Intelligenz und der Besitz der Bourgeoisie von einer Wiederherstellung der „mondbeglänzten Zaubernacht“ mittelalterlicher Gläubigkeit und Gesellschaftsklitterung schlechterdings nichts wissen wollten, und als er dann diesem Geständnisse durch Berufung des Vereinigten Landtags einen (obzwar maskirten) geschichtlichen Ausdruck gab, da war er bereits ein gebrochener Mann *).

*) Dieses i. J. 1867 niedergeschriebene Urtheil über Friedrich Wilhelm den Vierten zu ändern sehe ich mich in keiner Weise veranlasst. Alles, was seither noch über das Sichhaben und Gebaren des Königs bekannt geworden, bestätigt und rechtfertigt nur meine Auffassung. So namentlich der durch L. v. Ranke veröffentlichte „Briefwechsel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Bunsen“ (1873). Ein, wenn ich recht erwäge, zu wenig beachtetes deutsches Memoirenbuch, die „Erinnerungen von A. B. Marx“ (1865), enthält Bd. II, S. 238 fg. einen sehr charakteristischen Beitrag zur Kennzeichnung des Königs. Note zur 2. Auflage.

Im übrigen sah es sich seltsam an, wie das Rückwärtsstreben des Romantikers auf dem Throne der Hohenzollern an allen Ecken und Enden in Deutschland den Widerspruch weckte und schärfte.

Die Literatur war, seit Börne und Heine, Platen und Lenau den Ton Byrons aufgenommen und jeder in seiner Weise weitergeführt hatten, durchweg revolutionär gestimmt. Sogar hinter der chinesischen Mauer von Oestreich hervor warf Anastasius Grün sein Freiheitslerchengeschmetter in die Lüfte. Die kritischen Arbeiten der Baur, Strauß, Bauer, Zeller und Schwegler zeigten, wie wenig verlässlich die angeblichen historischen Fundamente des Kirchenglaubens. Die Geschichtewissenschaft nahm im ganzen Umfang ihrer Thätigkeit einen energischen Aufschwung. Die Philosophie stieg vom Katheder herab, warf die Perücke beiseite und begann menschlich und gesundverständig zu reden. Feuerbach zog mit kühner Hand die Schlußfolgerungen ihrer Prämissen und Ruge bewerkstelligte in seinen Hallischen Jahrbüchern den Uebergang von der radikalen Kritik der Religion zu der des Staates. Die Tagespresse wuchs, namentlich seitdem jüdische Betriebsamkeit einen großen Industriezweig daraus machte, der Censur über den Kopf und zu einer Macht heran, mit welcher man rechnen mußte. Unverschämtheiten, welche Römlinge und Mucker, allerhöchsten Schutzes sicher, begehen zu dürfen glaubten, riefen die Protesterscheinungen des Deutschkatholicismus und der Freigemeindschaft hervor, Erscheinungen, welche wenigstens als Gährungsmittel nicht ohne Bedeutung waren.

Zu alledem kam, nicht als das letzte, sondern als das erste, der rastlos von Findung zu Findung eilende Vorschritt der exakten Wissenschaften. Welche Macht könnte mächtig genug sein, diesen Triumphen des Wissens gegenüber den dumpfen Wahn mittelalterlicher Unwissenheit festzuhalten oder gar den religiösen und politischen Köhlerglauben der „guten alten frommen Zeit“ wieder heraufzuführen über Menschen, deren Blick auf „Flügeln von Kristall“ die gränzenlosen Weiten des Weltalls durchfliegt, über eine Gesellschaft, welche

auf völkereinigenden Eisenwegen mit fester Hand das Dampfroß lenkt und den Blitz als des Gedankens Windhund über Berg und Thal und durch des Meeres Tiefen hetzt?

Doch hier sei dem Prolog das Wort entzogen. Er hat es lange genug, vielleicht zu lange gehabt . . . . Rührt die Klingel, damit sich hebe der Vorhang und beginne das Spiel.

Vorspiel.

Non populi gentesque sperant? Regesque superbi
Conripiunt divûm perculsi membra timore,
Ne quod ob admissum foede dictumve superbe
Poenarum grave sit solvendi tempus adactum?
Lucretius, V, 1220—23.

1.

„Evviva il santo padre!“

Vom wolkenlosen Junihimmel goß am Morgen des 17. Brachmonats von 1846 die Sonne ihre Licht- und Glutmassen auf den Monte Kavallo in Rom herab und auf die dicht wie Aehren eines Kornfeldes aneinander gedrängten Köpfe einer zahllosen Menge, welche den ganzen Hof des Quirinals und dessen Portiken anfüllte, rückwärts weit in die Straße der Porta Pia hinein gestaut stand, aus allen Fenstern des rechts gelegenen Palastes der Sakra Konsulta und des links ragenden der Panetteria und Dateria schaute, ja sogar die Dächer dieser Gebäude und die der päpstlichen Marställe bedeckte.

Es handelte sich aber auch um ein Haupt- und Staatsspektakel erster Größe: — um die Erscheinung eines neuen „Statthalters Christi“.

Dort auf der säulengetragenen Loggia über dem großen Portale der päpstlichen Sommerresidenz soll der neue „Pontifex optimus maximus“ erscheinen. Aber wird er wirklich erscheinen? Noch ist die Thüre zur Loggia vermauert, wie die Etikette des Konklave gebietet, und gestern war zur Zeit der Abenddämmerung aus dem dünnen Schornsteinrohr, welches auf den Quirinalplatz mündet, ein verneinendes Rauchgekräusel hervorgekommen, und hatten sich die harrenden Menschenmassen entfernt mit den Worten: „Der Papst ist in Rauch aufgegangen (il papa é andato in fumo)“.

Man hatte aber, wie das überall und allzeit bräuchlich, dem Volke blauen Dunst vorgemacht, man hatte es mit dem Rauchgekräusel geäfft und genarrt. Denn der Stuhl Petri war am Abend des 16. Juni wirklich neu besetzt worden.

Am 13. Juni hatte um Mitternacht das Konklave im Quirinal begonnen. Einundfünfzig Kardinäle waren in ihren Zellen. Am Abend des folgenden Tages geschahen die ersten Wahlgänge in der nach dem Apostel Paulus benannten Kapelle des Palastes. Ein Gitter trennt den Chorraum derselben von dem Schiff. Innerhalb des ersteren sind längs der Seitenwände bis zum Altar hinauf die Sitze der Kardinäle angebracht, jeder von einem Baldachin überhimmelt, von welchem eine Schnur herabhängt, deren Ende an einem gelben Knopf in der Mitte der Rückwand befestigt ist. Zwischen den beiden Sitzreihen ein großer Tisch mit grüner Decke und darauf die Wahlurnen. Nach jedem vergeblichen Wahlgange werden die denselben entnommenen Stimmzettel in einem hinter dem Altar angebrachten Ofen verbrannt, dessen auf den Platz hinausgehendes Abzugsrohr dann der neugierigen Menge kundgibt, daß der Papst vorderhand in Rauch aufgegangen sei.

Die ersten Skrutinien ließen den Kardinal-Staatssekretär Lambruschini, den würdigen Diener seines verstorbenen Gebieters, hoffen, der Nachfolger desselben zu werden. Während der Nacht vom 15. auf den 16. Juni wandte sich das Blatt zu Ungunsten des starren Rückschrittspfaffen, aber doch nicht zu Gunsten seines Mitbewerbers Ghizzi, welchem Kardinal man schüchterne Vorschrittsneigungen zuschrieb und der deßhalb im Auftrage Louis Philipps durch den französischen Gesandten Rossi dem Kardinalkollegium dringend empfohlen war. Ein dritter, an welchen beim Beginne des Konklave kaum jemand gedacht hatte, trug den Sieg davon: Giovanni Maria Graf Mastai-Feretti, Kardinal-Bischof von Imola.

Der morgendliche Wahlgang vom 16. Juni brachte die Entscheidung noch nicht; doch hatte Lambruschini nur noch 13, Mastai schon 27 Stimmen. Der römische Kuratklerus war in großer

Procession vom Sankt Peter zum Quirinal gezogen und der älteste Pfarrer kam aus dem Hofe zur Vorhalle der paulinischen Kapelle herauf, wo die Prälaten und Räthe der Rota versammelt waren und des Wahlergebnisses harrten. „Habemusne pontificem?“ fragte der Pfarrer. „Non habemus“, hieß die Antwort, worauf die Procession wieder vom Quirinal abzog unter Anstimmung des „Veni creator spiritus!“

Ueber den Hergang beim abendlichen und entscheidenden Wahlakte liegen verschiedene Berichte vor. Dem einen, dem gäng und gäben zufolge war der Kardinal Fieschi durch das Loos zum Skrutinator erkoren, d. h. zum Vorleser der aus den Wahlurnen gezogenen Stimmzettel. Als er zum 30stenmal den Namen Mastai's abgelesen habe, sei der Genannte erblasst und habe den Skrutinator gebeten, innezuhalten. Aber Fieschi habe weitergelesen und mit Lesung der 33sten Stimme sei Mastai von seinen Wählern als Papst proklamirt worden, unter einem an dieser Stelle höchst ungewöhnlichen Jubelausbruch. Ein anderer Bericht hat eine mehr anekdotische Färbung, kommt jedoch von einem Orte, wo man die Vorgänge im Konklave sehr genau wissen konnte und mußte, nämlich aus der „Casa di Gesù,“ dem am Fuße des Kapitols gelegenen Stammkloster der Jesuiten. Diesem Berichte gemäß war beim vierten Wahlgang am Abend des 16. Juni Mastai selber Skrutinator. Als er den achtzehnten auf seinen Namen lautenden Stimmzettel abgelesen hatte, wurde seine Aufregung so groß, daß er sich einer Ohnmacht nahe fühlte, und er bat seine Kollegen, statt seiner einen andern Stimmenzähler zu ernennen. Die Kardinäle verweigerten es und zwei von ihnen stützten den wankenden Skrutinator, welcher mühsam fortfuhr und 36mal seinen Namen ablas. Die Wähler brachen in Beifallsrufe aus, der älteste Kardinal rührte die Klingel, die Pforte der Kapelle that sich auf, die draußen harrenden Prälaten und Räthe erschienen am Eingang und der Kardinal Riario Sforza, als Stellvertreter des in seiner Zelle krankliegenden Kardinaldekans Mikara, richtete an den Erwählten die Amtsfrage: „Acceptasne electionem

de te factam in summum pontificem?“ Der Gefragte blickte gen Himmel, wo ja die Menschen stets eine Bestätigung der Wünsche des eigenen Herzens zu finden sich einbilden, und erklärte dann: „Accepto“. Damit war er Papst. Sämmtliche Kardinäle lösen rasch die Schnüre der Thronhimmel ihrer Sitze, die Baldachine sinken zusammen, nur der über dem Stuhle des neuen Statthalters Christi bleibt. Seine bisherigen Amtsbrüder geleiten den über sie Erhöhten zu seinem Sitze und bringen ihm ihre erste Huldigung dar. „Heiliger Vater“, fragt wieder der Kardinal Sforza, „welchen Namen will Eure Heiligkeit führen?“ — „Den Namen Pius“. — „Pius, des Namens der Neunte, wir grüßen dich!“ —

Mastai war nicht der von der sogenannten öffentlichen Meinung gewollte Papst. Als daher in der Nacht das Gerücht, die Wahl sei geschehen, die Stadt durchlief, glaubte dieser bettelhafte Schatten einer großen Vergangenheit, welchen man Rom nennt, glaubte dieses Wirrsal von Ruinen und Schmutz, der Kardinal Ghizzi sei gewählt. Seine Eminenz hatte doppelten Aerger davon; erstens den über ihre Nichtwahl, zweitens den über ihr zerbrochenes und zerschmissenes Geräthe und Geschirre. Denn Ghizzi's Dienerschaft hatte auf die falsche Kunde von der Wahl ihres Herrn hin in seinem Palaste altem Brauche gemäß alles kurz und klein geschlagen: der Papst sollte nicht auf Kardinalstühlen sitzen oder aus Kardinalschüsseln essen. Als vor Tagesanbruch die Erwählung Mastai's bekannt wurde, gab es ein Kopfschütteln der Enttäuschung und Ungewißheit. Denn man wußte von dem Erkorenen des Konklave's zunächst nur, daß derselbe ein junger Papst, weil erst 54 Jahre alt. Dann kam als das Resultat eines geflügelten Fragen- und Antwortentausches dieses zu Tage: — Giovanni Maria Mastai soll in seiner Jugend beabsichtigt haben, Soldat zu werden und zu heiraten. Am einen und am andern soll ihn die Epilepsie gehindert haben, woran er litt und wovon ihn eine in kirchlichen Aufträgen gemachte Seereise nach Chile geheilt haben soll. Ferner soll er als junger Mann Freimaurer gewesen sein und einen Finger oder gar eine ganze

Hand mit in dem Karbonarigetriebe der 20ger Jahre gehabt haben. Lauter „Soll“ soweit. Als thatsächlich hat damals und später sich herausgestellt, daß Giovanni Maria Mastai einer jener Teigmenschen war, welche man „gutmüthige“ zu nennen pflegt, weil sie nicht rauben, mordbrennen, nothzüchtigen und todtschlagen. Als Mitglied der römischen Hierarchie hatte er weder mit den Intriken des Vatikans noch mit den Verfolgungen der Liberalen sich befasst und beides konnte und mußte schon als ein Verdienst erscheinen. Als Bischof hatte er seine Pflicht gethan, d. h. fleißig Messe gelesen und die übrigen Ceremonien des Gottesdienstes eifrig geübt, wie er denn für rituale Schauspiele aller Art eine knäbische Leidenschaft hegte. Summa: ein Schwächling und schwankendes Rohr, dazu gemacht, so oder so gewendet, gedreht, gegängelt zu werden; ein Priester von engem Geist und kleiner Seele, vom Volksgunstwind für eine Weile zu einem „liberalen“ Papst, das will sagen zum lächerlichsten aller Alfanze aufgeblasen, dann durch die Hände der Jesuiten zu einem ordinären Priester zusammengedrückt, dessen Geistesarmuth und Unwissenheit schließlich in der Encyklika vom 8. December 1864 ruchlos-komisch in die Welt ausgeborsten ist. . . .

Lautlos harrt und starrt die neugierige Menge auf dem Monte Kavallo, überragt von den antiken Marmorkolossen der beiden Rossebändiger und von den ägyptischen Obelisken, welche fern am gelben Nil vor Jahrtausenden vielleicht zu Theben oder Memphis mitangesehen hatten, wie ein neu inthronisirter Pharao dem Volke von Mizraim vorgestellt wurde. So still ist's auf dem heißen Platze, daß man nur das klingende Rauschen vernimmt, womit die Wasserstralen der Springbrunnen in die Granitschalen fallen.

Aller Augen hängen an der Loggia. Jetzt, hört! hebt es an der Innenwand des vermauerten Ausgangs zu derselben zu klopfen an. Ein Stein fällt heraus und herab, ein zweiter, ein dritter. Die ganze Vermauerung geräth in Bewegung, sie spaltet und erweitert sich, der Rahmen der Loggiathüre wird frei und heraustritt der Kardinaldekan, ein großes Aktenstück in den Händen. Die

Eminenz geht bis an die Balustrade der Loggia vor, und wie er mit der Rechten auf das Dokument in seiner Linken deutet, wird es auf der Piazza noch stiller denn zuvor. Der alte Herr lies't mit sonorer Stimme erst in lateinischer, dann in italischer Sprache den Inhalt des Wahlprotokolls, daß nämlich die Kardinäle unter Beistand und Eingebung des heiligen Geistes den Grafen Giovanni Maria Mastai-Feretti zum Papste gewählt hätten und daß dieser den Namen Pius der Neunte sich erkoren.

Er tritt zurück; das große Kreuz, welches dem Pontifex vorgetragen wird, taucht blitzend aus der Thüröffnung der Loggia, deren ganzer Raum mit dem Roth und Violett prälatischer Staatsgewänder sich füllt. Zwischen diesem Roth und Violett schimmert ein weißer Talar, dessen Träger mit über der Brust an einander gelegten Händen und über die Schultern herabfallender Prachtstola langsam an die Balustrade tritt: — der neue Tale Lama des Okcidents, welcher kommt, urbi et orbi zum erstenmal seinen Segen zu ertheilen.

Ein weiches, teigiges Gesicht mit klerikalem Doppelkinn, etwas fade, jetzt in Beklemmung und Verschämtheit gesenkte Augen, ein zu wohlwollendem Lächeln bereiter Mund, nichts ungewöhnliches in den Zügen, in der Gestalt, in der ganzen Erscheinung, wohl aber etwas mildes, gewinnendes in der Haltung des neuen Papstes, als er sich nun, das versammelte Volk zu grüßen, nach drei Seiten hin verneigte.

Ein stürmisches „Evviva il santo padre!“ rauschte von der Piazza zur Loggia hinauf.

Und wäre der Satan Dante's im Pontifextalar leibhaftig auf dem Balkon erschienen, diese armen Römer hätten ihm doch ihr Evviva zugejubelt. Denn immerhin war ja ein neuer Papst der Nachfolger Gregors des Sechszehnten, welcher stupide und grausame Mönch den Kirchenstaat in ein Elend gestürzt hatte, das selbst dem Teufel Erbarmen erregen mußte. Es konnte nicht schlechter, also mußte es besser werden.

Im Lichte dieser Schlussfolgerung betrachteten die Römer ihren neuen Priesterkönig. Darum jauchzten sie ihm zu und so hat am Morgen des 17. Juni von 1846 der berühmte Pio-Nono-Schwindel seinen Anfang genommen.

Da aber nicht die Weisheit, sondern die Thorheit, nicht die Wahrheit, sondern der Wahn Macht hat über die Menschen, so erwies sich der Reform-Papst-Schwindel zunächst mächtig genug. Er wurde zum wirksamsten Ferment der nationalen und freiheitlichen Bewegung Italiens.

Unter den civilisirten Nationen Europa's haben zwei, die deutsche und die italische, beim Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit es nicht dazu gebracht, zum Einheitsstaate sich zusammenzuschließen. Darum blieb Deutschland und blieb Italien inmitten der modernen Centralisationsstaatengebilde unfertig und ohnmächtig, darum waren sie die Ziele der Ränke und Gewaltsamkeiten der europäischen Politik, deren Leidenschaften und Begierden auf deutschen und italischen Schlachtfeldern sich austobten, auf Schlachtfeldern, welche noch dazu Myriaden und wieder Myriaden von Deutschen und von Italienern im Dienst und Interesse der Feinde ihres Landes verbluten sahen.

Niedergewuchtet durch den Fluch der Zerrissenheit, bezeichnet mit dem Stempel der Knechtschaft, eingewiegt durch die lauen Lüfte eines milden und freigebigen Klima's, in Schlummer gesungen durch die Sirenenlieder eines zu barem Heidenthum gewordenen Kultus, versank Italien in eine Hoffnungslosigkeit, Entnervung und Halbbarbarei, wie solche in Deutschland schon desshalb nicht platzgreifen konnten, weil unser rauhes, meist nur zwischen einem weißen und einem grünen Winter wechselndes Klima den Menschen zu einer rast- und ruhelosen Thätigkeit nöthigt. Unter dieser Himmelsgräue, inmitten dieser ewigen Nebel, Stürme, Regengüsse und Fröste ist ja

ein italisches „dolce far niente“ nicht einmal denkbar, geschweige ausführbar. Sodann hatte die Reformationszeit in unserem Lande eine Saat gestreut, welche zur reichsten Ernte heranreifte und im 18. Jahrhundert von unseren Nationalhelden, d. h. von unseren großen Denkern und Dichtern eingeheimst wurde. Daraus ist uns eine geistige Nahrung bereitet worden, an welcher wir uns gesund und stark essen konnten oder wenigstens könnten. Den Italienern ist diese Kost erst viel später und auf mühsäligsten Umwegen zugeführt worden und ist dieselbe jenseits der Alpen für die Massen bis heute ein unerschwinglicher Luxusartikel geblieben.

Dagegen hat Italien vor Deutschland den großen Vorzug und Vortheil, daß von dem Augenblicke an, wo in seinen Söhnen und Töchtern ein besserer Sinn wieder erwachte, jedes fühlende Herz und jeder gebildete Geist, alles, was tüchtig, brav und (im besten Sinne des Wortes) vornehm im Lande, durchaus vaterländisch gesinnt und auf die Wiedergeburt der armen schönen Italia feuervoll bedacht war. Zwei Poeten, der Lyriker Filikaja und der Tragiker Alfieri, hatten dieses Feuer in den Seelen ihrer Landsleute entzündet und nach dem ruhmvollen Vorgange dieser beiden hat im 18. und 19. Jahrhundert eine Schar von Dichtern, Historikern und Publicisten, haben die Parini, Pindemonte, Foskolo, Leopardi, Manzoni, Nikkolini, Pelliko, Guerrazzi, Berchet und Giusti, haben die Muratori, Giannone, Tiraboschi, Litta, Botta, Kolletta und Amari, haben die Gioberti, D'Azeglio und Balbo die heilige Flamme genährt und an Umfang und Stärke gemehrt. Freilich lässt sich nicht bestreiten, daß, was die dichterische Seite dieser patriotischen Literatur angeht, ihr Werth ein sehr verschiedener und im Ganzen nicht eben sehr hoch anzuschlagender ist. Selbst Manzoni's vielgepriesenes Meisterwerk („I promessi sposi“) stellt sich, genau angesehen, bei allen seinen glänzenden Einzelnheiten als ein unbehilfliches, zerbröckelndes, mitunter in der Langeweile bis an die äußerste Gränze des Erlaubten oder Unerlaubten fortgehendes Buch heraus. Man vermisst bei Manzoni und seinen Brüdern im Apoll, nur Leopardi und Giusti

ausgenommen, gar oft den menschlich-freien Blick und die philosophische Durchbildung. Ueberall schmeckt man den kirchlichen Weihrauch und hört das gläubige Glockengebimmel, selbst bei Guerrazzi, obzwar seine kühn entworfenen beiden Hauptdichtungen („L'assedio di Firenze“ und „Beatrice Cenci“) von Todfeindseligkeit gegen Papst- und Pfaffenthum glühen. Man merkt voll Mitleid, daß alle diese begabten und hochherzigen Menschen unter der erstickenden Decke eines bleiernen Despotismus nach Licht und Luft rangen. Manchem brach in diesem furchtbaren Ringen die Kraft: den armen Pelliko brachten die Spielberg-Kerkerqualen so herunter, daß er unter die Jesuiten ging, und der Adler, welcher in des unglücklichen Leopardi Gesängen so herrliche Flüge unternommen, barg zuletzt die ermatteten Schwingen in den finsteren Schatten der Verzweiflung. Alledem jedoch zum Trotz eignet der modernen italischen Literatur ein unbestreitbarer Charakter der Größe, weil sie nicht, wie die deutsche häufig genug that, in die Region abstrakten Kunstdusels vornehm sich verschloß, sondern vielmehr, getragen von dem Gedanken des Vaterlandes, in allen Formen und Weisen an dem Werke der Befreiung und Einheitlichung Italiens arbeitete.

Dies hat auch von Stund' an, wo er zu denken begann, der glorreiche Wühler Giuseppe Mazzini all sein Leben lang redlich gethan. Daß es solche Ausnahme-Menschen überhaupt gibt, daß es vollends zu einer Zeit, wo der einzig-respektirte Adelsbrief der Geldsack ist und die gemeinste Selbstsucht als vollendete Respektabilität anerkannt wird, noch solche Ausnahme-Menschen geben kann, welche an die Verwirklichung eines großen Gedankens, der ihre Seele schwellt, alles und alles setzen, schon das erfüllt die europäische Philisterschaft mit Aerger und Ingrimm. Warum, fragt sie, ist dieser Genuese nicht wie ein anderer ordentlicher Advokat seinen Geschäften nachgegangen, statt für die Freiheit und Einheit Italiens zu wühlen, rastlos jahrein jahraus, ruhelos bei Tag und Nacht, unter tausend Strapazen, Mühsalen, Opfern und Gefahren, mit wunderbarer Beharrlichkeit, hundertmal getäuscht, aber nie entmuthigt und, wenn

an zehn Stellen geschlagen, sofort an der elften zum Angriff wiederkehrend? Wohl, so that er und keiner der Lebenden oder Todten hat glühender für Italien gefühlt, hat mehr für Italien gearbeitet als dieser unermüdliche Wecker und Wachhalter, dem sein Land unendlich viel mehr Dank schuldet als allen den „Realpolitikern", welche breitspurig triumphirend auf den Wegen einherwandelten, welche der verbannte Agitator ihnen aufgethan und geebnet hatte. Ganz in der Ordnung daher, daß er statt Dankes nur Verleumdung und Verfolgung erfuhr; denn

„Ist Verfolgung doch die Kelter,
In die das Schicksal alles Große presst!" —

und hat sich ja noch niemand ungestraft mit dem Geschäfte befasst, die Menschen zu Menschen und die Völker zu Bürgern zu machen.

Mazzini hat, wie jedermann weiß, seine Laufbahn in den Logen der Karbonari begonnen, den Karbonarismus jedoch bald als ein aristokratisches Spielzeug mit Verachtung beiseite geworfen. Schon im Jahre 1831 ins Exil getrieben, stiftete er zu Marseille die revolutionäre Verbindung das „Junge Italien", welchem er zum Symbol den Cypressenzweig und zur Losung „Jetzt und immer (ora e sempre)!" gab. Die Erweiterung dieses Vereins zum „Jungen Europa" hat der festländischen Diplomatie und Polizei erschrecklich viel zu thun gegeben. „La giovine Italia", „La jeune France", „Das junge Deutschland", „Die junge Schweiz" gingen als nebelhafte Schreckgespenster um in den Palästen der Fürsten, in den Sakristeien der Priester und in den Komtoren der Bankiers. „Much ado about nothing!" Denn das „Junge Europa" war nur Nebel und es läßt sich nicht leugnen, daß es auch um das Zukunftsideal her, welches Mazzini für sein Vaterland aufgestellt hatte, stark nebelte. Republikaner und Demokrat in jeder Fiber seiner Seele, wollte und erstrebte er für Italien die demokratische Republik. Es begegnete ihm, was genialen und hochherigen Menschen nur allzu häufig begegnet, nämlich zu wähnen, das Licht und Feuer, von welchem sie selber durchsonnt sind, müsse auch in anderen, ja in allen

leuchten und glühen, — ein Irrthum, welcher die Absolutisten und Konstitutionellen, die ihrerseits ganz richtig nicht auf die Idealgläubigkeit, sondern vielmehr auf die gemeinen Instinkte und knechtischen Gewohnheiten der Massen, wie auf die Halbheit und Feigheit der „gebildeten Stände“ spekuliren, immer wieder den Republikanern und Demokraten den Vorsprung abgewinnen lässt.

Wenn für die idealgläubige Gemeinde Italiens das Zukunftsideal in der Person ihres Propheten Mazzini gleichsam verkörpert war, so stellten die Führer der patriotisch-monarchischen, der konstitutionellen oder „neuguelfischen“ Partei, stellten die Gioberti, Balbo und D'Azeglio, welche lange des gewiß ebenfalls sehr optimistischen Glaubens lebten, die italischen Fürsten, der Klerus und sogar das Papstthum würden sich für die Idee einer besseren Zukunft Italiens gewinnen lassen, der Gestalt des republikanischen Agitators die des Königs Karlo Alberto von Sardinien gegenüber, als die Verkörperung ihrer Zukunftshoffnungen. Wunderlicher Weise waren die beiden Gestalten einander vielfach ähnlich, in ihrer äußeren Erscheinung und Haltung nämlich. Beider Antlitz war von antikedelm Schnitt, mit Blässe bedeckt und erhellt und belebt durch große Augen voll träumerischen Feuers. Beider Auftreten und Gebärdenspiel würdevoll und anmuthig zugleich. Kaltsinnige Engländer selbst und berechnende Schotten haben enthusiastisch anerkannt, daß Mazzini's Blick, Stimme und ganzes Gebaren von bezaubernder Macht, und sogar solche Männer, welche der Sardenkönig — erst der Mitverschworene, dann der Verräther und, auf der wiener Hofburg Geheiß, der Verfolger der Karbonari — verrathen und verfolgt hatte, gestanden, daß Karlo Alberto unwiderstehlich liebenswürdig sein könnte, so er wollte. Daneben sprachen sie freilich auch von seiner Chamäleonsnatur, deren er selber auch gar wohl sich bewußt war; sonst hätte er nicht eines Tages an seine Vertrautesten die Frage thun können: „Nicht wahr, ich bin ein unbegreiflicher Mensch?“ An innerem Gehalt und sittlicher Größe überwog der Tribun den König weit. Mazzini war ein wahrhaft sittenstrenger Mann,

welcher das, was er für die sittliche Wiedergeburt seines Landes forderte, an sich selber übte; Karlo Alberto seinerseits hatte Anwandlungen von mönchischer Askese, fiel aber, nach Mönchsart, aus der Rolle des Asketen häufig genug in die des Lüstlings. Der Tribun dachte nur an Italien, der König nur an sich oder höchstens noch an das Haus Savoien. Ein wildselbstsüchtiger Ehrgeiz verzehrte ihn, weil seine Fähigkeiten und seine Thatkraft zu den Eingebungen desselben im fühlbarsten Mißverhältnisse standen.

So, wie die beiden waren, repräsentirte der eine die Hoffnungen der Republikaner, der andere die Berechnungen der Konstitutionellen Italiens. Diese beiden patriotischen Parteien verhetzten und verbitterten sich, gerade wie anderwärts, gegen einander, während ihr gemeinsamer Feind noch aufrecht stand. Der Konstitutionalismus sagte zum Republikanismus: Du bist die revolutionäre Wildgans, welche, nichtwissend, daß die Politik die Wissenschaft des Möglichen, stets in das Märchenblau einer idealen Welt hineinfliegt und darum die Bedingungen und Forderungen der wirklichen Welt überfliegt. Worauf der Republikanismus zum Konstitutionalismus: Und du bist der Hund des Königthums, welcher nur um so anhänglicher wird, je mehr Schläge und Fußtritte er bekommt .... Welcher von beiden hatte recht? Beide!

Leopardi hat in seinem großen Kanto die „wunderholde Frau Italia“ dargestellt „voll der Wunden, des Blutes und der Blässe, mit gefesselten Armen einsam auf nackter Erde kauernd, schleierlos, die Haare wirr, die Augen in Thränen schwimmend, das Haupt auf die Kniee gebeugt —“ und Gioberti hat die Schilderung des Dichters vervollständigt mit der trostlos-wahren Prosa: „Zerrissen, unter der Fremden Joch gebeugt, ohne eine Spur von Freiheit, wie ohne Macht und Glanz, die Presse geknebelt, die Wissenschaften todt, das Volk in Rohheit versunken, der Handel gelähmt, die Industrie

gleich Null, ohne Fahne und ohne Flagge, so ist Italien nur ein geographischer Ausdruck, als politischer Körper existenzlos, eine Chimäre von Nation“. Das schlimmste des schlimmen war aber der sittliche Marasmus, welcher, eine logische Folge der geistlichen und weltlichen Tyrannei, die auf Italien lastete, alle Volkskreise angefressen hatte. Giuseppe Giusti hat diesen Marasmus in seiner unvergleichlichen Höllenstein-Satire vom „Gingillino“ gezeichnet, nachdem schon früher Giovanni Berchet in einer seiner Romanzen das Lotter- und Lasterleben so vieler seiner Landsleute an den Pranger der Ironie gestellt hatte *).

Gewiß war das Unternehmen, die Italiener aus solcher Versunkenheit herauszuheben, ein kühnes und mühsames, und daß den italischen Patrioten wenigstens die Anfänge desselben gelungen sind, zeugt für ihre Hingebung und Energie, wie nicht minder für die Unverderblichkeit des Kerns der italischen Nationalität. Allerdings war im Jahre 1846 die moralische Wiedergeburt und politische Erziehung der Italiener nur bis zur Stufe der Kindheit gediehen; aber

---

*) „Weiche, wer thöricht die Lust mir verbittert
Mit ewigen Klagen und d i e n e n nicht kann!
Ob nun Italien unter den Völkern
Noch ferner genannt wird, was liegt mir daran?

„Werden die Reben verdorrt auf den Hügeln
Uns darum versagen den köstlichen Wein?
Werden die rosigen Küsse uns mangeln d'rum?
Wird sie zu rauben verboten uns sein?

„Gebt mir den Becher! Trinket, spület
Nichtiger Seufzer quälenden Wust!
Trinket! Es lock're durch Leib und Seel' uns,
Hell aus den Augen sprühe die Lust!

„Nun auf den Lippen lächle das schlaue,
Bittende, wünschende Liebesglühn,
Daß die verliebten Frauen mir winken,
Leis ins bekannte Stübchen mich ziehn.“ u. s. w.

war es nicht schon etwas, war es nicht schon sehr viel, daß die arme Italia aus einer alten Sünderin wieder ein frisches, naives, enthusiastisches Kind werden konnte?

In Wahrheit, so recht wie naivgläubige Kinder haben die Römer, haben die Italiener den Hoffnungsstral begrüßt, welcher am 17. Juni von 1846 mit der Erscheinung des neunten Pius auf der Loggia des Quirinals über ihrem so schönen und so unglücklichen Heimatland aufging.

Einen Monat später, am 16. Juli, erschien das berühmte Amnestiedekret, kraft dessen der Papst allen um ihrer politischen Gesinnungen, patriotischen Wünsche und Strebungen willen Verfolgten, Gefangenen, Verbannten und in Untersuchung Stehenden Verzeihung angedeihen ließ. Vernichtender als alle jemals von Menschen ersonnenen Verwünschungen es thun könnten, kennzeichnet die Thatsache das päpstliche Regiment, daß es wie ein Weltwunder bestaunt wurde, wenn der neue „Statthalter Christi" ein fühlendes Herz in der Brust trug statt des Mühlsteinbrockens, welchen sein Vorgänger in der Brust getragen hatte. Rom schwamm in einem Freudenrausch, dessen Wogen über die ganze Halbinsel hinschlugen*). Kind Italia machte klafterhohe Jubelsprünge und herzte und küsste seinen Pio Nono, wie nur je ein glückseliger Backfisch in frühreifer Verliebtheit seinen „Engel" und „Abgott" geherzt und geküsst hat. Der Papst ward auch geradezu der „angelo di Vaticano" genannt. Der Piuskult, als dessen Großceremonienmeister der Vetturin

*) Sogar die Jesuiten fühlten sich von dem Schaumspritzen dieser Wogen berührt oder fanden wenigstens für gut, so zu thun, als wären sie es. Als die Sage ging, ihr General Roothaan hätte zu der Amnestie missbilligend den Kopf geschüttelt, veranstalteten sie — („Seid klug wie die Schlangen!") — in der Kirche des römischen Kollegiums eine „Akademie" zu Ehren der Amnestiebulle. Das war eine jener Komödien, zu deren Aufführung die Väter von der Gesellschaft Jesu ihre Zöglinge so geschickt abzurichten verstehen. Es gab da italische, französische, deutsche, englische, holländische, ungarische u. s. w. Lobhudelungen des Papstes in Versen und Prosa, unter-

Brunetti sich spreizte, den ihm gegebenen Spottnamen Ciceröndchen (Ciceruacchio) ernsthaft nehmend, wurde zur förmlichen Narrethei und es ging ganz natürlich zu, daß des Papstes ohnehin nicht sehr solid konstruirtes Gehirn in dem allgemeinen Schwindel ebenfalls schwindelig geworden ist. Der schwache Mann schwelgte in den Wonnen seiner Popularität und sog mit Wollust die Weihrauchwolken ein, welche von überallher ihm entgegendampften. Als „der Kirche Regenerator“, als „Italiens Heiland und Messias“ ward er in ekstatischen Hymnen angesungen. „Ich habe in dem Amnestiebreve das Versprechen der Freiheit gelesen“, sagte der sicilische Mönch und Demagog Ventura zu ihm. „Du hast in meinem Herzen gelesen“, gab der Papst zur Antwort. Eine ganz widersinnige, d. h. widerpäpstliche Antwort, um deren allein willen schon Pius der Neunte verdient hätte, statt Pontifex Maximus zu heißen Konfusionarius Maximus. Ein Befreier-Papst! Das ist die tollste Wortmissgeburt, welche ausgesonnen werden kann. Und doch haben Millionen diesen widerlichen Balg auf den Altar gestellt und davor ihre Stirnen in den Staub gebeugt. Oh, Unvernunft, dein Name ist Mensch!

Der arme Schwächling von Papst, ohne alle staatsmännische Begabung und politische Bildung, wie er war, trieb widerstandslos mit dem Strome der entfesselten Bewegung. In Augenblicken der Ernüchterung überkam ihn freilich die Ahnung, daß sein ganzes

---

mischt mit Gesängen, deren Texte ein Jesuit gedichtet und ein anderer in Musik gesetzt hatte. Einer der Zöglinge deklamirte mit Feuer ein Preisgedicht auf die Amnestie, welches mit den Worten anhob:

„Perdono, perdono, assisa sul trono
Clemenza sovrana, perdono gridò.
Clemenza la figlia più bella di Dio
Nel cuore di Pio possente regnò.“

Die Komödie war aber umsonst gespielt. Das Volk wollte von den frommen Vätern nichts wissen und es hatten sich höchstens zehn Zuschauer in der Kirche eingefunden.

thun oder geschehenlassen zum Papalismus im schroffen Widerspruche stünde. In einem solchen Augenblicke hat er auch einmal kummervoll ausgerufen: „Man fordert Dinge von mir, welche zu übernehmen ich ganz unfähig bin. Mein Gott, sie halten mich für einen Napoleon! Und ich besitze doch weder dessen Genie noch dessen Kraft.“ Allein die nächste beste dem heiligen Vater dargebrachte Huldigung — und die Huldigungen hörten dazumal in Rom gar nicht mehr auf — verwehte wieder diese richtige Selbsterkenntniß, erneuerte in Pius den Volksgunsttausch und ließ ihn weiter vorschreiten auf der Bahn der Reform, welche mit derselben Nothwendigkeit, womit dem Blitze der Donner folgt, zur Revolution führen mußte. Denn es war ja eine bare Unmöglichkeit, das kirchenstaatliche Bauwerk, d. h. eine mittelalterliche Ruine voll Moder, Wurmfraß und Unflat umzubauen. Wer immer die Hände daran legte, dem zerbröckelte und zerfiel es unter den Händen und es bedurfte dann nur eines einzigen tüchtigen Windstoßes, um das wüste Getrümmer zusammenkrachen zu machen.

Dieses „Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlte“, dieser liberale Papst machte eine um so mehr tragikomische Figur, als er zu seinem Liberalismus gekommen war wie die Magd zum Kinde, d. h. ohne zu wissen wie. Denn diesem geist- und kulturlosen Priester waren die modernen Ideen im Grunde durchaus antipathisch. Er sah in dem Gedanken der Freiheit alles Ernstes eine „Ausgeburt der Hölle“ und hat denselben in seinen Breven und Bullen auch wiederholt so genannt. Auch ist gar nicht zu bezweifeln, daß Pius zu Anfang gewähnt hatte, mittels Scheinkoncessionen mit der Reformbewegung sich abfinden zu können. Aber er war sowohl viel zu schwach als viel zu eitel, um diese schlaue Politik durchführen zu können. Das ewige „Evviva Pio Nono!“ war ihm schon zu einem täglichen Bedürfnisse geworden, von Turin her umkos'ten ihn die Neu-Guelfen mit den feinsten Schmeicheleien, von Paris und London her kamen ihm Ermuthigungszurufe aus den Kabinetten Guizots, welcher den Drachen der drohenden italischen Revolution mit dem Honigkuchen

der Reform sättigen zu können glaubte, und Palmerstons, welcher einen Reformer-Papst als spitzen Pfahl im Fleische Oesterreichs zu hätscheln sich beeiferte, und wenn der östreichische Gesandte im Auftrage Metternichs eine immer bedenklichere Miene im Vatican zur Schau trug, immer höher die Achseln zuckte und immer warnender sein „Aber, heiligster Vater!“ flüsterte, mochte sich in der innersten Seelenfalte des Papstes unwillkürlich das Gefühl regen, daß er doch auch ein Italiener sei und diese „barbarischen Talgfresser“ doch eigentlich nicht verdienten, sein schönes Heimatland zu beherrschen und zu knechten.

Genug, die Reform in Rom schritt fürbaß, der Revolution die Pfade bereitend und ganz Italien aufrührend. Von besonders weitgreifender Wirkung waren die Einsetzung der Staatskonsulta („consulta di stato“, April 1847) und die Errichtung der Bürgerwehr („guardia civica“, Juli). Von da ab ging es mit der Umwandelung des priesterlichen Regiments in ein bürgerliches rascher voran und aus den halben Anläufen zum Konstitutionalismus wurden allmälig ganze. Im „Gesù“ begann man einzupacken: es bedurfte eben keiner sehr feinen Nasen, um zu wittern, daß Dinge im Anzuge seien, welche sich mit dem jesuitischen Princip der unbedingten Autorität, Unkultur, Bigoterie und Kirchhofsruhe schlecht vertragen würden. Auch wurde der Drohruf „Morte ai gesuiti!“ von Tag zu Tag lauter um das Mutterhaus des Ordens her . . . Von London aus überwachte Mazzini mit Falkenblicken die Vorgänge in Rom und erkannte daraus, daß Leopardi's Italia im Begriffe sei, ihre Fesseln zu schütteln, vielleicht abzuschütteln. Ueber die Stellung, über das wollen und können von Pius dem Neunten, wie über das Karl Alberts täuschte sich der Tribun keinen Augenblick. Er sah in beiden nur „Illusionen“, welche bald zerrinnen würden; allein er erblickte in beiden auch Werkzeuge, von welchen man als von für den Augenblick dienlichen Gebrauch machen müßte. Demzufolge erließ er im November ein Sendschreiben an den Papst, worin er denselben aufforderte, an die Spitze der Bewegung für die nationale Unabhängig-

keit sich zu stellen. Wo nicht, würde die Bewegung sich abwenden vom „Kreuze" und andere Wege wandeln. Pius wies den Tribun zurück, „wie vordem Christus seinen Versucher zurückgewiesen hatte", und die entschiedenen italischen Patrioten wußten fortan, was sie von dem „guten Mann" Mastai, von dem „Engel des Vatikans" zu halten hätten.

Aber schon hatte, was vom Sommer bis zum Herbste vom Vatikan ausgegangen war, in Italien und über Italien hinaus seine Wirkung gethan. Es half nichts, daß die italischen Fürsten bitterlich klagten, die Reformer könnten sich jetzt auf den Vorgang des Papstes berufen, was doch wider alles Herkommen und geradezu ungeheuerlich sei. Sie mußten den „Schwindel" mitschwindeln, einer nach dem andern, mit lächerlich langen Gesichtern, kochende Wuth im Herzen oder auch, wie der Sardenkönig, hüpfende Hoffnung. Denn was war denn noch unmöglich, im schlimmen und guten Sinne, zu einer Zeit, wo in Rom Volksprocessionen, von mit der italischen Trikolore beschärpten P r i e s t e r n geführt, vor das „Gesù" zogen und die Mauern dieses Montsalvatsch des Jesuitismus von dem Gebrülle „Viva Ganganelli!" erdröhnen machten?

In Toskana war die Vorschrittsbewegung zur Reform schon im Gange gewesen, noch bevor Monsignore Mastai die Tiara genommen hatte. Der Despotismus war hier stets ein „wohlmeinender" und Großherzog Leopold der Zweite hatte weder das Zeug noch den Willen, ein so brutaler Tyrann zu sein, wie Herzog Franz der Vierte von Modena gewesen, noch ein so raffinirter, wie König Ferdinand der Zweite von Neapel war. Die Florentiner sind artige Leute, voll Mäßigung und Urbanität. Alles geschah in der schönen Kunststadt am Arno in den höflichen Formen der Wohlmeinenheit. So auch, was die liberale Opposition der Kapponi, Ridolfi, Rikasoli und ihrer Freunde wollte und plante. Diese italischen Gothaner — Verzeihung für die anachronistische, aber sonst ganz passende Bezeichnung — deren Liberalismus selbstverständlich ein „in Unterthänigkeit ersterben=

der“ war, wurden mehr nach vorwärts gedrängt, als ihnen lieb, durch eine radikale Partei, welche in Pisa und Livorno Boden gewonnen hatte und deren schwärmerische Begeisterung der Pisaner Montanelli, deren revolutionäre Leidenschaft der Livornese Guerrazzi vertrat, von welchem Literaten und Advokaten die Liberalen sagten, er sei mächtig durch Genie und Bosheit („ingegno e malizia“). Der Großherzog, zwischen den von Rom her kommenden Vorwärtsdruck und den von Wien aus geübten Rückwärtsdruck eingeklemmt, suchte sich einstweilen mit halben Bewilligungen zu helfen. Er gab eine halbe Pressfreiheit, er gestattete die Errichtung der Bürgerwehr, welches glitzernde Spielzeug in den Jahren 1847 und 1848 jenseits wie diesseits der Alpen der Bourgeoisie so viel kindliches Vergnügen bereitet hat.

In den Herzogthümern Modena und Parma — das letztere ging nach dem im December von 1847 erfolgten Tode der Witwe Napoleons und noch verschiedener anderer Männer, nach dem Tode der von den italischen Patrioten als „Messalina austriaca“ gefeierten Maria Luisa an den Bourbon Karl den Zweiten von Lukka über — konnte vorderhand der Liberalismus nichts ausrichten: die östreichischen „Weißröcke“ waren zu nahe. Im lombardisch-venetianischen Königreiche thaten die patriotischen Minirer mit bohren und laden der wideröstreichischen Minen eifrig ihre Schuldigkeit, aber der Zündblitz sollte erst aus Paris kommen; in Erwartung desselben vergnügte sich Mailand mit „Cigarrentumulten“. Der schlaue Radetzky freilich, Oberbefehlshaber der Oestreicher in Lombardien, sah in diesem Vergnügen ein weiteres Vorzeichen bedrohlicher Ereignisse und suchte seine Anschauung auch in der wiener Staatskanzlei zur Geltung zu bringen. Dort aber wiegte man sich vorerst noch allzu sehr im vollen Wohlgefühle metternichtiger Unfehlbarkeit, um dem soldatischen Warner viel Aufmerksamkeit zu schenken. Man hielt das auch um so weniger für nöthig, als man ja, wie inbetreff der gleichzeitigen Vorgänge in der Schweiz, so inbetreff Italiens im Herbste von 1847 mit Monsieur Guizot in Paris ein Herz und

eine Seele war, mit demselben Monsieur Guizot, welcher noch vor kurzem den Papst zu „unbedingt nothwendigen" Reformen ermuntert hatte*).

Ueberblickt man ruhigen Auges, was bislang in Italien im Sinne der Reform geschehen und gethan war, so ist das wirkliche Ergebniß ein sehr geringfügiges. Die ganze Bewegung glich gar sehr einem mit größter Liebenswürdigkeit in Scene gesetzten Karneval. Viel Geschrei, wenig Wolle. Die armen Italiener, seelenvergnügt, überhaupt sich wieder einmal bewegen zu dürfen, bewegten sich um der Bewegung willen. Sie bedurften einer radikalen Umformung von innen heraus und wähnten, die leichtlebigen Kinder, dieses ungeheure Werk ließe sich bewerkstelligen mit so kindischen Mitteln, als da waren Preis- oder Spottgedichte, Festprocessionen, Fahnen und Guirlanden, Illuminationen und Feuerwerke, Glockengeläute, Böllerschüsse und unendliches Evvivageschrei.

Mehr Ernst und Gehalt kam von Turin aus in das patriotische Getriebe und Gewühle. Die Piemontesen erwiesen von Anfang an, daß sie von gediegenerem Metall als die Bevölkerungen von Mittel- und Unteritalien. Dasselbe thaten die Lombarden, welche keine Ahnung hatten, daß, wenn sie „Morte ai Tedeschi!" schrieen, dies gegen den besseren und besten Theil ihres eigenen Wesens schreien hieß, d. h. gegen das germanische Blut, welches in ihren Adern rollt. In Oberitalien, allwo man ja, in grellem Gegensatze zu Mittel- und Unteritalien, weiß und will, was Arbeit heißt und ist, hatte der

*) „Bald nach Uebernahme der Präsidentschaft des französischen Ministerraths äußerte Hr. Guizot, daß er sie nicht angetreten hätte, würde er nicht die Ueberzeugung hegen, die bisherige konservative Politik des Kabinetts fortbehaupten zu können. Besonders in Beziehung auf Italien sprach er sich auf eine Weise aus, die keinen Zweifel gestattet, daß Frankreich mit Oestreich in gänzlicher Uebereinstimmung handeln wird, so lange letzteres nicht ohne vorherige Aufforderung intervenirt". Depesche Effingers vom 9. Okt. 1847 aus Wien. S. B. A.

italische Einheitsgedanke zuerst staatsmännisch denkende Pfleger gefunden, das will sagen Pfleger, welche die Dinge sahen, wie sie waren, und mit Wirklichkeiten statt mit Phantasmen rechneten. Die Blicke dieser Männer mußten sich auf Karl Albert richten, denn der Sardenkönig allein stellte eine wirkliche Macht vor und einer solchen bedurfte es zur Vertreibung der östreichischen Zwingherrn, welche schlechterdings keine Anstalt machten, durch das Modegeschrei „Fuori i barbari!“ sich vertreiben zu lassen. Was kümmerte dieser patriotische Wuthschrei die Böhmaken, Hannaken, Slovaken und Kroaten? Karl Albert seinerseits hat unzweifelhaft im Sommer von 1847 die ersehnte Zeit gekommen geglaubt, wo die Dynastie Savoien ihre lange geträumte weltgeschichtliche Rolle antreten könnte. Natürlich redete er nicht von der Dynastie Savoien, sondern von der Unabhängigkeit Italiens. Er wickelte seine Hauspolitik in die italische Fahne ein. Ja, das Chamäleon schien endlich fest und fix in Weiß-Grün-Roth zu schimmern. Im August schrieb er an den Grafen Kastagneto oder eigentlich an die Oeffentlichkeit. „So Gott uns einen Krieg für die Unabhängigkeit Italiens befiehlt, steige ich mit meinen Söhnen zu Pferde und thue, wie Schamyl im Kaukasus that. Was wird das für ein schöner Tag sein, wo man für Italiens Selbstständigkeit wird zu den Waffen rufen können!“

Da jedoch Gott, welchem bekanntlich die Großen wie die Kleinen ihre eigenen Wünsche in die Schuhe schieben, den Kriegsbefehl zu geben zögerte, fiel Karl Albert wieder in sein gewohntes schwanken zurück. Eine Initiative war überhaupt von ihm nicht zu erwarten. Der Stoß, wodurch die italische Revolution wieder um einen Ruck vorwärts geschoben wurde, mußte daher anderwärts erfolgen und erfolgte auf der Insel Sicilien, deren Bevölkerung, zunächst die von Palermo, durch das neapolitanische Regiment zur Verzweifelung getrieben, am 12. Januar von 1848 die Fahne der Empörung gegen Ferdinand den Zweiten erhob. Der Stoß wirkte über den Faro herüber und das unerwartetste geschah. Der König erschrak vor einer am 27. Januar auf dem Palastplatze veranstalteten Volksdemon-

stration, wobei grünweißrothe Taschentücher und grünweißrothe Regenschirme das Beste thaten, so über alle maßen, daß er seinen lieben Haushofpfaffen Kokle und seinen lieberen Polizeiminister Delkarreto fortschickte, eine Verfassung versprach und ein viertel- oder gar halbliberales Ministerium einsetzte. Als die liberalen Herren zum erstenmal in den Palast entboten wurden, trat ihnen der feige und heuchlerische Tyrann mit den Worten entgegen: „Ich bin verrathen, ich bin mißbraucht worden; beklagt mich!" Aber einen Augenblick nachher drückte er einem seiner im Audienzsal anwesenden alten Vertauten und Helfershelfer verstohlen die Hand und flüsterte ihm zu: „Nicht wahr, wir haben uns gut aus der Klemme gezogen? Die Einfaltspinsel! Die Schwachköpfe!" In Wahrheit, das waren die neapolitanischen Liberalen, die Bozzelli, Savarese, Saliceti und Konsorten, auch Poerio nicht ausgenommen. Denn sie ließen ein handgreiflich tückisches Spiel mit sich treiben, ließen sich grausam misshandeln und blieben dennoch die treugehorsamsten „Hunde" der Monarchie. Ganz dieselbe Hiobsgeduld, wie die deutschen Liberalen von der Sorte Eisenmann und Behr sie entwickelten, welche nach jahrelangen ihnen zugefügten Kerkerleiden und nachdem man sie gezwungen, vor dem Bilde ihres Königs — und was für eines Königs! — ihr Verbrechen, d. h. ihre deutschpatriotische Gesinnung, knieend abzubitten, dennoch fortfuhren „in Treue zu ersterben" . . . . Vorderhand jedoch schwimmt Neapel in Freiheitsjubel und Nudelnfett. Zugleich mit der Einläutung des Karnevals — kein übler Witz von seiten des künften „Re Bomba!" — wurde am 10. Februar die Verfassung verkündigt und mit dem echtneapolitanischen Freudenruf empfangen: „Hoch die Konstitution und die Maccheroni!"

Hinter Neapel konnte man aber schicklicher Weise unmöglich zurückbleiben. Der liberale Demonstrationsapparat wurde in demselben Monat Februar von 1848 auch in Rom, in Florenz, in Genua und Turin in häufige Bewegung gesetzt und klapperte und plapperte sein Stichwort: „Konstitution!" heftig her. Da half

kein Widerstreben. Am 15. Februar unterzeichnete Leopold der Zweite die Verfassung für Toskana. Der Papst, welchem auf der schiefen Ebene der liberalen Koncessionen allmälig sehr unbehaglich geworden war, erinnerte sich mehr und mehr, daß er eigentlich der absoluteste aller absoluten Herrscher sei oder sein sollte, er, der Statthalter des „Absoluten“ — (von diesem hegel'schen Gottesbegriffe wußte der arme Pius freilich nichts). Er versuchte auch mitunter recht steif auf seine Absolutheit sich zu steifen. Es ging nicht; denn der erwähnte Apparat wurde immer lauter und zudringlicher. Stück für Stück ließ sich der Papst die Ersetzung des Priesterregiments durch ein Laienregiment abevvivahen und am 24. Februar theilte der päpstliche Nuntius in Wien mit einer Essigmiene dem auch nicht eben süß dazu lächelnden Staatskanzler Metternich mit, daß Se. Heiligkeit nicht umhin könnte, dem Kirchenstaat eine Verfassung zu verleihen. Sie ist dann am 14. März proklamirt worden.

Aber die Honigmonde des Pio-Nono-Schwindels waren schon vorüber. Dagegen begannen die Flitterwochen des Karlo-Alberto-Humbug. Der König versprach am 8. Februar eine Konstitution, nach französischer Schablone, versteht sich. Am 5. März ist dann der „Statuto“ glücklich zur Verkündigung gelangt und zugleich der Graf Balbo mit der Bildung eines konstitutionellen Ministeriums betraut worden. Derweil war jedoch der alte Revolutionsvulkan Paris wieder in Thätigkeit getreten und hatte die Blitze und Donner seiner Februarexplosion nach allen Seiten hinausgeschleudert. Wie ein elektrischer Schlag ging durch die italischen Herzen das Gefühl: Die große Stunde ist da! („il gran momento è venuto!“). Die große Stunde zur Abwerfung der Fremd- und Zwingherrschaft. Der unwiderstehliche Luftdruck dieses Gefühls schob die Verhandlung konstituioneller Doktrinen beiseite. Italiens Einheit und Unabhängigkeit! wurde die Losung. Wer aber soll, wer kann unser Führer, wer „la spada d'Italia“ gegen Oestreich sein? Nur der Sardenkönig. Darum geht jetzt Karl Alberts Gestirn in seinem Voll-

glanz auf und die Städte der Halbinsel widerhallen von dem Hymnus —

„Sorgete Italiani
A vita novella!
D'Alberto la stella
Risplende nel ciel.
Stringiamoci assieme,
Siam tutti fratelli!
In giorni più belli
Ci gioja sperar."

2.

„Im Hochland fiel der erste Schuß".

Zu Bern in der Zeughausstraße, gegenüber der ehemals katholischen, jetzt französischen Kirche, steht ein aus der Zopfzeit stammendes Haus, das „äußere Standesrathhaus" geheißen, welcher Name seinen früheren Sinn längst verloren hat. Das Gebäude, nach berner Art solid aus Quadern erbaut, hat nur das auszeichnende, daß sein ganzes Obergeschoß einen großen Sal bildet. Dieser Sal ist heutzutage der Ort der Schwurgerichtesitzungen und hat ein etwas dürftiges, kahles, an Strafgesetzbuch, Zuchthaus und dergleichen unästhetische Dinge mehr gemahnendes Aussehen. Auch Säle haben ja ihre Schicksale. Bis zum Jahre 1848 sah der in Rede stehende stattlich genug aus in dem Schmucke seiner Seidentapeten und Sammetmöbeln; denn bis dahin diente er der „Hohen Tagsatzung schweizerischer Eidgenossenschaft" zum Sitzungslokale, so oft die Reihe, Vorort zu sein, an Bern kam.

Am 29. Oktober von 1847 ging in diesem Sal eine bedeutsame Staatsaktion vor sich. Zum letztenmal vor dem Zusammensturze des Schweizerbundes vom Jahre 1815 war die Tagsatzung vollständig versammelt. Den Vorsitz führte Herr Ochsenbein, als Regierungspräsident des Vorortes Bern.

Die Sonderbundskrankheit, an welcher die Schweiz litt, sollte heute zur vollen Krisis ausschlagen.

Dieses Gefühl ging auch durch die Volksmenge, welche die Straße anfüllte. Sie verhielt sich still; es war so viel Drückendes in der Luft: Bürgerkriegsdrohung im Innern, während, wie es hieß,

an der Ostgränze die Weißkittel und an der Westgränze die Rothhosen sich ansammelten, um die Aufträge der Firma Metternich und Guizot in der Schweiz zur Ausführung zu bringen.

Die Berner sind sonst nicht eben Flüsterer und Lispeler, sondern Lautsprecher. Aber zur Stunde ging es in der Zeughausstraße fast flüsternd und lispelnd zu. Wie würden droben im Tagsatzungssale die Entscheidungswürfel fallen? Man errieth es, als jetzt mehrere vierspännige Kutschen die Straße herabkamen und vor dem äußeren Standesrathhause hielten. Diese Wagen waren leer, aber die „Standesweibel“ der sieben Sonderbundskantone kamen, angethan mit ihren mittelalterlich bunten Mänteln, aus dem Hause, öffneten die Wagenschläge und stellten sich zur Seite derselben auf, als wären sie bereit ihren „Tagsatzungsherren“ einsteigen zu helfen. „Luget au, das hät ebbis z'bedüte“, sagten die Leute zu einander.

In Wahrheit, es hatte etwas zu bedeuten. Droben im Sale war der Entscheidungswurf gethan .....

Die Schweiz hat sich in ihren Geschicken von 1815 bis 1848 als der politische Mikrokosmos Europa's dargestellt. Alle die Gegensätze, welche die europäische Gesellschaft leise und laut bewegten, hier trafen sie in offenem Kampfe aufeinander. Es handelte sich dabei um die Entscheidung von zwei großen Fragen. Die eine war principieller, die andere nationaler Natur: die eine hieß Durchführung des demokratischen Princips in den einzelnen Kantonen der Eidgenossenschaft, die andere Abthuung der kläglichen Bundesverfassung von 1815 und Umwandelung des Staatenbundes in einen Bundesstaat. Auf diese „Krönung des Gebäudes“ arbeitete die Reformpartei thatkräftig hin, seitdem das Jahr 1830 zur Brechung der Rückwärtsserei, wie solche durch die Restaurationszeit auch in der Schweiz zur Herrschaft gekommen war, das ersehnte und wohlverstandene Signal gegeben hatte. In allen civilisirten Kantonen war seither das Junker-, Pfaffen- und Bauernregiment dem Vorschritte des Radikalismus gewichen, welcher in den 30ger Jahren die fröhlichste und gedeihlichste Schaffungsthatkraft entfaltete. Radikalismus ist

freilich, obzwar eine gäng und gäbe, eine unrichtige Bezeichnung, weil auch der radikalste Schweizer noch immer ein erkleckliches Stück von einem Konservativen bleibt. Lächerlich vollends war es, wenn man, wie die Rückschrittspresse zwei Jahrzehnte hindurch beharrlich that, in der Schweiz einen „europäischen Revolutionskrater" und in den schweizerischen Radikalen kosmopolitische Revolutionsmänner erblickte. Die Wahrheit ist, daß die Schweizer nicht ein Atom von Weltbürgerthum im Leibe hatten und haben und daß sie nur Schweizer und nichts als Schweizer sein wollten und wollen.

Der schweizerische Radikalismus hatte sich schon zum Liberalismus abgedämpft, war auch von inneren Zänkereien und Stänkereien durchfressen, zudem durch die notorische, mitunter an das Halunkenthum streifende Ungebundenheit von mehr als einem seiner Führer dem Bankerott nahegebracht, als durch die „hehre Bewegung" von 1839, durch den glorreichen „Züriputsch", zu welchem die unbedachtsame Berufung des Doktor Strauß als Professor der Dogmatik an die züricherische Hochschule nicht das Motiv, aber den Vorwand geliefert hatte, eine bedeutsame Wendung eintrat. Bei dieser Gelegenheit, allwo die Gehässigkeit der Parteileidenschaften in ihrer ganzen Höhe und die Volksdummheit in ihrer ganzen Breite sich sehen ließ, wurde, wie jedermann weiß, die Religion glücklich „gerettet" und die Folge dieser Rettung war, daß von dem protestantischen Zürich aus das ultramontane Pfaffenthum der Schweiz die lebhafteste Ermunterung und Ermuthigung empfing. In Folge dessen mußte es auch den blödesten Augen deutlich werden, daß, wie ein Aufklärungsmann pathetisch sagen würde, Pietismus und Jesuitismus nur zwei Zweige an demselben Upasbaume sind. Ein heftiger Ruf zur Sammlung erging an alles, was rückwärtsig in der Schweiz. Alle Posaunen der Religionsgefahr wurden wüthend geblasen, alle Pauken der Staatsromantik nicht minder wüthend geschlagen und ein wunderliches, nicht gerade wohlduftendes Amalgam von fesselsüchtigem Doktrinarismus und brutaler Bauernrtölpelei, von Junkerei, Jesuiterei und Muckerei suchte sich als eine geschlossene, über die ganze Schweiz

verbreitete Partei dem Liberalismus gegenüber zu organisiren. Es schien gelingen zu wollen, wobei jedoch die oberste Leitung von den flauen züricher Doktrinären sehr bald auf die entschlosseneren luzerner Rückschritts- und Gewaltleute überging. Die fromme Wuth dieser Bande, welche sich von vornherein des östreichischen und vielleicht auch des französischen Beistandes unter allen Umständen für sicher hielt, verdarb ihr das Spiel. Der Liberalismus hatte sich schwach gezeigt, als es gegolten, den Anfängen der Reaktion entgegenzutreten; jetzt aber, als er merkte, daß es um Kopf und Kragen ging, ermannte er sich wieder. Die Aufhebung der rebellischen Klöster im Aargau durch Regierung und Volksvertretung (1841) war das erste sichere Zeichen dieser Wiederermannung, aber auch das Zeichen zum verstärkten Geblase des ultramontanen Uristierhorns. Auf den Vorschritt des aargauer Klosteraufhebungsbeschlusses gab der Rückschritt die Berufung der Jesuiten nach Luzern (1844) zur Antwort. Daraufhin setzten die leidenschaftlicheren unter den Liberalen im genannten und im folgenden Jahre ihre Freischarenzüge gen Luzern, als „das Nest der Schlange", in Bewegung und das klägliche Mißlingen dieser übelberathenen und schlechtgeleiteten Unternehmungen gab dem Jesuitismus den Muth, unter kaum maskirtem Beistande des Pietismus den übrigens schon 1841 vorbereiteten „Sonderbund" (Luzern, Zug, Unterwalden, Schwyz, Uri, Freiburg und Wallis) als lebensgefährlichen Pfahl ins Fleisch der Eidgenossenschaft hineinzubohren.

Der schweizerische Liberalismus hätte mit Feigheit geschlagen sein müssen, so er diese Herausforderung nicht annahm, und mit Dummheit, so er im Sonderbunde nicht zugleich eine verlässliche Handhabe zur Wiederaufnahme der Bundesreformarbeit erkannte. Die Vollberechtigung aber dieser Arbeit für alle mit fünf gesunden Sinnen ausgestatteten Menschen darzuthun, genügt schon die Hinweisung auf den Umstand, daß der Bundesverfassung von 1815 zufolge der kleine, arme, tief im Mittelalter stecken gebliebene Hirtenkanton Uri mit seinen paar tausend Bewohnern in allen Bundessachen gerade so viel zu sagen und zu bestimmen hatte wie der große,

reiche, materiell und intellektuell auf hoher Kulturstufe stehende Kanton Zürich mit seinen paar hunderttausend Bewohnern, seiner großartig entwickelten Industrie und seinem Welthandel.

Freilich, wenn der Prophet der alleinseligmachenden absolutistischen Versumpfungspolitik, Herr von Metternich, und der ordentliche Professor der ebenfalls alleinseligmachenden konstitutionellen Korruptologie, Monsieur Guizot, als Repräsentanten der festländischen Kabinettsweisheit verlangten, daß in der Schweiz alles beim Alten bleiben, daß Uri gerade so viel gelten sollte wie Zürich, so war das, von ihrem Standpunkt aus angesehen, nicht so dumm, wie es aussah. Denn republikanischer Vorschritt konnte nicht im Interesse des monarchischen Rückschrittes liegen. Man mußte also jenen lahmlegen. Man mußte verhindern, daß die Schweiz aus einem Staatenbund ein Bundesstaat würde. Man mußte demnach die Bundesverfassung von 1815 und das durch dieselbe garantirte „Kleinod der Kantonalsouveränität“ erhalten*). Denn damit und dadurch verhinderte man die Eidgenossenschaft, im Innern ihre materielle und geistige Kultur allseitiger, gleichmäßiger und kräftiger als bislang zu entwickeln und nach außen eine berechtigte Machtstellung zu gewinnen, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann. Ein solches „böses“ Beispiel durfte nicht gegeben werden. Im Gegentheil, die unglückliche Schweiz —

„'s ist keine Ordnung in der Schweiz,
Im Winter regnet's, im Sommer schneit's;
Auch ragen die Berge, die Lümmel,
So unverschämt in den Himmel —“

---

*) Depesche Effingers aus Wien vom 4. August 1847: „Irre ich nicht, so bezieht sich die Theilnahme, die sich der Sonderbund im Ausland erworben haben mag“ — („erworben haben mag?“ man sieht, der Mann drückte sich sehr vorsichtig aus) — „weit weniger auf die Gegenwart als auf die Zukunft, indem hauptsächlich die bedenklichen Folgen, die aus seiner gewaltsamen Auflösung für die Kantonal-Souveränität hervorgehen, ins Auge gefaßt werden. Auf die ungeschmälerte Erhaltung dieser Souveränität legen die Kontinental-Mächte bekanntlich außerordentlichen Werth.“ S. B. A.

ja, die unglückliche Schweiz sollte vielmehr für die übrigen glücklichen europäischen Staaten ein abschreckendes Exempel abgeben, wie das noch im Oktober von 1850 Car Nikolaus zu Warschau mit gewohnter großartiger Offenheit befohlen hat, sprechend: „Die Schweiz muß man gewähren lassen. Sie ist der betrunkene Helot unter den Völkern und gibt ihnen ein warnendes Beispiel von Anarchie . . ." Oh, du arme Helotin Helvetia!

Prophet Metternich und Professor Guizot sahen jedoch im Jahre 1847 die Sache nicht mit dem philosophischen Auge des Caren an, und da sie inbetreff des Sonderbundes „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" waren, so bemühten sie sich wetteifernd für die Erhaltung desselben, sowie der schweizerische Liberalismus die Hände rührte, dem Ding ein Ende zu machen und zwar, wo nöthig, mit Gewalt. Letzteres stellte sich aber immer deutlicher als eine Nothwendigkeit heraus, weil die Häuptlinge der Sonderbündler und ihre Affiliirten in den Nichtsonderbundskantonen gar wohl sich bewußt waren, nicht nur die Sache der schweizerischen, sondern auch die der europäischen Reaktion zu führen, und demnach, im festen Vertrauen auf die Zusicherungen des Propheten und des Professors, ihre Gegner zum entscheidenden Waffengang geradezu herausforderten. Man war freilich in Wien und Paris von Anfang an etwas unklar darüber, wie man eigentlich den lieben Freunden in der Schweiz helfen könnte und wollte. Im Oktober von 1847 hatte man dann den Einfall, die süddeutschen Staaten als Büttel gegen die bundestreuen Schweizer zu Gunsten der sonderbündischen zu verwenden*). In der Downing-Street zu London hatte man aber

---

*) Effinger am 10. Oktober: „Für den Fall, daß in Folge der Ereignisse, welche sich in der Schweiz vorbereiten, gemeinsame Maßregeln im Interesse der Nachbarstaaten liegen würden, sollten an Baiern und Wirtemberg, vielleicht auch an Baden, Anfragen über ihre Geneigtheit, diese Maßregeln zu übernehmen, gerichtet werden. Die Anfrage ist im Laufe des vorigen Monats wirklich geschehen, jedoch ablehnend beantwortet worden und hat besonders in Stuttgart keinen Anklang gefunden." S. B. A.

einen Gegeneinfall. Dem Erzhumbuger Palmerston nämlich, welcher so recht dazu gemacht und angethan war, der leitende Minister der Erzheuchlerin Britannia zu sein und als Geschäftsführer der englischen Oligarchie seine scheinheiligen und hochnäsigen Landsleute an der Nase herumzuführen, — dem Erzhumbuger Palmerston bot der Sonderbundshandel eine hochwillkommene Gelegenheit, den festländischen Staatsweisen wieder einmal einen seiner gewohnten „Tricks" zu spielen. Das Wohl oder Wehe der Schweiz war natürlich dem herzlosen Gaukler ganz gleichgiltig; allein die schöne Gelegenheit, dem östreichischen Haus-, Hof- und Staatskanzler eins an das Bein zu geben und dem Louis Philipp von wegen der „spanischen Heiraten" einen Gegenpossen zu spielen, war zu verlockend, um nicht benützt zu werden. Demgemäß erhielt der englische Gesandte am eidgenössischen Vorort, Robert Peel der Jüngere, die Instruktion, die sonderbundsfreundlichen Machenschaften seines östreichischen und seines französischen Kollegen möglichst zu durchkreuzen. Diese Machenschaften sind von dem „Holzgrafen", wie die Schweizer den Namen des französischen Gesandten Bois-le-Comte scherzend übersetzten, mit größter Schamlosigkeit betrieben worden. War doch die französische Gesandtschaftskanzlei geradezu das Korrespondenzvermittelungsbureau zwischen den Sonderbündlern der Ost- und Westschweiz und bis zuletzt hat der Herr „Holzgraf" nach Anweisung seines Meisters Guizot alles mögliche gethan, um die geliebten Jesuiten und Jesuiterlinge oben zu halten. Man darf hierbei allerdings nicht übersehen noch verschweigen, daß Guizot wie Metternich und die Regierungen sämmtlicher Nachbarstaaten der Schweiz von der aufrichtigen Angst erfaßt waren, ein energischer Aufschwung des schweizerischen Liberalismus, ein siegreiches Durchhauen des Sonderbundsknoten könnte zündende Funken in die allwärts auf dem Festland Europa's gehäuften Brandstoffe werfen*). Dies glaubten Guizot und Metternich durch Unterstützung der Son-

---

*) Diese Angst dokumentiren sehr deutlich die Depeschen Effingers vom 22. und 26. Oktober und vom 2. November.

derbündelei verhindern zu können. Auf der andern Seite, auf der Seite der schweizerischen Sonderbundsfeinde, war man sich auch gar wohl bewußt, daß man gewissermaßen den Schlauch des Aeolus in den Händen hielte, ein Bewußtsein, das vollständig gerechtfertigt wurde durch die ungemeine Spannung, womit Europa auf die in der Schweiz sich vorbereitende Entscheidung blickte, auf den anhebenden „Sturm im Glase Wasser", von welchem die einen so vieles hofften, die anderen alles fürchteten.

Die Gegensätze hatten an Schärfe und Zuspitzung gewonnen, als mit dem Anfang des Jahres 1847 Bern Vorort wurde und der Freischarengeneral von 1845, Ochsenbein, inzwischen zum dortigen Regierungspräsidenten aufgestiegen, als Bundespräsident in Funktion trat. Professor Guizot hielt es jetzt für zeitgemäß und dringlich, durch seinen Famulus Bois-le-Comte den obersten Magistrat der Eidgenossenschaft so recht ex cathedra schulmeistern zu lassen. Der Holzgraf gab mündlich und schriftlich Musternoten von Taktlosigkeit und Lümmelei von sich. Allein Professor und Famulus waren damit an den Unrechten gekommen. Als der französische Gesandte am Schlusse einer Audienz drohend die Interventionskarte ausspielte, warf der Bundespräsident alsbald den Trumpf darauf: „Wollen die alliirten Mächte va banque spielen, wohl, so werden wir mitspielen (si les puissances alliées veulent jouer va banque, nous jouerons avec!)"

Beim Zusammentritt der ordentlichen Tagsatzung von 1847 am 5. Juli wurde alsbald klar, daß die bundesgetreue Mehrheit der Kantone (12 Stimmen) entschlossen war, gegen den Sonderbund thatkräftig vorzugehen. Es war dazu hohe Zeit; denn bereits stand der Sonderbund in Wehr und Waffen, hatte auch in der Person des Herrn von Salis-Soglio aus Graubünden einen General sich erkoren, einen Kriegsrath aufgestellt, die Truppen der zu ihm haltenden sieben

Kantone in vier Divisionen eingetheilt und machte sich mit Getrommel und Säbelgerassel möglichst laut und unangenehm. Die Mehrzahl der Bevölkerung in den sieben Kantonen war gehörig fanatisirt, denn

„Pfaffen haben lange Zungen
Und das Volk hat lange Ohren."

Sehr lange in der That, und je dickere Lügen man in diese langen Ohren hineinschreit, desto willkommener sind sie. Die armen verhetzten Hirten und Bauern von Uri, Schwyz, Zug, Unterwalden, Luzern, Freiburg und Wallis glaubten in ihrer biderben Einfalt alles Ernstes, die „dreimal vermaledeiten Ketzer von Radikalen" wollten ihnen ihre Religion rauben. Wären diese zweifelsohne aufrichtig überzeugten Menschen im stande gewesen, ihre Denkapparate soweit in Bewegung zu setzen, um sich die einfache Frage vorzulegen und zu beantworten, was denn wohl die Radikalen mit der „Religion", auf welche man ihnen so sträfliche Absichten zuschrieb, nach glücklich vollzogenem Raube anfangen sollten, so würde die Siedhitze ihres Fanatismus und ihrer Besorgnisse beträchtlich sich vermindert haben. Es war aber dafür gesorgt, daß dieser Fall nicht eintreten konnte. Mußte doch auch die antisonderbündischgesinnte Mehrheit der Bewohnerschaft der Städte Luzern, Zug und Freiburg schweigend unter das Joch der Diktatur des sonderbündischen Kriegsrathes sich ducken. Die christlichen Herren Häuptlinge des Sonderbundes hatten den heidnischen Schreckensmännern von 1793 gar manchen Handgriff abgelernt. Es ist ja für Heiden und Juden und Christen gleich süß, ihre lieben Mitbrüder in Zeus, Jahve oder Christus zu unterdrücken und zu quälen, und wer gerade Hammer ist, den kümmert es wenig, wie dem Amboß zu Muthe.

Alles zusammengehalten, wird ein unbefangener und wissender Urtheiler nicht anstehen, zu sagen, daß die Durchführung des Widersonderbundsgeschäftes durch die schweizerischen Liberalen mit zu den besten Thaten gehört, welche in der modernen Welt dem Republikanismus überhaupt gelungen sind. Schon die Herbeiführung der

Möglichkeit, dieses Geschäft ernstlich anzufangen, d. h. die Sicherung der Stimmenmehrheit im Schoße der Tagsatzung, hatte große Geschicklichkeit und Ausdauer erfordert. Bei der feierlichen Eröffnung der Versammlung am 5. Juli that der Bundespräsident eine Rede, in welcher er ganz offen und ehrlich die Absichten und Ziele des Liberalismus angab und zugleich an die Adresse der auswärtigen Kabinette sehr beherzigenswerthe Worte richtete, welche natürlich unbeherzigt blieben. „In der neuen Welt, welche durch die riesenhaften Vorschritte der Wissenschaft, der Industrie und der politischen Bildung aufgebaut worden ist, stehen noch sichtbar die Pfeiler der Vorzeit, die mumienhaften socialen Einrichtungen, angehörend einer längst verschwundenen Anschauungsweise, anderen Begriffen, anderen Verhältnissen und Bedürfnissen, auf keine andere Grundlage gestützt als auf die Macht der Gewohnheit, des Ehrgeizes oder des Eigennutzes, Strukturen, welche bei der leisesten Erschütterung wie verwittertes Gemäuer auseinanderzufallen drohen. Nur der Verstocktheit gegenüber dem geistigen Wehen der Zeit muß das die Staaten Europa's durchzuckende Feuer zugeschrieben werden. Schon wetterleuchtet es, aber der europäische Staatenkoloß achtet dessen nicht; er schläft, aber einen gefährlichen Schlaf.“ Nicht minder deutlich wurde jede fremde Einmischung des Auslandes in die inneren Angelegenheiten der Eidgenossenschaft zurückgewiesen. Die ganze Rede war so gehalten, daß die Gesichter der fremden Diplomaten, welche in der Heiligengeistkirche, wo die Feierlichkeit statthatte, anwesend waren, um ein beträchtliches sich verlängerten. Zum Ueberflusse wisperten ihnen sonderbündlerische Zungen in die Ohren: „Das ist ja eine Kriegserklärung des Radikalismus gegen die Monarchieen Europa's!“

Die Sonderbundsfrage kam bald zur Verhandlung. Die Sonderbündler aber trugen den Kamm sehr hoch. Der Gesandte Luzerns erklärte hoch herab, falls die Klöster im Aargau wiederhergestellt würden, falls man die Jesuitenfrage „aus Abschied und Traktanden fallen ließe“, falls man auf jede die Souveränität der Kantone beeinträchtigende Aenderung der Bundesverfassung verzichten

wollte, dann ließe sich etwa von der Auflösung des Sonderbundes reden. Dann rasselte der Gesandte von Schwyz gewaltiglich mit dem Schwerte von Morgarten und horribilikribrifaxte dazu: „Mein Kanton ist bereit, den Fehdehandschuh aufzunehmen; aber nur über die Leichen der Enkel Tells und Winkelrieds wird man in die Thäler der uralten Freiheit eindringen." (Man ist um viel billigeren Preis nachmals in diese Thäler eingedrungen und selbst die Leiche des Schwertrasselers ist nirgends sichtbar geworden.) Solchem Hochmuth und solchem Gepolter traten insbesondere die Gesandten von Zürich und Thurgau mit Widerlegungen gegenüber, welche in der ruhigklaren Form staatsrechtlicher Beweisführung sich bewegten, aber nur um so vernichtender waren. Am 20. Juli hat dann auf den Antrag Berns die Tagsatzung die Auflösung des Sonderbundes beschlossen; am 16. August erneuerte sie einen schon i. J. 1832 gefassten Beschluß, daß die Bundesverfassung einer Revision zu unterziehen sei; am 3. September wurde sie schlüssig, Luzern, Schwyz, Wallis und Freiburg zur Entfernung der Jesuiten einzuladen und künftig dem Orden von bundeswegen die Schweiz zu verschließen. Dann vertagte sich die Versammlung bis zum 18. Oktober, gewärtig, ob die Sonderbündler den Beschlüssen der höchsten Bundesinstanz sich fügen würden oder nicht.

Sie haben sich nicht gefügt und sind von Wien und Paris aus in ihrem Widerstande fort und fort bestärkt worden, schon dadurch, daß man von dorther eine Intervention zu ihren Gunsten in bestimmte Aussicht stellte. Wie man aber interveniren sollte, darüber blieben Metternich und Guizot noch immer unklar und schwankend, bis man sich, während der Vertagung der Tagsatzung, halb und halb zu einer Sperrung der Schweizergränze entschloß*). Der halbe

---

*) Effinger am 16. Oktober: „Es ist in Wien stark die Rede von Vorbereitungen zu einer militärischen Cernirung der Schweizergränze vom Bodensee bis zum Lago maggiore." Am 18. Oktober: „Die Bedenken, welche Baiern und Wirtemberg gegen eine Mitwirkung von einer gegen die Schweiz beabsichtigten Gränzsperre hatten, scheinen beseitigt." S. B. A.

Entschluß blieb unausgeführt und die Häuptlinge des Sonderbundes erhielten bald Gelegenheit, über die Verlässlichkeit ihrer Gönner in Wien und Paris nicht sehr angenehme Gedanken sich zu machen. In Wahrheit, sie haben außer dummen Rathschlägen von daher und von dorther nichts erhalten als etliche Stücke Geschütz, etliche Kisten mit Munition und ganz jämmerliche Bagatellsummen an Geld. Auch das Herbeiströmen von vornehmen und gemeinen, patrizischen und plebejischen Kriegsindustrierittern von auswärtsher zur Sonderbundsfahne, das Mantschen und Pantschen französischer Legitimisten und Orleanisten, baierischer Päpstler, stadtbaselischer Pietisten und berner Patrizier im Sonderbundslager war für die Sonderbündler weit mehr vom Uebel als vom Heil. Aus Oestreich war, um seinen „ritterlichen" Degen der Jesuitensache zu widmen, der Fürst Friedrich von Schwarzenberg gekommen, der „Landsknecht". Barbarisches Jahrhundert, wo ein Mensch eine Ehre darin finden kann, sich einen Landsknecht zu nennen! Barbarisches Jahrhundert, dessen höchste, gesuchteste und belohnteste Kunst die Mordkunst ist und welches den Triumph der Wissenschaft in der Findung von raffinirten Vernichtungsmitteln erblickt! Im übrigen hat von den Heldenthaten, welche der „Landsknecht" unter der Sonderbundsfahne verrichtete, kein Mensch etwas gesehen oder gehört; aber schade ist es, sehr schade, daß nicht noch ein anderer „frommer" Landsknecht von damals, der Fürst Felix von Lichnowsky, seinen ritterlichen Degen ebenfalls für den Sonderbund gezogen hat. Dieser moderne „miles gloriosus" wäre da ganz an seinem Platze gewesen. Denn mit Bramarbasiren war man im Sonderbundslager wahrlich nicht spröde und blöde. Man theilte auch, siegessicher, das Fell des zu erlegenden Bären zum voraus, indem man eine Karte der künftigen Schweiz entwarf, auf welcher Karte den widersonderbündischen Kantonen sehr übel mitgespielt wurde. Auch auf die Einsetzung „provisorischer" Regierungen in den zu besiegenden Halb- und Ganzketzerlanden war man vorsorglich bedacht.

Derweil hatte sich am 18. Oktober die Tagsatzung, auch von den Sonderbundsständen noch beschickt, wieder „besammelt", schweizerisch zu reden. Die Sache war im Grunde hüben und drüben schon auf des Schwertes Schneide gestellt; aber dennoch beschloß die bundesgetreue Mehrheit, durch Sendung von Friedensboten in die sieben Sonderbundskantone noch einen Versöhnungsversuch zu machen, dessen Scheitern jedoch die sonderbündischen Tagsatzungsgesandten ebenso trotzig als richtig voraussagten. Da aber zur selben Zeit der Waffenlärm aus dem Sonderbundslager immer herausfordernder herüberscholl, so war es dringend geboten, daß auch die Bundestreuen sich vorsahen. Am 21. Oktober wählte die Tagsatzung den Genfer Dufour, einen konservativen Mann und in der napoleonischen Schule gebildeten Offizier, zum Bundesgeneral und drei Tage später rief sie vorläufig 50,000 Mann zum eidgenössischen Dienst auf. Wiederum vier Tage nachher trat auf Betreiben der stadtbaselischen Gesandtschaft eine letzte Vermittelungskonferenz zusammen, in welcher die Bundestreuen mit Stimmenmehrheit bis zur äußersten Gränze der Nachgiebigkeit gingen, indem sie vorschlugen, die Jesuitenfrage einem schiedsrichterlichen Entscheide des Papstes anheimzugeben, — eine echtliberale Schwachmattigkeit! „Ja", sagten die Sonderbündler, „aber unter der Bedingung, daß auch die aargauer Klosterfrage der Entscheidung des Papstes unterstellt wird". Das war selbst den frommen, friedelechzenden Stadtbaselern zu dick, zu „urchig"- und uristierig-ultramontan. Man trennte sich unverrichteter Dinge.

Am folgenden Tage, am 29. Oktober, that man dies so zu sagen in Gala, nämlich in offener Tagsatzung, versammelt im „äußeren Standesrathhaus" in der Zeughausstraße zu Bern.

Die Sonderbündler traten da mit dem Gesammtantrag hervor, sie wollten ihren Bund auflösen, falls ihnen zuvor garantirt würde das Fallenlassen der Jesuitenfrage, die Wiederherstellung der aargauer Klöster und die Beibehaltung der Grundprincipien des fünfzehner Bundes. Für diesen Antrag gewannen sie außer ihren sieben eigenen nur die Stimme des amphibischen Kantons Neuenburg, welcher

dazumal noch weder Fleisch noch Fisch gewesen ist, weil Mitglied einer Föderativrepublik und zugleich ein Fürstenthum des Hauses Hohenzollern, eines der vielen verzwickten und verzwackten Machwerke des wiener Kongresses, die unmöglich dauern konnten. Die Mehrheit blieb fest und verwarf auch den Zusatzantrag Luzerns, das Aufgebot eidgenössischer Truppen zurückzunehmen, worauf der Sonderbund ebenfalls entwaffnen würde. Das ganze Ergebniß der Sitzung war so sehr von den Sonderbündlern vorausgesehen worden, daß in ihrem Namen der erste Gesandte Luzerns sofort eine Erklärung bereit hatte, des Inhalts, daß die sieben Kantone „vor dem beschlossenen Bürgerkriege weichen", d. h. die Tagsatzung verlassen und „das Schwert zu gerechtem Widerstande ergreifen würden". Selbstverständlich mußte, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich, auch noch der Herrgott behelligt werden, indem der Luzerner mit hinlänglichem Pathos schloß: „Nun es dahin gekommen, mag zwischen uns und euch Gott der Allmächtige richten, dem wir die Sache anheimstellen und auf den die sieben Stände ihr festes Vertrauen setzen". Wogegen der Gesandte von Solothurn, ein milder und maßvoller Mann: „Lasst Gott aus dem Spiele! Es ist unangemessen, seinen Namen anzurufen für eine Sache, die nicht von göttlicher, sondern von teuflischer Art ist." Darauf Luzern: „Herr Präsident, ich verlange den Ordnungsruf gegen Solothurn." Aber der Bundespräsident: „Ich verweigere denselben als ungerechtfertigt."

Die Gesandten der sonderbündischen Kantone erhoben sich und verließen, den luzernischen an ihrer Spitze, den Sal. Noch an demselben Tage wurde von Bern aus in die Kloaka Maxima der Don-Guizoterie in Paris, in das Journal des Debats, das „holzgräfliche" Lügenmärchen gespritzt, das ergreifende Schauspiel des Aufbruchs der Sonderbündler aus der Tagsatzung sei von der liberalen Mehrheit mittels Spottes und Hohnes entwürdigt und entweiht worden. Auf der Seite der Weggehenden sei Ueberzeugung, Einfachheit, Würde, edles, tiefes, schmerzliches Gefühl gewesen; auf der Seite der Dableibenden erkünstelte Gleichgiltigkeit, Leichtsinn und Muthwille.

Die Wahrheit ist aber, daß auf dem Gesichte des luzernischen Sprechers, als er, die sonderbündischen Gesandten hinter sich, den Sal verließ, die Zornröthe flackerte, daß der Gesandte von Stadtbasel laut weinte, daß die liberale Mehrheit ein würdiges Schweigen beobachtete, daß, als die Sonderbündler aus dem Hause traten und ihre bereitstehenden Reisewagen bestiegen, die Tagsatzungswache ihnen zu Ehren ins Gewehr gerufen und die Trommel gerührt wurde, sowie endlich, daß die versammelte Volksmenge die Scheidenden ohne Gruß und Dank, aber auch ohne irgendwelche kränkende Bezeichnung abfahren ließ.

So war der parlamentarische Entscheidungswurf gethan und die Würfel der schweizerischen Geschicke hatten hinfort auf dem Schlachtfelde zu rollen. Glücklicher Weise sollte das Schlachtfeld kein sehr blutiges sein. Für möglichstes Maßhalten auf seiten der Tagsatzungsmehrheit bürgte schon der Charakter der drei Männer, welche sommerlang diese Mehrheit geleitet hatten: Furrer aus Zürich, Munzinger aus Solothurn und Kern aus dem Thurgau. Das angehobene Werk sollte durchgeführt und mit einer neuen, vernunft- und zeitgemäßen Bundesverfassung gekrönt, aber der zu diesem Zwecke unumgänglich gewordene Bürgerkrieg sollte, soweit es eine Menschenmöglichkeit, seiner Schrecken entkleidet werden. Eine starke Garantie hierfür bot auch die Sinnesweise des Bundesgenerals Dufour, welcher von vornherein nicht allein nach dem kriegswissenschaftlichen Grundsatze: „Vorsicht ist die Mutter der Tapferkeit!" sondern auch nach den Grundsätzen der Vaterlandsliebe und Humanität verfuhr, als er darauf bestand und dafür sorgte, daß dem Sonderbund eine starke eidgenössische Uebermacht gegenübergestellt und damit die Möglichkeit gegeben würde, dem ganzen Unwesen ein rasches und wenig blutiges Ende zu bereiten. Der General gehörte, wie schon erwähnt worden, der konservativen Partei an; auch die unter ihm befehligenden eidgenössischen Obersten Ziegler, Donats, Burckhardt, Bontemps und Bourgeois zählten entschieden zu derselben Partei und schon dieser Umstand hätte der europäischen Diplomatie, so sie hätte sehen

wollen, zeigen können, daß die Ausführung der Tagsatzungsbeschlüsse gegen den Sonderbund keineswegs nur eine „Intrike des Radikalismus", sondern vielmehr eine sittliche und politische Nothwendigkeit war, wobei es um Sein oder Nichtsein der Schweiz sich handelte. Das begriff die überwiegende Mehrzahl der Konservativen in den Mehrheitskantonen und richtete ihr Gebaren darnach ein. Auf der gegenüberstehenden Seite ist es ein Kuriosum gewesen, daß der Sonderbundsgeneral ein Protestant war, und eine Thatsache, daß es dem Diktator des Sonderbundes, dem Kriegsrathspräsidenten Siegwart-Müller und seinen geistlichen und weltlichen Hauptheltershelfern doch nur sehr sporadisch gelang, das Volk der Sonderbundskantone so in Verblendung und Wuth hineinzuhetzen, daß von einem „Krieg bis auf's Messer" hätte die Rede sein können. An manchen Orten ließen es die „Diener der Religion der Liebe" an der Anwendung der äußersten Reizmittel freilich nicht fehlen, thaten aber hierbei nicht selten den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. So z. B. wenn sie den guten freiburger Bauern des bestimmtesten versprachen, die berner Ketzer würden, sowie sie den freiburgischen Boden beträten, auf drei Tage mit Blindheit geschlagen werden; oder, falls die Stadt Freiburg von den eidgenössischen Truppen angegriffen werden sollte, würde die allerheiligste Jungfrau Maria auf einer blitz- und donnerträchtigen Wolke zum Schutze der Stadt herbeieilen. Außerhalb der Schweiz machten die Sonderbundsfreunde eifrig in komischer Zeitungsmakulatur, indem sie sich über die sonderbündische Widerstandsfähigkeit und Widerstandslust, vornehmlich in den Urkantonen, wunderlichstes einbildeten. So schrieb z. B. unterm 11. November ein bekannter Jesuit aus Paris in die Allgemeine Zeitung: „Gesetzt, Luzern würde eingenommen, so erfolgt nun erst der wahre Kampf. In den Rachen des Löwen (d. h. in die Waldstätte) wird man sich nicht hineinwagen." Vierzehn Tage darauf hatte man sich aber, wie jedermann weiß, mitten in diesen fürchterlichen Rachen hineingewagt und der Löwe führte sich ganz manierlich auf, gerade so manierlich, wie das von dem schwyzer

Junker Schorno im Tagsatzungssale zu Bern geschwungene „Schwert von Morgarten" oder wie die von einem anderen schwyzer Junker, Abyberg, am 26. September auf der Landsgemeinde bei Rothenthurm zur Zeugin seiner zu verrichtenden Heldenthaten angerufene „Sonne von Morgarten". Bekanntlich sind diese abybergischen Heldenthaten von davonlaufender Art gewesen. Hasen mit acht Füßen sollten es doch billig unterlassen, wie Löwen brüllen zu wollen. Dergleichen Flunkereien waren auch gar nicht nach dem Sinne der einfachen Bevölkerungen der Urkantone, wo, wie das ja unter ähnlichen Verhältnissen allzeit und überall geschieht, eine fanatisirte Minderheit die verständigere und darum besorgnißvolle Mehrheit terrorisirte. Wäre dem nicht so gewesen, so würde der Sonderbund einen thatsächlichen Widerstand gegen die Eidgenossenschaft überhaupt nicht versucht haben*).

Am 4. November befahl die Tagsatzung dem Bundesgeneral, ihre Beschlüsse vom 20. Juli gegen den rebellischen Sonderbund in Vollzug zu setzen, und Dufour ging an's Werk. Er hatte unter seinem Befehle sieben Divisionen Fußvolk, drei Artillerie- und drei Reiterbrigaden, im ganzen 98,861 Mann, wogegen der Sonderbund aufgebracht hatte 84,940 Mann, aber mit Einrechnung von nicht weniger als 47,531 Mann Landsturm. Das sonderbündische Heer war dem eidgenössischen in keiner Weise gewachsen, weder an Zahl, noch auch inbetreff der Führung, des Truppenmaterials, der Orga-

*) Ich spreche aus eigener Anschauung, indem ich, von Jugend auf mit den Zuständen der Schweiz bekannt, im Sommer von 1847 die Urkantone bereis'te und namentlich während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Rigi mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten aus den Waldstätten und aus Luzern verkehrte. Sehr lebhaft erinnere ich mich auch, daß ein luzerner Offizier (S.), welcher zum Adjutantendienste beim Sonderbundsgeneral aus dem neapolitanischen Dienste heimberufen war, eines wunderschönen Morgens auf dem „Känzeli" uns auseinandersetzte, daß und warum die Entscheidung des schon mit Bestimmtheit erwarteten Krieges höchst wahrscheinlich unfern von Luzern im Reußthale stattfinden würde, wie dann auch geschehen ist.

nisation und der Ausrüstung. Der französische Gesandte, in seiner zärtlichen Besorgniß für den Sonderbund, sandte deßhalb Depesche auf Depesche nach Paris, um die Intervention zu beschleunigen, und Guizot seinerseits trieb in Wien zu eilfertigem Handeln, ohne jedoch seinen Zweck erreichen zu können*). Palmerston hinwiederum ließ durch seinen Gesandten in Bern der sonderbundsfreundlichen Diplomatie möglichst viele Knüppel zwischen die Beine werfen und Sir Robert Peel stand nicht an, mehr oder weniger laut merken zu lassen, das gescheideste sei, die Niederwerfung des Sonderbundes zu einer „vollendeten Thatsache" zu machen, bevor der Prophet in Wien und der Professor in Paris zu einem festen Entschlusse kämen. Es ging und geht auch die Sage, und zwar die ausnahmsweise sehr historische Sage, der englische Gesandtschaftskaplan Temperley sei — natürlich nur zu seinem Privatvergnügen — von Bern ins Hauptquartier Dufours gegangen und habe dort — ganz auf eigene Hand, versteht sich — das nachdrucksame Diktum von sich gegeben: „Macht schnell (dépêchez-vous)!"

Und, in Wahrheit, sie machten schnell, obzwar nicht überstürzerisch, sondern vorsichtig, weil, wie schon erwähnt, Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist. Während das Interventions-Pourparler weiter zwischen Wien und Paris hin- und herging, während die „Kabinette eifrig damit beschäftigt waren, über die Grundlagen des Manifestes sich zu verständigen, welches sie an die Eidgenossenschaft zu richten beabsichtigten" **), wurde das Werk gethan und so gethan, daß jeder Vorwand für eine auswärtige Einmischung wegfiel. Denn die Nachbarstaaten der Schweiz wurden in keiner Weise geschädigt, belästigt oder auch nur verunbequemt und es steht fest, daß niemals ein Bürgerkrieg so rasch, säuberlich und manierlich geführt und beendigt worden ist wie der schweizerische Sonderbundskrieg von 1847.

---

*) Depesche Effingers vom 13. November: „Eine neue Anregung zur Intervention geht von Paris aus. Es kommt aber zu keiner Verständigung." S. B. A.

**) Depesche Effingers vom 21. November. S. B. A.

Die Feindseligkeiten wurden von den Sonderbündlern angehoben und zwar schon am 3. November durch Besetzung der Gotthardspaßhöhe auf tessinischem Gebiet. Es folgten dann, während der Bundesgeneral mit dem Hauptharste der eidgenössischen Armee gegen Freiburg sich wandte, die resultatlosen sonderbündischen Angriffsstöße von Luzern aus gegen das aargauer Freiamt. Am 14. November ergab sich Freiburg, da von der fest versprochenen und so zuversichtlich erwarteten blitz- und donnerträchtigen Jungfrau-Maria-Rettungswolke nichts zu sehen war, ohne Schwertschlag an die Eidgenossen. Sofort lenkte Dufour sein Heer gegen die innere Schweiz und schon am 21. November sprang ein zweiter Ring aus der Sonderbundskette, indem Zug kapitulirte. Zwei Tage darauf, am 23., erfolgte in der Reußthalniederung bei Gislikon und auf den Abhängen des Rotherberges, wo die Hauptstreitmacht des Sonderbundes Stellung genommen, um Luzern zu decken, der Hauptschlag. Dieses Treffen bei Gislikon und am Rotherberg war der ernsthafteste Zusammenstoß der beiden Heere während des ganzen Feldzuges und es wurde an diesem Tage viel verschwendet, glücklicherweise aber viel weniger Blut als Pulver, indem mehr als 1000 Geschütz- und mehr als 200,000 Gewehrpatronen verknallt worden sind, die Eidgenossen aber ihren Sieg nur mit 19 Todten und 76 Verwundeten zu bezahlen hatten. Der ganze Krieg hat auf eidgenössischer Seite gekostet 74 Todte und 377 Verwundete, auf sonderbündischer 50 Todte und 175 Verwundete (oder gar nur 24 Todte und 116 Verwundete); immer noch genug und übergenug, aber doch verhältnißmäßig eine geringe Anzahl von Opfern. Und das war und ist in den Augen von denkenden Menschen das schönste Verdienst des Bundesgenerals, ein nicht nur humanes, sondern auch ein politisches Verdienst. Denn indem Dufours strategische Geschicklichkeit den Sieg der eidgenössischen Waffen zu einem verhältnißmäßig so unblutigen zu machen verstand, hat er zur nachmaligen Versöhnung, Befriedung und Befreundung der Gemüther auf beiden Seiten das seinige redlich beigetragen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. November fuhr der Diktator

des Sonderbundes sammt den sonderbündischen Kriegsraths- und luzerner Regierungsherren, kurz mit der ganzen Jesuitenblase, die sonderbündische Kriegskasse, sowie den kostbaren „Landsknecht" nicht zu vergessen, von Luzern weg und fliehend den Vierwaldstättersee hinauf gen Uri, von wo die Flucht rasch weiterging. Als der geschlagene Sonderbundsgeneral von Gislikon nach Luzern zurückkehrte und keine Regierung, keinen der Horribilikribrifaxe und Daradiridatumdaridesse mehr vorfand, welche wenige Tage zuvor noch feierlich erklärt hatten, „unter keinen Umständen zu weichen und unter sich und mit dem Volke zusammenzuhalten, möge kommen, was immer wolle", da that er einen Soldatenfluch und rief aus: „Niemals hätte ich mich dazu hergegeben, das Kommando zu übernehmen, so ich gewußt, daß ich es mit solchen Hundsföttern zu thun haben würde". Was noch von luzerner Truppen in der Stadt und ihrer Umgebung stand, lief auseinander, die Urkantönler zogen in ihre Heimatkantone ab, die Luzerner pflanzten die eidgenössische Fahne auf die Thürme ihrer Stadt und um 11 Uhr vormittags am 24. November zogen die Eidgenossen triumphirend in dieselbe ein. Am folgenden Tage kapitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz, am 27. Uri, am 29. auch Wallis. Das Sonderbundsskandal war aus und vorbei*).

---

*) Dieses Kapitel ist niedergeschrieben worden, bevor der 8. Band der guizot'schen „Mémoires" erschien. Derselbe enthält einen langen Abschnitt „La Suisse et le Sonderbund", worin der Verfasser das Verhalten des französischen Kabinettes gegen die Schweiz zur Sonderbundszeit zu rechtfertigen sucht. Das gelingt ihm aber sehr schlecht und das von ihm beigebrachte diplomatische Material kann mich zu keiner Aenderung an meiner Auffassung und Darstellung bestimmen. Herr Guizot gibt mit süßsaurer Miene zu, daß Lord Palmerston in der Sonderbundssache die festländische Diplomatie am Narrenseil herumgeführt habe. Noch mehr, er thut — zu seiner Ehre sei es gesagt — halbwegs Buße für die arge Dummheit, welche er und Louis Philipp mit ihrer Parteinahme für den Jesuitismus und den Sonderbund begangen haben. Einestheils will er sich freilich von dieser Sünde weißbrennen, indem er behauptet, daß er sich nur bedingungsweise zu einer Intervention herbeigelassen haben würde — („nous étions bien décidés, d'une

Es galt jetzt, den Sieg zu benützen, wobei der Liberalismus den Vorwurf auf sich gezogen und theilweise auch verdient hat, daß ihm seine Natur, d. h. seine Halbheit, hinderlich gewesen sei, diese Arbeit gründlich zu thun. Namentlich behaupteten Principmänner, man hätte die unwiederbringlich schöne Gelegenheit, im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft mit den ewigen Hemmsteinen alles Vorschritts, mit den Klöstern, ein radikales Ende zu machen, benützen sollen und müssen. Auch abgesehen jedoch davon, daß niemand, auch der Liberalismus nicht, aus seiner Haut herauskann, konnten die Liberalen mit gutem Grunde sagen, maßhaltende, ja sogar ängstliche Rücksichtnahme sei ihnen schon dadurch auferlegt worden, daß sie ihren Sieg der Beihilfe aller besseren Elemente der konservativen Partei mitverdankten. So wurden denn, neben anderem mittelalterlichem Unrath, die Klöster, wo sie noch bestanden, konservirt und so blieben auch die zum Theil höchst natur- und zweckwidrigen territorialen Verhältnisse der sämmtlichen Kantone unverändert. Die den Sonderbundsständen mit vollem Recht überbundenen Kriegskosten wurden denselben später großmüthig erlassen.

Das gemäßigte und schonungsvolle Gebaren des Liberalismus nach errungenem Siege ermöglichte es auch, daß in den sonderbündischen Kantonen das liberale Element mehr oder weniger zur Geltung gelangte. Dieser Umstand mußte natürlich die Sieger ermuthigen,

---

part, à n'intervenir en Suisse que si une longue, oppressive et douloureuse anarchie en faisait généralement sentir la nécessité; d'autre part, à ne pas souffrir qu'aucune autre puissance y intervînt sans y prendre nous-mêmes une forte et sûre position", p. 514) — anderntheils halst er die ganze Dummheit dem Gesandten Bois-le-Comte auf (p. 516). Der „Holzgraf" nämlich, welcher im höchsten Grade für die Jesuiten und Sonderbündler eingenommen gewesen sei, habe ihn durch seine Berichte über die schweizerischen Zustände, über die moralischen und materiellen Mittel und Kräfte der Jesuitenpartei gänzlich irregeführt: „Ses appréciations et ses prévisions nous jetèrent dans la même erreur. Notre politique reposait sur la double idée qu'en droit la cause du Sonderbund était bonne et qu'en fais sa résistance serait forte et longue." p. 517.

die große Frage der Bundesreform sofort wieder zur Hand zu nehmen, um wenigstens als edelste Frucht ihrer so eben bestandenen Anstrengungen eine neue Bundesverfassung zu gewinnen. Hierzu aber machte nun die festländische Diplomatie die scheelsten Augen, welche sie aufzuwenden hatte, und fuhr fort, sich — lächerlich zu machen. Denn anders kann man es doch fürwahr nicht nennen, wenn am 7. December, nachdem die ganze Sonderbundsblase mit Missduft schon zwei Wochen zuvor geplatzt war, Oestreich und Frankreich den Vorort mit gleichlautenden Noten behelligten, in welchen gefordert wurde, die Jesuitenfrage sollte dem Papst anheimgegeben, die Feindseligkeiten eingestellt und eine Bundesrevision nicht ohne Zustimmung sämmtlicher Kantone versucht werden. Die Tagsatzung schickte die übelberathenen und zudringlichen Rathgeber mit langen Nasen heim, worüber Don Guizot in Paris so wüthend war, als ihm seine Steifleinenheit nur immer gestattete*). Es wurde freilich auf Metternichs abermaliges Drängen hin zwischen östreichischen, französischen und preußischen Bevollmächtigten zu Paris in Sachen der Schweiz weiter gemunkelt und gemantscht, das diplomatische Protokollgekritzel und Notengefasel hörte nicht auf; aber es kam dabei nichts heraus als eben Protokolle und Noten, d. h. Makulatur. Das machte, die Eidgenossenschaft hatte sich durch die rasche und glückliche Niederwerfung des Sonderbunds in solchen Respekt gesetzt, daß sich die Herren Metternich in Wien, Guizot in Paris und Kanitz in Berlin zwei- und dreimal besannen, bevor sie schlüssig wurden, Gewaltsamkeiten gegen die Schweiz in Anwendung zu bringen. Dies hinderte

*) Depesche Delley's vom 15. December 1847 aus Paris, worin der genannte schweizerische Gesandschaftssekretär (der Geschäftsträger Tschann war am 28. November gestorben) meldete, daß er die Antwortsnote des Vororts durch den Gesandten der Hansestädte Herrn Guizot habe zustellen lassen. Der Hanseat habe ihm (Delley) berichtet, daß der französische Minister sich auf dem Absatz herumgedreht und ihn barsch angefahren habe (qu'il s'est brusquement retourné et lui a répondu d'un ton qui ne lui permettait pas de réplique“). S. B. A.

freilich nicht, daß namentlich der letztgenannte Herr Minister die abenteuerlichsten Fabeln über die „irreligiösen" und „kommunistischen" — (risum teneatis, amici!) — Grundsätze der Schweizer in die Welt ausgehen ließ und den deutschen Regierungen mit den Gefahren, welche für sie aus der Umwandelung des schweizerischen Staatenbundes in einen Bundesstaat erwachsen müßten, bange zu machen suchte *).

Im Januar 1848 trat die Tagsatzung wieder zusammen, von sämmtlichen Gliedern der Eidgenossenschaft beschickt. Robert Steiger, ein vielgenanntes Opfer des sonderbündischen Terrorismus, jetzt erster Gesandter Luzerns, zog die Summe der Ereignisse vom November und December des vergangenen Jahres mit den Worten: „Wie Spreu vor dem Winde stob der Sonderbund vor der eidgenössischen Fahne auseinander und vereitelt wurden alle auf Anarchie im Innern und Unterstützung von außen gestellten Berechnungen desselben."

---

*) Depesche Effingers vom 20. December: „Die überraschende Schleunigkeit, mit der die eidgenössische Armee organisirt und innerhalb 14 Tagen zu der Zahl von 94,000 vollständig ausgerüsteten Streitern gebracht wurde, während ihr gegenüber ebenfalls nahe an 90,000 Mann unter den Waffen standen; ferner der Umstand, daß dies ohne Magazine und ohne Anleihen geschah, die Vorzüglichkeit der Specialwaffen, namentlich einer Artillerie von mehr als 200 Feuerschlünden, die Tüchtigkeit der Leiter haben das Erstaunen von Europa erregt und die Achtung für die der Schweiz inwohnende militärische Kraft außerordentlich gesteigert. Doch hat eben diese unerwartete Kraftentwicklung die Besorgniß hervorgerufen, daß bei bedeutend vermehrter Centralität die Eidgenossenschaft zu dem Versuch verleitet werden könnte, ihre demokratischen Institutionen auf fremden Boden zu verpflanzen. Diese Befürchtung erklärt hinlänglich den Inhalt der Cirkularnote, welche der General von Kanitz, preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in den ersten Tagen dieses Monats an die deutschen Bundesregierungen richtete und worin er behauptet, die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat sei für Deutschland gefährlich, weil sie einer Centralregierung vermehrte Mittel biete, die in der Schweiz vorhandenen irreligiösen und kommunistischen Grundsätze auch in den Nachbarländern zur Geltung zu bringen." S. B. A.

Der entschieden kundgegebene Wille der Tagsatzung, die Bundesreform zu bewerkstelligen, setzte die gemeinsame östreichisch-preußisch-französische Notenfabrik abermals in Gang, so daß sie am 22. Januar eine Kollektivnote, worin gegen die Bundesrevision Einspruch gethan ward, zu Tage förderte. Die Tagsatzung wies diesen Einspruch mittels einer von Jonas Furrer vortrefflich redigirten Antwort sehr bestimmt zurück und wies die von ihr bestellte Revisionskommission an, ihre Thätigkeit zu beginnen. Noch bevor aber die schweizerische Antwort an ihre Adresse gelangte, hatten die Herren Guizot, Kolloredo und Radowitz in Paris einen französisch-östreichisch-preußischen Vertrag vereinbart, welcher die Einzelnheiten der jetzt alles Ernstes beabsichtigten thatsächlichen Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz feststellte und am 15. März ratificirt werden sollte.

Am 15. März von 1848! An diesem Tage war Guizot ein Flüchtling auf fremdem Boden, als Dame verkleidet aus Paris entflohen; an diesem Tage war Metternich ein Flüchtling, nachdem er nothvoll aus Wien entkommen, mit anderer schmutziger Wäsche, wie der Volkswitz meinte, in einen kaiserlichen Wäschewagen verpackt; an diesem Tage schickten die Berliner sich an, Barrikaden zu bauen gegen das Königthum von Gottes Gnaden. So endete die Interventionsposse und bewährte sich auf's neue das alte Schweizerglück.

3.

Das Satyrdrama „Lola“.

Ein deutscher Gelehrter, welcher das Nebeneinander philologischer Begeisterung für antiken Republikanismus und hofräthlicher Hingebung an das moderne Königthum würdig und zierlich zu repräsentiren verstand, Friedrich Thiersch, hat am 8. März 1848 aus München an die Königin Elisabeth von Preußen geschrieben: „Die Hoffnung — (auf Wiederkehr des Vertrauens auf König Ludwig) — ist allerdings noch keine feste, so lange es unmöglich ist, dem Könige begreiflich zu machen, daß hinter diesen Erschütterungen etwas anderes verborgen sei als ultramontane Falschheit und List und daß es eine entschieden nationale Verwerfung seines ganzen Regierungssystems ist, auf die er stößt und welche durch den Umschwung in Frankreich nicht erst erzeugt, sondern nur zum Bewußtsein und zur Energie gekommen ist“ *).

---

*) Thiersch's Leben von Heinrich W. J. Thiersch, II, 588. Dieses sonst verdienstvolle Buch gibt mir Anlaß zu einer Bemerkung. Da nämlich, wo der Verfasser auf das Lola-Montez-Skandal zu sprechen kommt (II, 559), findet er für passend, sich zu entrüsten über „das Hohngelächter unsittlicher Menschen, wie es damals laut wurde, am lautesten in einem häßlichen Artikel der „„Gegenwart““, I, 1848“. Ich weiß nicht, wer den also verklagten Artikel geschrieben hat; das aber weiß ich, daß derselbe einen durchaus wahrheitgetreuen Bericht über den Lola-Handel gibt, einen Bericht, welcher, so man dessen Entstehung im „tollen Jahr“ 1848 bedenkt, noch

Ein Mann also, der zweifellos wie zu den urtheilsfähigsten so auch zu den bedächtigsten und gemäßigtsten seiner Zeitgenossen gehörte, ein deutscher Hofrath, welcher häufig und gern in höfischen Kreisen sich bewegte, ein Prinzen- und Prinzessinnenlehrer fühlte sich in seinem Gewissen gedrungen, die allgemeine „Verwerfung" des Waltens eines Königs, seines Königs, und noch dazu der Schwester desselben gegenüber zu bezeugen. Wer wagt es, dieses vernichtende Zeugniß anzufechten? Es ist unanfechtbar. Aber indem Richterin Geschichte ihr „Schuldig!" spricht, vergißt sie nicht, beizufügen: „Unter mildernden Umständen". Und welche wären diese? Die Knechtseligkeit und Feigheit der Völker, welche es dulden, daß ihre Gebieter über Recht, Sitte und Scham sich hinwegsetzen. Die Niederträchtigkeit der Unterthanen war ja überall und allzeit das

---

dazu als sehr maßvoll gehalten erscheinen muß. Trotzdem wird gegen den Verfasser ohne weiteres und so recht ex cathedra die Anklage auf „Unsittlichkeit" erhoben. Hat denn der Ankläger gar keine Ahnung gehabt, daß er damit gerade dessen sich schuldig machte, wessen er einen andern bezichtigte? Wie, es wäre wirklich „unsittlich", Verkehrtes wahrhaftig zu erzählen und Schandbares beim Namen zu nennen? Wohin würde denn eine solche Kasuistik führen? Dazu, daß man sagen müßte: Tacitus ist unsittlich, weil Nero ein Scheusal war. Freilich, die Anhänger einer historischen Schule, welche dermalen in Deutschland das große Wort führt, oder wenigstens ihre Adepten von der strikten Observanz sie haben es als „echtwissenschaftlichen Stil" in die Historik eingeschmuggelt, von den Lastern und Freveln der Großen und Mächtigen in so gedämpftem, vertuschendem und schweifwedelndem Tone zu sprechen, daß der nichteingeweihte Leser nicht selten in den Fall kommen könnte, zu wähnen, jene Laster und Frevel seien eigentlich Tugenden und Verdienste gewesen. Aber die süßen Herren und glatten Höflinge sollen nicht glauben, daß sie ihr Gewerbe der Schönfärberei und Falschmünzerei ohne Widerspruch und Widerstand betreiben könnten. Klio ist keine Hofräthin, sondern eine Muse, die Muse der Wahrhaftigkeit und sie lässt nicht von ihrer strengen Pflicht, Menschen und Dinge nicht mit ihren wahren und rechten Namen zu nennen. Auch im vorliegenden Kapitel nicht, obzwar der neueste Byzantismus alle Register seiner Knechtschaffenheit aufgezogen hat, um den königlichen Liebhaber der Donna Lola zu glorificiren.

Lotterbett, auf welchem der Uebermuth der Herrscher mit Behagen sich reckte und streckte.

Seht euch nur die durchschnittlich herkömmliche, in die höfische Treibhausluft eingeschlossene Prinzenerziehung an und ihr werdet die Opfer derselben mehr noch beklagen als verdammen. Die Mehrzahl der mitleidswerthen Fürstenkinder geht aus den Händen der Amme Verhätschelung in die des Pädagogen Sklavensinn über. Nichts vom herben Evangelium der Arbeit, nichts vom strengen Imperativ der Pflicht, nichts vom scharfen Sporn des Wetteiferns mit Schulkameraden, keine gesunde Rauferei, kein Blick in des Lebens Noth und Mühsal und demnach auch kein Wissen von „himmlischen Mächten“. Dagegen durch die auf allen Wegen und Stegen dienstbereite vornehme und niedrige Lakaienschaft die Pforte zu vorzeitigem Genusse weit aufgethan und die Pfade zum Laster glatt parkettirt und mit weichen Teppichen belegt. Es müßte ein Wunder geschehen, wenn so ein prinzlicher Junge nicht zu der Einbildung käme, er und seinesgleichen seien aus anderem Teige geknetet als die übrigen Menschenkinder und darum müßte es auch für ihn und seinesgleichen einen eigenen Kodex der Moral geben, d. h. gar keinen. Hat man „Uns“ nicht von der Wiege an in tausenderlei Schmeichelweisen vorgesungen, daß Wir die „Götter dieser Erde“? Für die Menschen mögen Schranken wie Recht, Gesetz und Sitte, Ehrbarkeit und Anstand, öffentliche Meinung und Strafjustiz ganz gut, ja nothwendig sein, aber für Uns Götter sind sie nur lächerlich. Wir springen lachend darüber weg und werden am Ende aller Enden dennoch „höchstselig“. Darum lasst Uns genießen und fröhlich sein; denn die Völkerdummheit ist gränzenlos wie der Raum und die Völkergeduld unendlich wie die Zeit . . . . .

König Ludwig der Erste von Baiern gelangte 1825 zur Regierung. Er hatte neben dem Unglück, schlecht erzogen worden zu sein, das zweite, ein Kunstdilettant zu sein und sich für einen Poeten zu halten, — eine Eigenschaft und eine Einbildung, welche die Befähigung ihres Besitzers zum regieren von vornherein fraglich

machten. Als ein drittes Unglück kam hinzu, daß die Throngelangung des beklagenswerthen Fürsten in die Orgienzeit der Heiligen-Allianz-Politik fiel. Der Prinz hatte sich in Versen und in Prosa viel damit gewußt und gehabt, ein „teutscher" Patriot zu sein. Der König setzte diese seine „Teutschheit" getreulich fort, — in Versen, in Prosa und in Thaten; die letzteren entsprachen an wohlbekannter Qualität den beiden ersteren vollkommen. Deutsch und mittelalterlich hielt Ludwig für dieselbig, über das nie sehr aufgehellte Baierland die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik wieder heraufzuführen für seine Königspflicht. Als guter „Teutscher" haßte er alles Französische, am heftigsten aber die Ideen und Principien von 1789. Binnen kurzem wurde die Hauptstadt Baierns die Hauptburg der Römlinge, das Prätorium der Jesuiterei in deutschen Landen. Von hier ließ, die Mönchskapuze auf die Jakobinermütze stülpend, Torquemada-Görres seine tollen Fanatismen ausgehen; von hier aus wurde der ekelhafte Alteweiberzank zwischen Messbuch und Bibel immer von neuem wieder zum verzehrenden Brand einer nationalen Kalamität aufgeschürt und angeblasen. So gelangte der König allmälig dazu, die Nahrung für seine „Teutschheit", obzwar nur mittelbar, aus dem „Gesù" in Rom zu beziehen, und desshalb ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß Baierland eine der Stätten war, wo nationaler Sinn und zeitgemäße Strebungen am wüthendsten verfolgt wurden, obschon in denkbar zahmster Weise sich kundgebend. Die Behr und Eisenmann hatten das in jahrelanger Kerkerqual zu spüren und mögen sich auch, gezwungen, vor dem Bildniß Sr. Majestät von Baiern knieend Abbitte zu thun — seit den Zeiten der verworfensten römischen Cäsaren war so etwas nicht wieder vorgekommen — über die „Teutschheit" ihres geliebten Königs absonderliche Gedanken gemacht haben.

Möglich allerdings, daß Ludwig der Erste gar keine Zeit hatte, auf Nebensachen und Kleinigkeiten wie Justizpflege und dergleichen Philistereien mehr zu achten. Nicht nur hatte er vier Bände voll „Gedichte" zu machen, die in der „teutschen" Literatur, ja in der

Weltliteratur umsonst ihres gleichen suchen; nicht nur hatte er als Minnesänger einer raschen Aufeinanderfolge von „Herrinnen“ seine minneliederlichen Huldigungen darzubringen, sondern auch war seine Seele von Kunstbegeisterung voll bis zum überlaufen. Derselbe Romantiker, welcher in seinem Lande die Klöster wieder herstellte und seine Hauptstadt zur Heimat aller Dunkelmänner des Jahrhunderts machte, griechelte zugleich dermaßen, daß es ihm zur fixen Idee wurde, die alte ehrliche Isar sei eigentlich der Ilissos, er selber aber, allerhöchstselber dazu bestimmt, mitten im dachauer Moose das „teutsche“ Athen zu schaffen. Es wurde geschaffen — daß Gott erbarm'!

Doch sei es, daß Kunstduselinge diese aus der gewaltsamen Verkuppelung des Hellenismus mit der Romantik entsprungene Bastardin, diese bunte Musterkarte aller Stilarten, wie Isar-Athen sie aufweis't, schön finden mögen, erlaubt muß es dessenungeachtet sein, zu fragen, was diese im Brütofen fürstlicher Willkür ausgebrütete Kunst gekostet und wer diese Kosten bezahlt habe? Dasselbe bairische Volk hat sie bezahlt, dessen intellektuelle wie materielle Interessen und Bedürfnisse um dieses Kunstdusels willen gröblichst und sträflichst vernachlässigt und hintangesetzt wurden. Zu München schwelgte man in dem Narrenwahn, die Zeit des Perikles erneuert zu haben, und ein paar Stunden von der Residenz entfernt traf man eine im krassesten Fetischismus dahinvegetirende Bevölkerung, so daß man sich unter Wilden glauben konnte: es fehlte nur die Tätowirung. Dasselbe arg vernachlässigte bairische Volk hatte die Kosten auch noch einer andern Griechelei des „Kunstkönigs“ zu bezahlen; es hatte alle die Millionen aufzubringen, welche in die bodenlosen Taschen griechischer Klephtenhäuptlinge und Pallikarensachems flossen, damit ein Wittelsbacher König der Hellenen hieße, — auf die Stunde hin so lange, als jene Millionen in besagte bodenlose Taschen geflossen sind . . . In dieser Weise wirthschaften, das nannten die Bonzen und Mandarinen, welche Baiern regierten, „das monarchische Princip stärken“.

Eine superlativische Stärkung sollte demselben zugeführt werden durch die im Jahre 1837 provisorisch und 1839 definitiv begonnene Ministerschaft des Herrn von Abel, welchen ein höchst unterthäniger bairischer Unterthan als den „Hassenpflug Baierns" bezeichnet hat und welcher sogar einem Rückschrittsfanatiker wie Julius Stahl zu rückschrittsfanatisch vorgekommen ist. Torquemada-Görres und Mitkapuzen jubelten hoch auf: die systematische Verfolgung des Protestantismus und das vandalische Wüthen gegen die Wissenschaft durch Abel bürgten dafür, daß der im jesuitischen Prätorium schon lange geplante und vorbereitete große Ruck, Deutschland in die glücklichen Zeiten römischer Allmacht und spanischer Inquisition zurückzuschieben, demnächst alles Ernstes versucht werden könnte und würde. Der König, dankbar, daß Herr von Abel aus dem „Mondschein im Wasser", d. h. aus der Verfassung Baierns binnen kurzem noch weniger als Mondschein im Wasser, d. h. gar nichts zu machen wußte, ließ seinen vortrefflichen Minister gewähren, ließ denselben allen Mahnungen der verfassungsmäßig-loyalen Volksvertreter, allen Klagen der heißgeliebten Unterthanen zum Trotze gewähren, ließ ihn abelisch schalten und walten, bis der Vortreffliche eines Tages auf den Einfall kam, die persönlichen, die allerhöchstpersönlichen Wege der Majestät kreuzen zu wollen.

Im Herbste des Jahres 1846 bewerkstelligte eine „tugendlose Persönlichkeit" — die Patschulisprache eines königlich bairischen Hofraths und Professors nachzusprechen — ihre geräuschvolle Erscheinung in der Haupt- und Residenzstadt des Bawarenlandes, die tugendlose, schon ziemlich abgelebte und mehr noch abgeliebte Persönlichkeit der Donna Maria Dolores Porris y Montez, genannt Lola Montez.

Ein unbedeutendes Ereigniß, an und für sich betrachtet; aber eine kleine Ursache thut oft, wie jedermann weiß, eine große Wirkung. Hier that sie die allergrößte, geradezu eine unerhörte, eine märchen-

hafte. Denn diese kleine Ursache im Unterrock bewirkte ja ein Stück bairischer Revolution. Wie äfft doch uns arme Menschen das Schicksal! Hätte das omnipotente Trifolium Abel, Görres und Döllinger wohl jemals sich es träumen lassen, daß aus dem von ihnen hochverehrten Lande herrlichster Glaubenseinheit, daß aus demselben Spanien, wo der Ketzerbrandgeruch noch immer so angenehm nachduftete, eine schwarzhaarige und blauäugige Teufelin hergetanzt kommen würde, um mittels etlicher Pirouetten alle die zu Monacho-Monachorum so mühsam und sorgsam konstruirten heiligen Cirkel auseinanderzutanzen? Gewiß nicht.

Freilich, mit der Spanierschaft der Donna Lola stand es nur so so. Herkunft und Kindheit derselben verlieren sich nämlich in die dämmerigen Regionen des Mythus, wie ja das bei berühmten Persönlichkeiten, tugendhaften sowohl als „tugendlosen", gar häufig der Fall ist. Sie soll um die Jahre 1818—24 herum von einer kreolischen Mutter einem spanischen Vater geboren worden sein. Die Ehre, ihre Geburtsstätte zu sein, machen das andalusische Sevilla, das schottische Montrose und das irische Limerick sich streitig. In einer Pension zu Bath in England soll sie erzogen worden sein. Ein armes, verwahrlos'tes, heftig herumgewürfeltes, vorzeitig auf sich selbst gestelltes Geschöpf jedenfalls, sicherlich von Haus aus nicht schlechter als tausende blau-, braun- und schwarzäugiger Mädchen, obzwar vielleicht etwas hübscher. Erst genöthigt, dann geneigt, die Auster des Daseins mittels ihres eigenen Witzes zu öffnen, lernte sie auf der wechselvollen Laufbahn einer Hetäre mit Menschen und Verhältnissen spielen, wie ein Jongleur mit bunten Hohlkugeln spielt. Sehr jung mit einem Engländer, Kaptain James, verheiratet — wenn es wahr ist — begleitete sie denselben nach Ostindien und wurde daselbst in die ganze Abenteuerlichkeit der gegen die Afghanen geführten Kriege hineingestoßen. Wo und wie sie im Gangeslande ihrem Manne oder der Mann ihr abhanden gekommen, ist unklar; genug, sie kehrte allein nach Europa zurück und tauchte nach einander in London, Paris, Brüssel und Madrid in der nicht gerade glänzen-

den Rolle einer Straßensängerin auf. Im Jahre 1839 tanzte sie in Warschau. Im folgenden Jahre war sie officiell Tänzerin am Theater der Porte-Saint-Martin in Paris und offiziös für den Presse-Industrieritter Dujarier das, was die Franzosen in ihrer Höflichkeit „une petite femme“ nennen, die unhöflichen Deutschen dagegen mit einem zweisilbigen Worte bezeichnen. Als das „kleine Weibchen“ des Dujarier, den ein Mitritter vom Orden des heiligen Lumpazius im Duell todtschoß, kam sie am 27. März von 1846 vor dem Schwurgerichte zu Rouen öffentlich zum Vorschein, als Zeugin in dem garstigen Processe, welchen das erwähnte Duell zur Folge hatte. Sie führte sich bei dieser Gelegenheit sehr empfindsam auf, rühmte sich jedoch daneben ihrer Geschicklichkeit im Pistolenschießen und hatte in der That ihr Talent für diese Kunst, wie auch für das ritterliche Handiren mit der Reitgerte und für die „noblen Passionen“ überhaupt, eifrig entwickelt und geschult. Um alles mit einmal zu sagen: sie konnte sich rühmen, die Welthochschule des Lasters, Seine-Babel, mit glänzendem Erfolg absolvirt und alle „odeurs de Paris“ sich angeeignet zu haben. Und das war das Pfund, womit fortan sie wucherte.

Das Kapitel der Lola-Montezias, welches in die Zeit vom Frühling bis zum Herbste 1846 fällt, ist wieder mythisch oder wenigstens sagenhaft; es sind darüber keine Akten, sondern nur Legenden vorhanden, z. B. die eigenen „Memoiren“ der Donna. Im Vorsommer soll die Señora in London gewesen sein, aber schlechte Geschäfte gemacht haben und in Gesellschaft eines anrüchigen Subjekts, Papon geheißen, auf das Festland zurückgekehrt sein. Gewiß ist, daß sie es jetzt mit den „deutschen Bären“ versuchen wollte und in Berlin erschien, wo sie die Angel ihrer Augen nach einem preußischen Prinzen auswarf, welchem von seinen Reisen in Ostindien her der Zauber derartiger „Gazellenaugen“ bekannt war. Ob er angebissen oder nicht, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Sicherer dagegen ist, daß in Berlin (oder schon in London?) einer anbiß, welcher geradezu für einen Hecht im Karpfenteiche damaliger deutscher

Fürstlichkeiten gelten konnte, ein Selbstherrscher, der sich durch sein wundersames regieren und noch wundersameres ediktiren hochberühmt gemacht hatte, soweit die deutsche Zunge klang: — Se. Durchlaucht Heinrich der Zweiundsiebzigste, Fürst von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, ein Original, das man nach seinem Tode von pietäts-, rechts- und wissenschaftswegen hätte ausbälgen und ausstopfen sollen, um es in einem Zukunftsmuseum der deutschen Nationalfauna aufzustellen.

Um sich von der Strapaze seines bekannten „zwanzigjährigen Herumreitens auf einem Princip“ wieder einmal zu erholen, war der Autokrator eines Reiches, das in die Länge und Breite mitsammen genau 6 Quadratmeilen maß, im Frühjahre 1846 auf Reisen gegangen und als Ausbeute derselben brachte er die gazellenäugige — (der alte Homer würde gesagt haben die „kuhäugige“) — Spanierin mit in die Hallen seiner Ahnen zurück. Da waren aber zwei Excentricitäten, zwei Bizarrerieen an einander gerathen und das konnte nicht lange gutthun. Das Gebaren der Donna mußte den guten Ebersdorfern sehr „spanisch“ vorkommen. Sie kratzte und biß die Dienerinnen und reitpeitschte die Diener; sie ritt im Garten über die schönstgepflegten Blumenbeete weg und schlug im Treibhause den seltensten Prachtpflanzen die Blüthendolden ab. Serenissimus wollte anfänglich mit der tollen Dirne im spanischthun wetteifern und gab unter anderen Narretheien auch die an, daß bei einem Jagdbankett zu Waidmannsheil die Musiker seiner Hofkapelle mit ihren Instrumenten auf Bäume klettern und von dort herab eine Symphonie spielen mußten, was sogar Señora „barock“ fand. Mit der Zeit aber kam sie Serenissimo selber barock vor, namentlich dann, als sie in seine allerhöchsten Herrscherrechte einzugreifen keinen Anstand nahm. Der durchlauchtige Herr geruhte bekanntlich mitunter den riesigen Fanghund, welcher ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte, auf einen seiner geliebten Unterthanen, welcher so oder so das allerhöchste Misffallen erregt hatte, zu hetzen. Lola fand an dem Experimente Gefallen und brachte dasselbe im Parke des genannten Jagdschlosses gegen arme Landmädchen in Anwendung. Das vermerkte

aber der Selbstherrscher aller Reußen, Lobensteiner und Ebersdorfer übel: es schien ihm das wieder so eine „Verwirrung der Begriffe anständig oder unanständig", worüber er sich, wie bekannt, schon häufig weidlich erbos't hatte. „Hören Sie mal, ma chère", soll er bei dieser Gelegenheit die Señora angeselbstherrscht haben — „dergleichen verbitt' ich mir! Unterthanenleben mir anvertraut von Gott, unverletzlich! Auf's Spiel gesetzt von Laune? Quod licet Jovi, non licet bovi! Will sagen: Was Fürst thun darf, Maitresse nicht thun darf. Verstanden?" Lola replicirte, der Zweiundsiebzigste duplicirte, Señora triplicirte und das Facit dieses Multiplikationsexempels war, daß Serenissimus am Abend zu seinem Adjutanten sagte: „Das Frauenzimmer fortschaffen! Nicht mehr leiden können!" Nun gab es im Reiche Reuß einen Adjutanten in tausend Aengsten, maßen der Arme wußte, daß die Reitpeitsche der Donna nicht mit sich spassen ließ. Nachdem er endlich alles, was Mann in ihm, soweit aufgeboten hatte, um der Señora des Fürsten Befehl, binnen 24 Stunden „alle seine Staaten" zu verlassen, schriftlich zukommen zu lassen, brach der Lolaismus in höchster Potenz los. Die Gazellenäugige hieb alles, was ihr in den Weg kam, kurz und klein, unter anderem auch einen unglücklichen Wicht von Sekretär. Aber vergeblich all ihr wüthen, zum Durchlauchtigen zu dringen. Der Heinrich der Heinriche, welcher doch heldisch so manchen Sechszehnender erschossen und so manche Sau abgefangen hatte, fand für gut, unzugänglich zu bleiben, in seine souveräne Würde und in eine Wolke von Leibjägern gehüllt. Unter solchen Umständen fand die Donna es passend, den Furienstil mit dem diplomatischen zu vertauschen. Ein Kompromiß kam zu Stande, demzufolge Señora 2000 Thaler Reisegeld erhielt. Damit hub sie sich von dannen, in ihrem schlechten Französisch den lachenden Abschiedsgruß kauderwelschend, sie brauche, um „alle Staaten" Sr. Durchlaucht zu verlassen, keine 24 Stunden, sondern nur 1 Viertelstunde.

Ueber Heidelberg, allwo Spuren ihres Wandels in verschiedenen Korpskneipen für fleißige Forscher unschwer zu entdecken sein dürften, ging Lola's Wanderfahrt nach der Haupt- und Residenzstadt Bawariens, wo die Odyssee ihres Daseins zum europäischen Skandal sich aufgipfeln sollte, — zum unvergänglichen Zeugnisse, daß noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf deutschem Boden fürstliche Verblendung nicht davor zurückschreckte, verworfenste Episoden des Ancien-Régime, Pompadour- und Dubarry-Episoden von neuem in Scene zu setzen.

Señora kam, ließ sich sehen und siegte. Das jugendlich-thörichte Herz, welches der kunstkönigliche Großpapa in seiner Brust trug, fing an den phosphorescirenden Gazellenaugen Feuer wie noch nie. Wenigstens hat er das selber hoch und heilig versichert in einem seiner Gedichte, welches mit dem schrecklichen Pentameter schließt:

„In der Spanierin fand wahre Liebe und Leben ich nur.“

Wie nämlich das Herz des bawarischen David spanisches Feuer gefangen, so schoß sofort der Baum seiner Poesie von neuem in Trieb und Saft und entwickelte eine Menge von grasgrünen Blättern, welche den Gesammttitel „Auf und an Lolita“ trugen und in der Kuriositätenkammer der Literargeschichte sicherlich einen der bevorzugtesten Plätze ansprechen dürfen. Ein zweites Beispiel von einer solchen, natürlich sehr unbewußten und unfreiwilligen Selbstverhöhnung ist in der ganzen Weltliteratur nicht aufzufinden. Das Ding würde mitleidswürdig sein, wenn es nicht halb lächerlich, halb ekelhaft wäre.

Der König baute und schmückte für sein Juwel Lolita einen Juwelenschrein, d. h. ein Haus in der Barrer Straße und hier richtete sich die Sultana einen sehr lärmenden und üppigen Hofhalt ein. Lüderliche Studenten, lüderlichere Leutnants und lüderlichste Komödianten und Musikanten bildeten den Hofstaat. Das Laster wirthschaftete da mit einer Frechheit, als wäre das Haus in der Barrer Straße eigentlich in der Subura Roms zur Zeit des Petronius gestanden. Und — dieser Zug rückt das Gemälde erst in die rechte Beleuchtung! — die Göttin dieses Tempels der Scham-

losigkeit wurde von getreuen bawarischen Unterthanen mit Bittschriften und Dienstgesuchen so überschüttet, daß sie öffentlich erklären lassen mußte, man „solle Madame doch damit verschonen; sie sei ja unbekannt mit den Verhältnissen des Landes und nicht in der Stellung, sich mit dergleichen Sachen zu befassen.“ Es steht zu vermuthen, daß diese Erklärung von der Erfahrung diktirt wurde, welche Madame mit der Eifersucht des Selbstherrschers aller Reußen auf seine Souveränitätsrechte gemacht hatte. Sobald sie aber fand, daß Ludwig mehr Spaß verstand als Heinrich, beschloß Lola, neben ihrer berühmten Reitpeitsche auch noch die Zügel der Regierung Baierns in ihre niedlichen Hände zu nehmen. Hierbei aber konnte es nicht ausbleiben, daß sie unsanft mit solchen zusammenstieß, welche bislang diese Zügel gehalten und das monarchische Princip in ihrer Weise „gestärkt“ hatten, wie Madame es jetzt in der ihrigen that.

Es war nur billig, daß in einer Stadt, wo eine rührige Dunkelmannschaft seit so vielen Jahren der Vernunft den Krieg gemacht hatte, viele fromme Seelen und einfältige Gemüther vollständig von einer teufelischen Bestrickung des Königs überzeugt waren. Torquemada-Görres mochte bedauern, daß seine „Christliche Mystik“, dieser „Hexenhammer“ des 19. Jahrhunderts, ein Buch, in welchem der Humor des Blödsinns mit der Glaubenswuth seine Schandhochzeit feiert, schon gedruckt war. Denn das in Rede stehende Exempel von Behexung hätte demselben zur erbaulichsten Zierde gereichen müssen. In Wahrheit, das Gebaren Ludwigs des Ersten war wie das eines Dämonisirten, eines Besessenen. Bei hellem Tage taumelte er auf der Skandalstraße dahin, ohne des rechts und links lautwerdenden Hohngeschrei's zu achten. Warnungen, selbst loyalste, selbst deutlichste, erhöhten nur noch den Eigensinn des Berauschten. Der König wünschte die Aufnahme „dieser achtbaren Dame“ in den Kunstverein, der Vorstand verweigerte sie. Der König verlangte ausdrücklich die Zulassung der „gefeierten Künstlerin“ in die Museumsgesellschaft, das Komité faßte unter dem Vorsitze von Thiersch den Beschluß, die Dame müßte sich dem Skrutinium unterziehen, was sagen wollte,

sie würde nicht zugelassen werden. Darauf wurde Thiersch allerhöchst bedeutet, man würde es huldvoll vermerken, wenn er den Salon der Mistreß James besuchte. „Ich gehe nicht hin", sagte der reinliche Alterthumskenner, worauf Señora mit ihrer ewigen Reitpeitsche wild durch die Luft hieb und ausrief: „Der Kerl ist rasend, er ist ein Jesuit; ich werde ihn absetzen lassen!" Sie war demnach jetzt „in der Stellung, mit dergleichen Sachen sich zu befassen".

Mit Hetärenfrechheit strebte sie höher und höher. Zunächst nach dem Gräfintitel. „Ihre Gnaden die Frau Gräfin von Landsfeld" klang nicht übel. Schon glänzte auf dem Silbergeschirre, auf welchem die unwählerischen Gäste des Hauses in der Barrerstraße speis'ten, sowie auf den Knöpfen der Lakaien Señora's die gräfliche Krone. Es bedurfte, dieselbe auch auf das Rabenhaar der „achtbaren Dame" und „tugendlosen Persönlichkeit" zu setzen, nur noch einer kleinen Formalität. Um zur bairischen Gräfin gemacht werden zu können, mußte Madame zuvor des bairischen Indigenats theilhaftig sein. Der König konnte der Verfassung zufolge das Indigenat verleihen, aber die Verleihung wurde, wie jede Verordnung, erst durch die Gegenzeichnung eines Ministers rechtsgiltig. Das Ministerium verweigerte diese Gegenzeichnung wie ein Mann. Natürlich, denn es war in demselben eben nur ein Mann, Herr von Abel. Ein Jubelschall schlug auf in allen Kirchen und Sakristeien über diesen sittlichen Heroismus, allein zwischendurch konnte man doch auch fragen hören, warum denn die tugendhafte Entrüstung, der sittliche Heroismus von Abel und Konsorten jetzt erst so plötzlich wachgeworden sei? Die Antwort war leicht zu finden. Abel und Konsorten hatten es nicht für nöthig gefunden, über den königlichen Lebenswandel sich tugendhaft zu entrüsten und sittlich-heroisch zu gebaren, so lange der König nur zahme Deutschinnen mit seiner allerhöchsten Gunst behelligt hatte; denn diese Damen waren ja viel zu bescheiden gewesen, mitregieren oder gar allein regieren zu wollen. Nun aber eine wilde Spanierin Coeur-Dame geworden und alle Anstalten machte, Mitregentin oder gar Oberregentin zu werden, ja, nun waren Religion und Sitte, Kirche und Staat in

Gefahr, in Todesgefahr. Der Tugendzorn überkam die gesammte Dunklersippschaft in ganzen Schwaden, der alte Görres schob mit letzter Kraft seine Kapuze soweit zurück, daß die Jakobinermütze wieder deutlich darunter sichtbar ward, und alle die hierarchischen Krebse wurden, in sittlicher Entrüstung förmlich gesotten, brandroth. Die guten wären sicherlich schwarz geblieben, wenn die regierende Spanierin wenigstens im Sinne ihres berühmten Landsmannes, welcher im Jahre 1491 auf dem Schlosse Loyola in der Provinz Guipuskoa geboren ward, hätte regieren wollen. Aber diese spanische Fliege nahm sich heraus, voltairisch zu summen — anathema sit!

Die Minister weigerten also ihre Mitwirkung zur Baronisirung und Grafung des „königlichen M“—ädchens und sie thaten noch mehr. Sie reichten am 11. Februar 1847 ein „Memorandum“ ein, in welchem sie dem Könige die Hölle gehörig heiß machten. Das Aktenstück sollte geheim bleiben und es ist nicht wahr, wenn behauptet worden, die Herren hätten unter der Hand für die Bekanntmachung dieser absonderlichen „Stärkung des monarchischen Princips“ gesorgt. Bekannt ist sie trotzdem geworden; denn die Schwester eines der Minister wußte sich mittels eines Schlüsseldiebstahls das Dokument zu verschaffen, nahm eine Abschrift und theilte dieselbe „im tiefsten Vertrauen“ einer Freundin mit. Wenn aber zwei Freundinnen ein Geheimniß wissen, so könnte, wie jedermann weiß, auf die Bewahrung desselben der Weltuntergang gesetzt sein, es müßte und würde doch „im tiefsten Vertrauen“ weitergeschwatzt werden. Des langen Memorandi kurzer Sinn war, der König hätte zu wählen zwischen einer „Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist“, und seinen Ministern; entschiede er sich für jene, so böten sie, die Minister, obzwar „mit gebrochenem Herzen“, ihre Entlassung an. Die Majestät, dazumal im Hochstadium des Lolaschwindels, war ganz in der Stimmung, als ein travestirter Richard der Dritte auszurufen: „Mein Königreich für Lolita!“ und demnach bald schlüssig, das widerspänstige Ministerium zu entlassen. Am Abend des 13. Februars, wo diese Entlassung geschah, soll der bethörte Greis heiter auf-

geregt in den Salon der Señora getreten sein mit den Worten: „Alle meine Minister hab' ich fortgejagt; das Jesuitenregiment hat aufgehört in Baiern!“ Wogegen Abel, als man ihm berichtete, daß sein Fall im Publikum mit Befriedigung aufgenommen worden sei: „Man wird schon sehen, was für ein Geschmeiß nach mir kommen wird“.

Das „Geschmeiß“ kam. An die Spitze des neuen Ministeriums trat derselbe hochgelehrte Herr von Maurer, welcher vor kurzem in einer Staatsrathssitzung die Verleihung des Indigenats an Lola Montez als die „größte Kalamität“ bezeichnet hatte, welche Baiern treffen könnte, jetzt aber mit jenem „Wahrheitsmuth“, der bekanntlich die deutschen Gelehrten auszeichnet, als Minister seine Gegenzeichnung des königlichen Erlasses, kraft dessen die „achtbare Dame“ zur Gräfin von Landsfeld gemacht wurde, unweigerlich gab. Dieser Biedermann ließ sich und seine Herren Mitminister als die Heraufführer einer „neuen Morgenröthe für Baiern“ ausposaunen. Es ging da aber nur die alte Bauernregel in Erfüllung: „Morgenroth, Abendkoth“. Das Ministerium, ganz unfähig, etwas rechtes zu schaffen, gab sich erbärmlicher Weise zu einem Kehrbesen her, womit der rachsüchtige König, von Lola befeuert, das „Jesuitennest“ an der münchener Hochschule ausfegen wollte.

Man hatte damit angefangen, den talentvollen Nebeler Lasaulx, welcher in der griechischen Mythologie allenthalben latentes Christenthum entdeckt haben wollte, allerhöchstungnädig in Ruhestand zu versetzen, weil er im Senate der Universität eine Sympathiebezeugung für den gestürzten Abel beantragt hatte. Da er ein beliebter Docent war, zogen die Studenten am 1. März in Scharen vor seine Wohnung und brachten dem gewaltsam Quiescirten ein stürmisches Vivat. Auf dieses ließen sie, in die Barrer Straße hinübergezogen, ein noch stürmischeres „Pereat, du Hu—mmel!“ folgen, und als Señora, solche bawarische Serenade zu genießen, mit etlichen ihrer Gesellen

am Fenster erschien und, etwas bespitzt, wie sie war, in ihrer Weise über das Spektakel sich lustig machte, da wurde der Krakeel zum Krawall. Diesen zu dämpfen mußte man zur Absperrung der Straße durch Linientruppen schreiten und zum Schutze des verhaßten Hauses selber eine zahlreiche Schar von Polizisten und Gendarmen aufstellen. Allein das alles war dem Könige noch nicht genug: er glaubte in eigener Person zum Schutze der „achtbaren Dame" herbeieilen zu müssen, und so that er wirklich. Er kam zu Fuße aus der Residenz, schritt in gewohnter leutseliger Manier grüßend durch die Menge, während Soldaten und Gendarmen das Gewehr vor ihm präsentirten, und verschwand im Hause der „Achtbaren". Als er aber bei Einbruch der Nacht wieder herauskam und nach dem Schlosse zurückging, wurde auch ihm sein Antheil von der Serenade. In Wahrheit, es umschollen ihn auf diesem Kunstliebhabergange Zurufe, die nicht geschrieben, sondern nur errathen lassen werden dürfen, Epitheta ornantia, welche aus des Altbaierthums tiefstem Gemüthe grobianisch geschöpft waren.

Die Antwort des Königs auf diese Adresse war, daß der erwähnte Kehrbesen gegen das besagte „Jesuitennest" jetzt energisch in Bewegung gesetzt wurde. Eine ganze Reihe von ultramontanen Kerzen wurde von ihren Leuchtern, d. h. von ihren Kathedern an der Universität brutal herabgerissen, entsetzt, versetzt, zur Ruhe gesetzt. Es sollte ein Licht angesteckt werden in der seit 21 Jahren allerhöchst so sorgsam gepflegten bairischen Finsterniß, ein Licht, das an den phosphorescirenden Gazellenaugen einer „achtbaren Dame und gefeierten Künstlerin" entzündet worden war. Nachdem aber der Kehrbesen Maurer-Zenetti-Zurhein seine Dienste gethan, widerfuhr ihm, was verbrauchten Besen zu widerfahren pflegt. Die Minister erwiesen der Störrigkeit des im Herbste versammelten Landtags gegenüber ihre ganze Unfähigkeit und erregten den allerhöchsten Zorn insbesondere durch ihr Ungeschick, zu verhindern, daß die Volksvertreter sehr unliebsame Dinge zur Sprache brachten. Nach dem Schlusse des Landtags im November fiel daher das Ministerium. Die Herren Fürst von

Wallerstein, von Beisler und von Berks wurden Minister. Der erste soll es in der Absicht geworden sein, das Regiment der altgebackenen Tänzerin und neugebackenen Gräfin zu stürzen; vom zweiten weiß man nichts als den Namen, der dritte war ein erklärter Lolait vom trübsten Wasser. Als großer Organisator verrichtete er die Meisterthat — es war seine einzige — für die Gräfin von Landsfeld eine studentische Leibwache zu organisiren, das Korps Alemannia, dessen Dasein und Gebaren zu den heftigsten Reibungen und Zerwürfnissen innerhalb der Studentenschaft führte. Die starke Mehrheit derselben hielt zu den Ultramontanen, weil diese den „Lolamontanen", wie der münchener Witz witzig genug die Anhänger der Tänzerin-Gräfin hieß, aufsätzig waren. Deßhalb war es den Dunkelmännern leicht, das Leichenbegängniß des inmitten dieses Satyrdrama's gestorbenen Görres am 31. Januar von 1848 zu einer widerlolamontanen Demonstration zu machen. Sie wurde verstanden und Señora geruhte zu fulminiren: „Wenn das so fortgeht, werde ich machen, daß die Universität geschlossen wird". Und sie machte das, maßen König David wie Wachs war in den Händen Bathseba's. Am 8. Januar gab es Tumult in der Ludwigsstraße, entsprungen aus einer Studentenrämpelei, wobei der Senior der Alemannen mit dem blanken Dolche fuchtelte. Señora, zu deren specifischen Liebhabereien derartige Auftritte gehörten, wagte sich mitten in das Straßenskandal. Allein der münchener Pöbel hatte keinen Respekt vor ihrer pfeifenden Reitpeitsche. Das „königliche M—"ädchen wurde, wo möglich, noch altbairischer empfangen als unlängst der königliche Minnesänger und mußte, um vor Handgreiflichkeiten bewahrt zu bleiben, durch die Polizei in die Theatinerkirche gerettet werden. Am folgenden Tage aber hatte auf königlichen Befehl der Rektor Thiersch in der großen Aula zu verkünden, daß die Universität bis zum Oktober geschlossen sei. Gerüchtweise hieß es auch, Señora wollte die Hochschule überhaupt nicht mehr in München haben und dieselbe sollte daher nach Landshut verlegt werden.

Das hieß jedoch die münchener Bürgerschaft da anfassen, wo

die Menschen am empfindlichsten sind, an ihren materiellen Interessen, an ihrem Geldbeutel. Ganz in der Ordnung also, daß jetzt die sittliche Entrüstung der Bevölkerung von München über Donna Lola und die Lolamontanen den Siedepunkt erreichte und kreuzbrave Philister den Studenten erklärten: „Ihr müßt hier bleiben, ihr dürft nicht fort; wir wollen und werden euch schützen und die Vorlesungen müssen wieder beginnen". Gesagt, gethan. Große Bürgerdeputation vom Rathhause weg an den König zum angegebenen Zwecke, dazu als wirksamer „Drucker" große Massendemonstration vor der Residenz. Der Insasse derselben mochte denken, was etliche Zeit nachher ein preußischer Minister aussprach: „Der Starke weicht muthig zurück" — und der Verschluß der Universität wurde zurückgenommen, auch die Alemannia aus der Stadt verwiesen.

Damit war es aber nicht genug. Die guten Münchener hatten mit unbeschreiblichem Erstaunen gemerkt, wie leicht es ihnen geworden, den König zum nachgeben zu zwingen, „nicht schwerer als wenn man ein Seidel leert". Mit dem Trinken steigerte sich der Durst. Auch die „maurische (maurerische) Gräfin" sollte und mußte fort. Es rumorte revolutionär in allen den „Bräu's" der Stadt und die Seideldeckel klapperten widerludwigisch: „So darf es länger nicht fortgehen! — Wollen es nicht mehr dulden, daß der Schweiß des Landes an M—aitressen und Mitgesindel vergeudet werde! Habt ihr die maurische Gräfin neulich im Theater gesehen? Hatte das Laster einen Schmuck auf dem Leibe, dessen Werth Kenner auf 60,000 Gulden schätzten. Und wie ein Feenschloß ist ihr Haus in der Barrerstraße eingerichtet. Wer aber bezahlt das alles? Natürlich wir, wir armen Teufel" — (die wir es höchstens auf ein Dutzend Seidel oder anderthalb täglich bringen können). — „Ja, und alles muß nach der Geige der Tänzerin tanzen, Minister, Militär und Civil. — Ei freilich, und wie! Hat sie doch auch alle gutkatholischen Professoren von der Universität weggegeigt. — 's ist zum lutherisch-werden! — Ja wohl, auf das ist's auch abgesehen, wartet nur. — Nein, wartet nicht, sag' ich, sondern auf sie! sag' ich, und fort mit dem

L. . . . und wenn es nicht anders geht, auch mit dem Ludwig!“ — Man sieht, der bezauberte Kunstkönig mußte eifrigst im Hopfengarten einer bairischen Revolution gearbeitet haben. Und er ließ von dieser Arbeit noch nicht ab, bis die zur täglichen Tagesordnung gewordenen Krawalle in der Barrerstraße einen so drohenden Charakter annahmen, daß Señora für gut fand, aus einer Stadt zu verschwinden, wo man ihre Genialität so schnöde verkannte. Aber sie verschwand nur öffentlich und als maurische Gräfin, geheim und als Lola kehrte sie noch zu verschiedenen malen wieder, weil König David von Bathseba nicht lassen konnte und wollte.

Derweil fiel in das Gelärme dieses in Isar-Athen spielenden Satyrdrama's das Donnergeroll der in Paris angehobenen Februartragödie herein, einen Ton angebend, welcher auch jenem Drama ein in höherem Stile gehaltenes Finale hinzufügte.

König Ludwig hatte sich unmöglich gemacht. Das Narrenwort: „Mein Königreich für Lola!“ wurde zu einer historischen Thatsache. Am 6. März sah es ganz schwarzrothgoldig aus in den Straßen von München und erschollen die Drohrufe: „Abdankung!“ und sogar — grausig zu sagen — „Republik!“ Der König versuchte vergeblich einen Paraderitt auf seiner längst zur Schind- und Schandmähre gewordenen „Teutschheit“, indem er eine Proklamation erließ, worin neben andern schönen Worten auch diese standen: „Wie ich für die teutsche Sache denke und fühle, davon zeugt mein ganzes Leben. Baierns König ist stolz darauf, ein teutscher Mann zu sein“. Um sich aber von der Anstrengung dieses Paraderitts zu erholen, hatte er in der Nacht vom 8. auf den 9. März eine Zusammenkunft mit der abermals heimlich nach München zurückgekehrten gazellenäugigen Lolita*). Dies schlug dem Bierfasse der Bawarengeduld

*) Ob sie bei dieser Gelegenheit den König zum letztenmal gesehen, ist nicht von Belang. Nach ihrer Vertreibung aus Baiern wandte sich die „neue Melusina“ zuerst nach der Schweiz, wo aber natürlich kein Boden für sie war. Dagegen erlebte sie in England einen Nachglanz ihrer münchener Glorienzeit. Der Gardeleutnant Heald nämlich, Besitzer von 15,000 Pfund

den Boden aus. Der Drohruf „Abdankung!“ wurde lauter und allgemeiner, König Ludwig erkannte seine Unmöglichkeit und entschloß sich, abzudanken, um so mehr, da, wie die Sachlage war, nicht daran gedacht werden konnte, in der alten Manier weiterzuregieren. Am 20. März dankte er ab zu Gunsten seines Sohnes Max und zwar mit den Worten: „Treu der Verfassung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen, so gewissenhaft ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um“.

Es sind im „tollen Jahre“, wie männiglich weiß, viele, sehr viele ungeheuerliche Phrasen losgelassen worden; aber daß diese ludwigische wohl die ungeheuerlichste von allen war, wird jedermann zugeben müssen.

Am Nachmittag des 20. Juni von 1848 zog Robert Blum in der Paulskirche zu Frankfurt die Moral des an der Isar aufgeführten Satyrdrama's, indem er, gegen die Rechtsbodenjunker Vincke und Kompagnie gewendet, die Worte sprach: „Es gab einen Staat in Deutschland, der auch auf dem historischen Rechtsboden stand, auf Ihrem historischen Rechtsboden, welcher uns hier so oft vorgeführt wird. Dieser Staat ward in seinen Grundvesten erschüttert durch den Fuß einer Tänzerin!“

Rente, heiratete die „Gräfin“ Landsfeld, um sich durch diese Excentricität die Pforten des „Excentric Club“ zu öffnen. Zwei Jahre später fand er es aber gerathen, sich scheiden zu lassen. Lola ging darauf nach Amerika, schrieb ihre Memoiren und hielt in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten öffentliche Vorlesungen über ihre Abenteuer. Am 17. Januar von 1861 ist sie zu New-York in einer schlechten Kammer gestorben, verrathen und verlassen von Leuten, welchen sie Wohlthaten erwiesen hatte, mißhandelt von einer irischen Wärterin. Im übrigen war sie, auf daß das Sprüchwort erfüllt und die Geschichte vollständig würde, den „Spiritualisten“ in die Hände gefallen und eine vollendete Betschwester geworden.

I.

Die Entwickelung.

Arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent. This principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded.

Oliver Cromwell.

I.

Die Entwickelung.

I.

Ein Kehraus.

1.

Im Sommerschlosse zu Neuilly war es, daß der König Louis Philipp eines Tages, nachdem er ein langes Zwiegespräch mit seinem Lieblingsminister Guizot geführt hatte, seinen Kopf in die Hände presste und voll Entmuthigung und Trauer ausrief: „Welches Wirrsal! Was für Stänkereien! Eine Maschine, die immer auf dem Punkt ist, auseinanderzufallen! In was für einer traurigen Zeit sind wir zu leben verdammt!" Ein andermal hat der König an demselben Orte und zu derselben Zeit — es muß im Jahre 1847 gewesen sein, obzwar unser Gewährsmann Guizot das Datum nicht genau angegeben — zu demselben Minister gesagt: „Eine liberale Regierung ist, eingeklemmt zwischen die absolutistischen Ueberlieferungen und den Revolutionsgeist unserer Zeit, ein sehr schwieriges Ding. Es bedarf dazu einer gehörigen Anzahl von Männern, welche zugleich konservativ und liberal sind, und solcher Männer gibt es nicht genug."

Inhaltsschwere Worte, bedeutsame Geständnisse fürwahr! Also der Messias des Justemilieu-Glaubens verzweifelte an demselben? Er fühlte, daß er seinen Thron auf Sand, auf weniger als Sand gebaut hätte? Auf ein Nichts nämlich, auf die sinnlose Hoffnung, daß es Menschen geben könnte, eine „gehörige Anzahl" sogar

von Menschen, welche mit dem einen Fuße vorwärts und mit dem andern rückwärts gingen, und auf die noch sinnlosere, solche Vor-Rück- und Rück-Vorwärtsler würden gegen die Revolution auf der einen und gegen die Reaktion auf der andern Seite das „System der richtigen Mitte" zu halten wissen. Schwall und Rauch, umnebelnd Hilfelosigkeit! Denn der kluge Rechner-König brachte ja als Facit einer siebzehnjährigen Herrschaftsrechnung nur „Wirrsal und Stänkerei" (confusion et gâchis) heraus und ihm schwante, daß die so mühsam und künstlich gezimmerte Maschine der Bourgeois-Monarchie beim ersten kräftigen Stoß, den sie zu befahren hätte, aus Rand und Band gehen müßte. Das erklärt vieles, wenn nicht alles in der Haltung oder Nichthaltung des alten Mannes während der Februarkatastrophe.

Aber derselbe alte Mann, welcher in lichten Augenblicken so klar sah, fiel sofort wieder in eine Verblendung zurück, die durch siebzehnjährige Erfolge hervorgerufen worden war, und gefiel sich in einer Halsstarrigkeit, welche durch Verweigerung kleiner Zubilligungen das glimmende Kohlenfeuer der Opposition zur revolutionären Flamme angeblasen hat oder wenigstens anblasen half. Denn was forderte die vereinigte Opposition der dynastischen Linken und der republikanischen äußersten Linken? Die Wahlreform, d. h. die Herabsetzung des Wählercensus auf weniger als 200 Franken jährlichen Staatssteuerbetrags, sowie die Beschränkung der Wählbarkeit von Staatsbeamten, von welchen die Deputirtenkammer wimmelte und deren pagodische Jasagerei den blauen Dunst des Konstitutionalismus doch auch gar zu unerträglich blau erscheinen ließ. Magister Guizot selbst scheint um das Jahr 1846 mitunter von der Besorgniß angewandelt worden zu sein, daß es mit dem durch die Firma Louis-Philipp und Guizot betriebenen „gouvernement libre", von welchem er in seinen Memoiren so viel und so selbstgefällig schwatzt, nicht mehr zum besten bestellt und daß es demnach staatsmännisch sei, wenn er dann und wann im Reformballspiele der Opposition Konkurrenz machte. Deßhalb ließ er in einer zu Lisieux im ge-

nannten Jahre an seine Wähler gehaltenen Rede die Phrase los: „Die Opposition verspricht euch die Reform; aber nur wir, die Konservativen, sind in der Lage, sie euch zu geben." Ein sogenannter Herr von Morny — eigentlich Flahaut, Spurius der weiland Titularkönigin von Holland Hortense Beauharnais, damals Deputirter und ein Vertrauter des Hofes — hatte es eilig, dem Könige zu sagen, daß der Premierminister nun auch unter die Reformer gegangen sei, und fügte hinzu: „Sire, wenn Eure Majestät das Versprechen erfüllen will, welches Monsieur Guizot zu Lisieux gegeben hat, so wird es bei den nächsten Wahlen keine Opposition mehr geben." Worauf Louis Philipp, welcher gar wohl wußte, daß die Worte Guizots eben nur eine Wahlphrase gewesen: „Was für ein Versprechen? Die Wahlreform? Die Beschränkung der Beamtenwählbarkeit? Bah! Sie kennen Frankreich nicht. Man kann es nur mit Beamten regieren."

Aber kannte er Frankreich? Wußte er, was das Reformgeschrei eigentlich zu bedeuten hatte? Hörte er den alten Revolutionskrater unter dem Julithron arbeiten? Nein, oder wenigstens eben nur in ganz flüchtigen lichten Momenten.

Derweil gewannen die Angriffsstöße der vereinigten Opposition an Kraft. Sie setzte über das ganze Land hin die „Reformbankette" in Scene und fütterte ein heißhungeriges Publikum mit stimulirenden Tiraden. Die Bewegung nahm rasch zu an Umfang und Energie. Wenige, wenn überhaupt welche, ahnten das Ziel derselben. Die vereinigte Opposition war sehr schlecht zusammengeleimt; die Monarchisten darin hofften die Republikaner und diese hofften jene für Narren halten zu können. Einstweilen hielt das Ding nothdürftig zusammen und man beschloß, brüderlich zu bankettiren. Leute von reizbarem Nervensystem wollen freilich — ihrer eigenen Bezeugung zufolge — schon zu Ende des Mai von 1847 die bevorstehende Februareruption vorausempfunden haben. Zur genannten Zeit hatte in der Wohnung von Odilon Barrot eine Zusammenkunft statt, um das gemeinsame Programm für das Reformbankett im Chateau-Rouge

in Paris zu entwerfen, welches dann am 9. Juli von 1847 gefeiert wurde und zum bankettiren im ganzen Lande das Signal gab. Die radikalen Programmatiker Carnot, Pagnerre, Biesta, Laboulaye und Garnier-Pagès gingen mitsammen von Barrot weg, und als sie, auf dem Boulevard beim Ministerium des Auswärtigen angelangt, sich trennen wollten, sagte Pagnerre: „Meiner Treu, ich hoffte nicht, daß die Leute von der dynastischen Linken unsere Vorschläge so rasch und vollständig annehmen würden, wie sie gethan haben. Sehen denn diese Herren nicht, wohin das führen könnte? Ich für meine Person sehe das freilich auch nicht deutlich; allein ich denke, wir Radikalen brauchen uns darüber nicht zu ängstigen.“ Darauf will Garnier-Pagès entgegnet haben: „Seht ihr den Baum da? Nun wohl, grabt das Datum des heutigen Tages in die Rinde desselben! Denn was wir heute beschlossen haben, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Revolution.“

Aktenmäßig steht fest, daß das Vorgefühl einer herandrohenden Krisis selbst in der königlichen Familie rege gewesen; wenigstens unter den jüngeren Mitgliedern derselben. „Lieber Tan“, schrieb Louis Philipps dritter Sohn, der Prinz von Joinville, in der Familie vertraulich Hadschi genannt, vom Borde seines Flaggenschiffes „Le Souverain“ am 7. November von 1847 aus der Bucht von Spezzia an seinen Bruder, den Herzog von Nemours, mit dem familiären Spitznamen Tan — „lieber Tan, ich schreibe dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereignisse mich schwer beunruhigen. Es scheint mir unvermeidlich, daß der unnatürliche Zustand Frankreichs, welcher die konstitutionelle Fiktion verschwinden machte, in der bevorstehenden Sitzung der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Minister mehr, denn ihre Verantwortlichkeit ist eine Null. Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück (tout remonte au roi). Derselbe ist auf einer Altersstufe angelangt, wo man keinen Bemerkungen mehr zugänglich. Gewohnt, zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiere. Seine unermessliche Erfahrung, sein Muth, alle seine großen Eigenschaften verleiten ihn, der

Gefahr kühn zu trotzen; allein die Gefahr ist dessshalb nicht weniger groß . . . . Unsere Lage ist schlecht. Im Innern ein Finanzzustand, welcher nach siebzehn Friedensjahren keineswegs ein glänzender ist, und auch nach außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch ebenso nöthig als leicht gewesen wäre, der Eigenliebe unseres Landes etliche von jenen ihr so theuren Befriedigungen zu verschaffen, mittels welcher man die Aufmerksamkeit der Franzosen von bedenklichsten inneren Schäden ablenkt. Die spanische Geschichte (la campagne espagnole) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treulosigkeit verschafft*). Von England getrennt zur Stunde, wo die italische Bewegung anhob, konnten wir uns daran nicht thätig und in einer Weise betheiligen, welche unser Land entzückt (séduit) und uns wieder in Einklang mit den Principien gesetzt hätte, welche wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer etwas sind. Wir wagen es nicht, uns gegen Oestreich zu kehren, aus Furcht, England möchte sofort eine neue heilige Allianz gegen uns stiften. Dieses alles ist das Werk des Königs allein, ist das Resultat des Alters eines Königs, welcher regieren will und doch nicht mehr die Kraft besitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Diese unglückseligen spanischen Heiraten! Wir haben die Hefen ihrer Bitterkeit noch lange nicht geleert . . . . Alles zusammengerechnet, stehen wir so:

---

*) Der Prinz von Joinville war also hinsichtlich der spanischen Heiraten ganz anderer Ansicht als Monsieur Guizot, welcher im 8. Bande seiner „Mémoires“ dieser „spanischen Geschichte“ als seines größten Meisterstückes von diplomatischer Kunst sich rühmt. Diese Memoiren sind überhaupt durchgehends nur eine breite und höchst selbstgefällige Apologie der Don-Guizoterie und als geschichtliche Quelle nur sehr vorsichtig zu gebrauchen. Was für eine Vorstellung von historischer Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit muß ein Mensch gehabt haben, welcher, wie Guizot gethan (Mém. VIII, 126), die Schamlosigkeit begehen konnte, die spanischen Bourbons als eine „glorieuse famille“ zu preisen! Diese Philipp V., Ferdinand VI., Karl IV., Ferdinand VII., diese Marien Luisen, Christinen, Isabellen, dieser Weichselzopf von Sodomitern, Tollhäuslern, Kretinen, Tigern und Messalinen, eine hübsche „glorreiche Familie“ fürwahr!

— Im Innern zerrüttete Finanzen; nach außen genöthigt, zu wählen zwischen einer demüthigen Abbitte bei Palmerston oder der Schmach, gemeinsam mit Oestreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unsere Principien und gegen unsere natürlichen Bundesgenossen zu kämpfen. An alledem ist der König schuld, der König allein, welcher unsere verfassungsmäßigen Einrichtungen gefälscht hat (qui a faussé nos institutions constitutionelles). Du wirst mir verzeihen, daß ich also von dem Vater spreche: du weißt ja, wie sehr ich ihn achte und liebe. Aber es ist mir unmöglich, des Blickes in die Zukunft mich zu enthalten, und diese flößt mir Schrecken ein."

Zwei Monate und etliche Tage nach der Niederschreibung dieses Briefes erließ aus Anlaß des Todes der Prinzessin Adelaide, Schwester des Königs der Franzosen, Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der „Geistreiche", an Louis Philipp eine Beileidsepistel, aus welcher das pariser Blatt „La Semaine", am 31. Januar von 1848 diese Stelle mittheilte: — „Sire! Sie sind der Schild der europäischen Monarchieen; Sie sind der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten, erschütterten Grundlagen neu zu befestigen. Möge Gott Eure Majestät zum Heile Frankreichs und zum besten Europa's noch lange leben lassen! Das ist mein heißester Wunsch."

Diese zwei Aktenstücke zeichnen scharf und klar die Situation des „Bürgerkönigthums" auf der Schwelle vom Jahre 1847 zum Jahr 1848. Sein eigen Fleisch und Blut verdammte die großen Fehler und schweren Sünden, welche Louis Philipp begangen hatte: der Sohn sprach dem Vater das Urtheil. Dagegen beweihrauchte ein gekrönter Schwärmer für das „göttliche Recht" der Könige den von den Grundsätzen der Freiheit und Vernunft Abgefallenen, den Zögling und Verehrer Voltaire's, welcher mit den Jesuiten gemeinsame Sache gemacht hatte. Der Sohn Egalité's, der „Usurpator" von 1830, welchen damals Car Nikolaus in seinem Hochmuth für

einen Lump und Schubiak angesehen und als solchen behandelt hatte, war demnach jetzo vom Absolutismus zu Gnaden angenommen.

Ja, das zeichnet vollständig die Sachlage! Die Juli-Monarchie war reif zum Untergange und der Vernichtungsspruch gefällt. Sehen wir zu, wie er sich vollzog.

2.

Als Karl der Zehnte am 2. März von 1830 seine letzte Thronrede hielt, sagte er darin: „Wenn eine strafbare Agitation meiner Regierung Hindernisse in den Weg werfen sollte, so würde ich die Kraft, dieselben zu überwinden, in meiner Entschlossenheit, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, im gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe finden, welche sie zu jeder Zeit für ihren König an Tag gelegt haben." Als Louis Philipp am 27. December von 1847 seine letzte Thronrede hielt, sagte er darin: „Inmitten der Agitation, welche durch feindselige oder blinde Leidenschaften genährt wird, beseelt und kräftigt mich die Ueberzeugung, daß wir in der konstitutionellen Monarchie, im einigen Zusammenwirken der großen Staatsgewalten ein sicheres Mittel besitzen, alle durch jene Leidenschaften geschaffenen Hindernisse zu überwinden und den moralischen und materiellen Bedürfnissen unseres lieben Vaterlandes Befriedigung zu verschaffen."

Die große Ironikerin Historia braucht als Prämissen bloß solche Thatsachen zusammenzustellen, um ihre Zuhörer zu der uralten und ewigjungen Schlußfolgerung gelangen zu lassen: Eitelkeit der Eitelkeiten! Wie zuversichtlich sprachen die beiden Könige fast mit denselben Worten von der Ueberwindung der Hindernisse, welche eine strafbare Agitation ihnen bereitete, und kurz nach solchem sprechen war der eine wie der andere vom Sturmodem der Revolution nach England hinübergeblasen, welke, vom Baume der Weltgeschicke gewirbelte Blätter.

Vom 22. Januar bis zum 12. Februar von 1848 rumorte und rasaunte im Sitzungssale der Deputirtenkammer im Palais Bourbon die Adressedebatte. Ein kolossaler Schwatz! Alle Helden, Halunken und Hannswurste der Tribüne arbeiteten im Schweiße ihrer Angesichter, das Publikum zu unterhalten und zu amüsiren. Die servile Mehrheit, d. h. die Guizotisten um jeden Preis, hielten besonders darauf, daß in der Antwortsadresse auf die Thronrede echohaft gesagt würde: „Die Agitationen, welche durch feindselige Leidenschaften oder blinde Begehrlichkeiten entfacht werden" — und setzten diese der Opposition zugedachte Ohrfeige mit 223 gegen 18 Stimmen durch, weil die Oppositionsdeputirten sich in Masse der Abstimmung enthielten. Guizot hatte im Verlaufe der Debatten ausdrücklich erklärt, daß die Regierung die Wahlreform verwärfe und ihre bislang eingehaltene konservative Politik beibehalten würde. Der Minister des Innern, Duchatel, hatte seinerseits angezeigt, daß er auf Grund eines Gesetzes von 1790 die Reformbankette zu verbieten beabsichtigte. Das hieß den parlamentarischen Oppositionmachern zwar nicht an die Seele, aber an noch theureres greifen, nämlich an die Zunge. Des Schwatzes süßer Gewohnheit sollten sie entsagen? Nimmermehr! Zweiundneunzig Deputirte erklärten am 18. Februar, daß sie die Einladung zu einem großen Reformbankette annähmen, welches vom Wahlkomité des 12. Arrondissements von Paris angeordnet worden war und am 22. Februar zu Chaillot jenseits der elysäischen Felder unter einem großen Zelte statthaben sollte.

Also wirklicher und wahrhaftiger Widerstand? Und nicht nur passiver, sondern sogar ein Loth von aktivem? Kühn das für parlamentarische Schwätzer und Klätscher, übermäßig kühn; nicht nur verwegen, sondern auch verwogen, so zu sagen. Freilich, zu weit darf man den parlamentarischen Heroismus nicht treiben, denn das wäre unschicklich und könnte den ganzen konstitutionellen Hokuspokus kompromittiren. Guizot kannte seine Helden, Halunken und Hannswurste der Tribüne sehr gut und ließ daher den Polizeipräfekten Delessert

Namens des Ministeriums mittels Maueranschlags vom 21. Februar das angesagte Reformbankett einfach verbieten; natürlich in herzlicher Uebereinstimmung mit dem Könige, welchen der Reformbankettschwindel auch persönlich verdrossen hatte, maßen bei diesen Tischredeübungen der offizielle Toast auf die Majestät entweder gar nicht ausgebracht, oder, wenn ausgebracht, mit eisigem Schweigen aufgenommen worden war. Wie beantwortete nun die parlamentarische Opposition die an sie gerichtete Herausforderung? Mit Nachgeben, versteht sich. Die Herren versammelten sich bei Odilon Barrot. Der erste Redner Frankreichs, Monsieur Thiers, war auch da. Derselbe lebte bekanntlich der Ueberzeugung, daß ein großer General in ihm stäcke, und weil er, wie es scheint, Strategik und Taktik im „Hudibras" studirt hatte, dachte er mit dem Helden Butlers:

„Wer flieht, kann wieder ins Gefecht,
Wer bleibt und fällt, der kann das necht;
Drum wer da weicht zur rechten Zeit,
Ist in der Kriegskunst schon sehr weit —"

und beantragte, daß man vom Bankett wegbleiben sollte. Angenommen! Von den etlichen 90 anwesenden Deputirten verweigerten nur 18 ihre Zustimmung; darunter Dupont de l'Eure, Lamartine und Marie. Die Bankettkommission stellte ihre Vorbereitungen ein und ließ die ganze Sache fallen. Statt des Banketts zu Chaillot fand am 22. Februar im Palais Bourbon die harmlose Demonstration statt, daß 22 Deputirte den Vorschlag, das Ministerium seiner innern und auswärtigen Politik halber in Anklage zu versetzen, auf das Bureau niederlegten.

Guizot triumphirte und richtete sich wieder zur ganzen Höhe seiner Steifleinenheit auf; um so mehr, da ihm der Kriegsminister, General Trezel, den Nachweis an die Hand gegeben, daß man auf alle Vorkommnisse hin nicht weniger als 31,000 Mann Truppen mit 5370 Pferden in Paris schlagfertig zur Verfügung hätte. Die Möglichkeit, dieser Streitkräfte sich bedienen zu müssen, dämmerte

nämlich doch schon im Laufe des 21. Februar auf und nahm dann am folgenden Tage so bestimmte Umrisse an, daß unbefangene Beobachter der Meinung waren, es bedürfte nur eines zündenden Funkens, um Paris in Feuer zu setzen; so aufgeregt seien die Geister*).

An diesem Dienstag, dem 22. Februar, gab es allerdings, wie Guizot bezeugt, vorerst noch mehr nur Gelärm als Handlung („d'agitation plus que d'action“); jedoch war, bei näherem Zusehen, der Uebergang der Bewegung vom Parlamentarischen zum Volksmäßigen schon geschehen. Der konstitutionelle Kammerzank hatte sich unversehens in eine populäre Streitfrage verwandelt und hinter dem Oppositionsgaukelspiel tauchte schon der Emeute-Ernst auf. Der Tag war trüb und regnerisch, aber trotzdem begann unter den Schädeldecken der Bevölkerung von Paris die Erinnerung an die Juni-, Juli- und Augusttageglut ihrer früheren Revolutionen wach zu werden. Massenansammlungen auf den Straßen und Plätzen, Umgehen des „A-bas-“ Geschrei's. Gegen Abend zu wurde der Ruf: „Nieder mit Guizot!“ artikulirter und drohender. Um die Madeleine her ungeheures Gewühl, in der Allee Marigny und in den Champs-Elysées das Aufbrennen in Brand gesteckter Wachthäuser. Noch nirgends Kampf zwischen Volk und Truppen; aber allerwärts eine tiefe und ausdauernde Gährung.

Im Schlosse war man derweil guter Dinge, wenigstens war es der König. Als am Dienstagsvormittag der Minister der öffentlichen Arbeiten, Monsieur Jayr, in das königliche Kabinett trat, kam ihm Louis Philipp mit freudehellem Gesicht („le visage rayonnant“) entgegen. „Ah, Sie kommen, mir Glück zu wünschen? In der That, die Sache macht sich gut! Sie wissen, die Herren von der Opposition haben auf das Bankett verzichtet. Sie sind, freilich ein

*) Depesche Delley's vom 22. Februar: „Il ne faudrait qu'une étincelle pour mettre Paris en feu, tant les esprits sont montés.“ S. B. A. In derselben Depesche spricht der schweizerische Diplomat die Befürchtung aus, daß ein gewaltsamer Zusammenstoß stattfinden werde; aber auch seine bestimmte Ueberzeugung, daß die Regierung die Oberhand behalten würde.

wenig spät, zur Einsicht gekommen, daß sie ein großes Spiel spielen würden. Die ganze Geschichte wird unserer Kammermajorität neue Stärke verleihen." — „Sire, die Lage ist noch immer sehr ernst. Auf meinem Wege hierher sah ich eine Masse Blusenvolkes auf beiden Seineufern nach dem Konkordeplatze strömen. Die Vorstädte haben augenscheinlich ihren Vortrab in Bewegung gesetzt. Wir werden, wenn nicht eine große Schlacht, doch einen tüchtigen Aufruhr haben und müssen uns bereithalten." — „Ganz recht, Paris gährt, warum sollte es auch nicht? Aber diese Gährung wird sich von selber legen. Nach dem Kleinbeigeben (lâche-pied) der Herren von der Opposition kann die Unordnung unmöglich größere Verhältnisse annehmen. Im übrigen sind, wie sie wissen, alle nöthigen Veranstaltungen getroffen" .... Am Abend fand ein anderer Minister, Duchatel, den König noch in derselben zuversichtlichen Stimmung, dagegen die Königin Marie Amelie in unruhiger und besorgnissvoller.

Die Nacht über wuchs die Bewegung bedeutend, an Höhe, an Tiefe, an Umfang. Der Faubourg Saint-Antoine, der alte Hauptrekrutirungsplatz der Revolution, war massenhaft auf den Beinen. Der Kammerliberalismus hatte sich unsichtbar gemacht, aber der Radikalismus that sein Rüstzeug an und dem Republikanismus ging eine Hoffnung auf; eine schwache vorerst noch, aber doch eine Hoffnung. Gegen 10 Uhr Vormittags hatte das Kochen und Sieden, Wallen und Brausen der Gährung sehr bedrohlich zugenommen, so bedrohlich, daß das Barometer der Zuversicht in den Tuilerien schon im fallen begriffen war. Auch im Palais Bourbon, wo Guizot mit etlichen seiner Kollegen der Kammersitzung anwohnte. Hier erfuhr er, was ihn erschrecken mußte: nämlich, daß die Nationalgarde von Paris in ihrer Mehrheit nicht nur unzuverlässig, sondern sogar feindlich, d. h. reformlustig sei und daß diese Stimmung in den Reihen der Bürgerwehr um so entschiedener sich kundgäbe, als die konservativen Elemente derselben dem Rufe der Apelltrommeln nur spärlich und verdrossen gehorcht hätten. Der Premier hatte den Eindruck dieser Neuigkeit noch nicht verwunden, als sein Amtsgenosse

Duchatel kam, um ihn eiligst nach dem Schlosse zu holen. Auf der Fahrt dorthin äußerte Duchatel, der König hätte ihm so eben mitgetheilt, er werde von allen Seiten mit dem Rath angegangen, das Ministerium zu wechseln, um der Krise ein Ende zu machen; daß er sich aber dazu nicht entschließen könne. „Die Königin — fuhr der Minister des Innern Guizots Bezeugung zufolge fort — die Königin kam, gefolgt von dem Herzoge von Montpensier, in das Kabinett des Königs. Sie war sehr aufgeregt. Herr Duchatel, sagte sie zu mir, ich kenne die Hingebung Guizots für den König und für Frankreich. Wenn er diese Hingebung zu Rathe zieht, wird er keinen Augenblick länger Minister bleiben wollen. Sage doch nicht solche Sachen, liebe Freundin, bemerkte der König; wenn Herr Guizot es hörte! Worauf die Königin: Das will ich ja gerade. Ich werde es ihm selber sagen; ich schätze ihn zu sehr, als daß ich nicht glauben sollte, er würde mich verstehen." Bei sothanen Umständen hatte es Duchatel gerathen gefunden, den Premier herbeizuholen.

Es war 2½ Uhr, als die beiden Minister beim Könige eintraten, wo sie auch die Königin und die Herzöge von Nemours und Montpensier vorfanden. Louis Philipp setzte die Sachlage auseinander, sprach von dem Ernste derselben, noch mehr von seinem, ohne Frage aufrichtigen Wunsche, das Ministerium beizubehalten, und von dem Bedauern, dasselbe entlassen zu müssen. „Ich möchte lieber abdanken", fügte er hinzu. Das gefiel der Königin schlecht. „So etwas sollst du nicht sagen — bemerkte sie — du gehörst nicht dir an, sondern Frankreich." Worauf der König: „Das ist wahr; ich bin viel unglücklicher daran als die Minister, ich kann meine Entlassung nicht nehmen." Guizot merkte, und es gehörte nicht eben ein feiner Merker dazu, daß das ganze Gerede nur den Sinn habe: Macht, daß ihr fortkommt! Allein der Minister hielt sich für das Heil Frankreichs mindestens ebenso unentbehrlich wie Louis Philipp selber und machte daher bemerklich, daß das Ministerium, falls der König fest zu demselben stände, sich wohl getraute, den Kampf mit dem Aufruhr erfolgreich durchzuführen. Es zog nicht, denn Louis

Philipp stand zu dieser Stunde ganz unter dem Einflusse seiner Frau, welche wähnte, mittels einer Aenderung des Ministeriums könnte und würde der Sturm beschworen werden. Das verlegene Hin- und Hersprechen endigte damit, daß der König mit der Erklärung herausging, er werde den Grafen Molé rufen lassen, um denselben mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen.

Das Gewitter einer Revolution in vollem Aus- und Losbruch und als Beschwörer desselben ein Graf Molé! Ein wahrhaft kindischer Einfall, vollends in dem Gehirn eines Mannes, welcher schon zwei Revolutionen erlebt hatte.

Guizot begab sich aus dem Schlosse nach dem Palais Bourbon zurück und zeigte der Kammer an, daß das Ministerium entlassen und Graf Molé berufen sei, ein neues zu bilden. Diese Sensationsnachricht machte die Mehrheit in wilden Tumult ausbrechen. Die „Korrupten" wollten von dem geliebten Professor der Korruptologie nicht lassen, und da Louis Philipp in der Kammermehrheit den wahren und einzig richtigen Ausdruck der Gesinnung und Stimmung Frankreichs erblickte, so war er Abends 4 Uhr wieder halb und halb entschlossen, das Ministerium Guizot, welches unterdessen zu amten fortfuhr, zu behalten. Zwei Stunden später war man in den Tuilerien dahin gebracht, daß man es für eine Nothwendigkeit ansah, dem verhasstesten, aber, wie man wähnte, entschlossensten und unbesiegbarsten der Generale, dem Marschall Bugeaud, den Oberbefehl über sämmtliche in Paris vorhandenen Streitkräfte zu geben. Denn im Verlaufe des Tages war die Aufregung mehr und mehr zur Erhebung in Waffen geworden und hatte unter den Klängen von Rouget de l'Isle's ewigem Zauberliede der Revolutionstanz begonnen. Die Leichenernte des Tages war nicht unbeträchtlich, der Blutzehnte nicht gering; aber aus dem abscheulichen Pulverdampfe des Bürgerkrieges blitzte da und dort ein Lichtstral hervor, welcher Zeugniß gab, daß im Menschen- und Völkerdasein Augenblicke vorkommen, welche glauben machen könnten, das arme Geschöpf Mensch sei doch etwas mehr als ein „zweibeiniges, ungefiedertes, nothdürftig gezähmtes

Thier". Ein Wachthaus war nach hartnäckiger Gegenwehr der Soldaten und wiederholtem verlustvollem Ansturm durch eine Schar von Blusenleuten genommen worden. In der ersten Erhitzung wollten die Sieger ihre sämmtlichen Gefangenen über die Klinge springen lassen. Doch legte sich der Kampfzorn rasch und die Barbarei unterblieb. Einer der Proletarier jedoch fuhr noch zu toben fort. „Man hat mir meinen Bruder umgebracht — schrie er — ich muß dafür wieder einen umbringen!" Worauf ein Kamerad von ihm: „Aber wen könntest du denn umbringen, der nicht auch dein Bruder wäre?" Es ist sehr die Frage, ob jemals unter einem Purpurmantel ein Wort hervorgegangen, das diesem unter einer Bluse hervorgegangenen gleichkäme. Ueberhaupt ist — nur Schalke und Schelme können das bestreiten — die Februarrevolution von einer beispiellosen Großmuth gewesen. Die Reaktion freilich hat ihr diese Großmuth übel vergolten, wie das eben der Reaktion Natur und Art. Man muß doch die Wiederaufrichtung von Thron und Altar mit Darbringung von Menschenopfer-Festhekatomben verherrlichen: so verlangt es die Etikette, so will es das Ritual.

Zur Abendzeit hatten Louis und Graf Molé ein Pourparler mitsammen, das zu keiner Verständigung führte, weil der König selbst das Minimum von Reform, welches der Graf zur Vorbedingung seines Eintrittes ins Ministerium machte, nicht zugestehen wollte. Derweil hatte sich aber die Nachricht vom Sturze Guizots und seiner Kollegen in der Stadt verbreitet und allgemeine Freude hervorgerufen. Das alte und ewige Kind, das Volk, lässt sich ja so leicht schweigen und schwichtigen, sogar mit Mondschein im Wasser. Der Kampf hatte allenthalben aufgehört, Paris illuminirte, Hunderttausende wogten fröhlich und lachend durch die Straßen und Bourgeois und Proletarier, Nationalgarde und Linie, Männer und Frauen tauschten miteinander den jubelnden Friedensgruß: „Vive la réforme!" Auf den Boulevards wandelt, wimmelt und wuselt es ameisenwuselig. Eine Kolonne von Blusen, welche den Tag über die Barrikaden im Quartier Saint-Martin vertheidigt hatten, kam vom Vendomeplatz

her und traf bei der Ausmündung der Rue de la Paix auf den Boulevard mit einer andern zusammen. Vereinigt zogen die beiden Scharen unter Anstimmung der Marseillaise die Boulevards hinab bis zur Ausmündung der Rue Neuve Saint-Augustin, wo der Zug stockte und sich staute, weil ein daselbst zum Schutze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Viereck aufgestelltes Soldatenbataillon den Weitermarsch hemmte. Hier, vor Guizots Wohnung also, geschah um 9 Uhr Abends das Unaufgeklärte und wahrscheinlich Unaufklärliche, welches die Reformfeier in eine Revolution verwandelte.

Die Spitze der Volkskolonne, von dem Bürgerwehrleutnant Schumacker geführt, wird von der nachschiebenden Masse hart an das Bataillon herangedrängt. „Kommandant — sagt Schumacker zu dem zu Pferde vor der Front haltenden Oberstleutnant Courant — lassen Sie uns durch; unsere Absichten sind friedlich. Sie sehen, wir können unmöglich umkehren, weil die Menge uns von hinten drängt.“ Worauf der Offizier: „Sie haben gut reden. Ich habe bestimmten Befehl, niemand hier durchzulassen.“ Das Pferd scheut vor den wehenden Fahnen und sprühenden Fackeln, sein Reiter lenkt es daher in das Viereck hinein, und da er sieht, daß die vorderste Reihe seiner Leute durch die andrängende Masse in Unordnung gebracht wird, schreit er: „Grenadiere, fällt das Bajonnett!“ Die Gewehrläufe senken sich und auf der äußersten Linken der Linie geht ein Schuß los; ob aus Zufall oder aus Absicht, kein Mensch wußte oder weiß es zu sagen*). Aber dieser Schuß gab das Signal zu

*) In der dickleibigen Sammlung von Lügen über die Februarrevolution — welche Sammlung auch der Phantast Lamartine durch sein romanhaftes Buch beträchtlich anschwellen machte — ist zu lesen, daß der Republikaner Charles Lagrange den verhängnißvollen Schuß gethan, ein Pistol auf die Soldaten losbrennend. Selbst Guizot verschmähte es, von dieser schlecht erfundenen Legende bestimmten Gebrauch zu machen. Er sagt (Mém. VIII, 590): „Personne n'ignore l'évenement (je ne décide pas s'il faut dire fortuit ou criminel) qui éclata à neuf heures du soir, sur le boulevard, devant l'hôtel des affaires étrangères.“

einem Bataillonsfeuer, welches 33 Menschen todt und 47 verwundet auf das Pflaster niederwarf, zur Verzweiflung des Kommandanten Courant, zur Bestürzung der Soldaten, welche dem Anreiz eines panischen Schreckens nachgegeben hatten.

Die furchtbare Wirkung dieser plötzlichen Metzelei ist weltbekannt. Von dem blutbesudelten Boden vor Guizots Wohnung erhob sich der Rachegeist in die Lüfte, auf Riesenfittigen über Paris sich hinschwingend, und von Stund' an folgten sich die Ereignisse mit so überstürzender Hast, daß der Julithron bereits umgestürzt und der Bürgerkönig schon auf der Flucht war, als man in diesem oder jenem Quartier der Stadt noch von weiter nichts wußte als von der Berufung des Grafen Molé*).

3.

Die Uhr des Pavillon de l'Horloge schlägt 1 Uhr, die erste Stunde des 24. Februar von 1848. Die Nacht ist frostig und finster, aber der Widerschein von Myriaden Gaslichtern macht die über Paris hängende Dunstmasse weißlich schimmern. Der alte Königspalast, welcher schon so viele Schicksalswechsel gesehen, diese Tuilerien, worin Ludwig der Vierzehnte den Absolutismus inthronisirt, Maria Antoinette intrikirt, der Konvent vulkanisirt und Napoleon despotisirt hatte, sie zeigen auch zu dieser Stunde wieder in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeschreiblich Unge-

---

*) In einer Depesche Delley's, die um 2 Uhr Mittags am 24. Februar geschrieben wurde, heißt es: „Je me trouve tellement emprisonnés par les barricades et la masse de populace qui encombre toutes les rues qu'il est impossible d'aller voir ce qui se passe. Le fait est que le roi a fait appeler Mr. le comte de Molé. pour le charger de composer une nouvelle administration et que les ministres actuels restent au pouvoir jusqu'au moment ou le ministère nouveau soit formé." S. A. B.

wöhnliche, Unruhige, Hastvolle und Bängliche, welches den Katastrophen von Herrschern und Staaten voraufzugehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windstrom dem Gewitter voranwallt.

Die Wachtposten sind an allen Ecken und Enden verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes ist geschlossen. Der ganzen Vorder- und Hinterseite des Schlosses entlang ist in allen Stockwerken eine Menge von Fenstern erhellt und man sieht in den Korridoren des Erdgeschosses, wie droben in den Mansardengängen, eilende Lichter kommen, verschwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein summendes Getöse, nur noch mühsälig gedämpft durch den beschwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Allenthalben ins Längliche oder auch schon ins Lange und Längste gezogene Gesichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüster, Gewisper und Gezischel. Ein Unheimliches schreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch ist dieses Schreiten nur ein Schlurfen, aber bald wird es ein Dröhnen sein.

Kriegerische Zurüstungen rings um den Palast. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwischenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais-Royal vorgeschoben. Der Quai entlang der Seine, soweit die Tuilerien sammt dem Louvre reichen, ebenfalls wohlbesetzt. Auch hier zwischen dem Fußvolk Artillerie, besonders an den Punkten, wo sich die drei Brücken Pont Royal, Pont du Karrousel und Pont des Arts auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zusehen könnte man in der Haltung der Truppen eine gewisse Schlaffheit und Verdrossenheit bemerken: hatten sie doch schon seit nahezu 48 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebsamen Dienst gethan. Aber laut und lebhaft geht es her drinnen auf dem Karrouselplatz. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, welcher auf allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen

eingefasst ist. In der Mitte ein dichtstehender Halbkreis von Stabs- und Subalternoffizieren. Vor der Fronte desselben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialischer Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeschlagener Mantel läßt eine reichgestickte Uniform sehen und auf dem Kopfe trägt er den mit weißem Federbesatze geränderten Hut eines Marschalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält sich ein schlanker Mann in Generallentnantsuniform, dessen feine, kühle und etwas hoffärtige Züge den Duc de Nemours, Louis Philipps zweitältesten Sohn, erkennen lassen.

„Messieurs — spricht der Marschall Bugeaud kurz und barsch die Offiziere an — der König hat mich so eben mit dem Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, beehrt. Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern! Ihr wisst, wann ich mich mit ihnen schlug, bin ich niemals geschlagen worden. Gebt acht, Parbleu, daß ihr mich diesmal meine Jungferschaft nicht verlieren macht!"

Beifälliges Lächeln belohnt den Kasernenspaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter seinen populären Titeln „Kerkermeister von Blaye" und „Schlächter von der Rue Transnonain". Doch, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräusch den Strom herunter, von der Cité-Insel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die sich zur Linken der Seine um das Pantheon zusammenballen und zur Rechten des Flusses zwischen dem Hotel de Ville, der Place de la Bastille und den Boulevards gelagert sind? Ein Rauschen und Brausen, bald sinkend, bald schwellend; ein tausendfältig Gemisch von Tönen und Klängen, zersplitternd jetzt in hunderte von grellen Misslauten, dann wieder zusammenschlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantischen Ocean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen sich aus dem massenhaften Saus und Braus einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!" und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!" und wie ein Bündel feuriger

Klangraketen zischt zum nächtigen Himmel empor der Refrain: „Aux armes, citoyens!“

Der Marschall zieht sich den Mantel dichter um die Schultern und sagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden sprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr sollt alsbald meine Befehle haben, Messieurs. Ich gehe, die Verfügungen zur Niederwerfung der Emeute festzustellen.“

Während er, siegessicher, also spricht und nach dem Etat-Major (Generalstabsgebäude) der Tuilerien sich begibt, arbeiten sich zwei Männer mühsam und oft angerufen zum Eingange des Palasthofes und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der eine trägt die Uniform der Adjutanten des Königs, der andere ist in Civil, ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeschlagenen Kragen seines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er sich aus seinen Einhüllungen herausgewickelt, stellt sich der Kleine dar als ein ziemlich altes Männchen mit einem entschiedenen Nussknackergesichte, welchem jedoch die Augen viel „Esprit“ verleihen würden, so sie nicht durch große runde Brillengläser verdeckt wären. Er nimmt seinen Hut ab und wischt sich den Schweiß von der Stirne; denn er hat unterwegs mit seinen armen kurzen und dünnen Beinen verschiedene Barrikaden überklettern und so zu sagen ein „Rennen mit Hindernissen“ unliebsam bestehen müssen. Dann folgt er seinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitskabinette des Königs. Auf dem Wege dahin streifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, fast Ellenbogen an Ellenbogen, und wie der Kleine sie erkennt, gleitet flüchtig ein sardonisches Lächeln über sein Gesicht, so daß seine Nasenspitze fast mit dem zahnlosen Oberkiefer in Berührung kommt.

Die Begegnenden waren die Herren Guizot und Duchatel. Sie kamen vom Könige, wo sie die Ordonnanz, welche dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl übertrug, gegengezeichnet hatten. Sie trafen den Marschall noch auf dem Karrouselplatze und fragten ihn, was er von der Sachlage hielte. „Es ist ein wenig spät — erwiderte

der Gefragte — aber ich bin noch nie geschlagen worden und denke heute das Michschlagenlassen nicht anzufangen. Man lasse mich nur machen und dreinkartätschen! Es wird Blut fließen, ja wohl; aber morgen Abend wird die Stärke auf seiten des Gesetzes sein und werden die Wühler ihre Zeche zu bezahlen haben (qu'on me laisse faire et tirer le canon, il y aura du sang répandu; mais demain sera la force du côté de la loi, et les factieux auront reçu leur compte)."

Derweil ist der Kleine mit dem Nussknackergesicht im Vorzimmer zum königlichen Kabinett angelangt. Hier eilt ihm Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliste, eine Person, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas angesehenen Knaben gleicht. Im übrigen ein beflissenster Fartcatcher des von Louis Philipp erfundenen und vom Erzmagister Guizot docirten Systems der konstitutionellen Windbeutelei. Der geschmeidige Höfling ist desshalb nicht zu tadeln. Hat doch das gesammte offizielle und nicht offizielle Europa dieses „System" als die Quintessenz politischer Weisheit lobgepriesen und zwar mit Fug und Recht. Denn wenn zu einer Zeit, welche es glücklich soweit gebracht hat, nur noch ein Princip anzuerkennen und nur noch eine Richtschnur zu achten, den dreimal heiligen Erfolg, zu einer Zeit, wo schon der Erfolg eines Jahres, eines Tages, einer Stunde vollwichtigen Anspruch auf Vergötterung gibt, wenn zu einer solchen Zeit ein nahezu achtzehnjähriger Erfolg aufzuweisen ist, wie sollte er nicht das goldene Kalb sein, um welches her die Kinder Israel und die Söhne und Töchter der Gojim vom Aufgange bis zum Niedergange wetteifernd die Anbetungspolka tanzen?

„Ah, Monsieur Thiers", sagt Herr de Montalivet, „wir sind höchlich erfreut, Sie hier zu sehen. Freilich, Se. Majestät erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber schonen Sie den König!" — „Den König schonen? Meine erste Pflicht ist, ihm die Wahrheit zu sagen", entgegnet der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieser Stunde einen großen sieht. Was doch alles die Menschen sich ein-

bilden und einbilden lassen! Thiers, der Verfasser einer napoleonischen Mythologie in 20 dicken Bänden, ein „Wahrheitssager!" Freilich, was ist Wahrheit? hat vor Zeiten der römische Oberpräsident von Judäa gefragt und in unseren eigenen Tagen hat Einer, der auch nicht dumm gewesen ist, den Dreireim gemacht: —

„Traum ist alles Irdischen Erscheinung,
Wahn ist jede liebende Vereinung,
Und was Wahrheit wird genannt, ist Meinung."

Um $2^1/_2$ Uhr stand der napoleonische Mythograph und orleanistische Staatsmann vor dem Sohn Egalité's, welchem der Königstraum, den er dereinst mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgischen Gränze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, — zu einer Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen sollte wie ein Traum. Der alte schlaue Herr, in dessen mit einer wohlfrisirten Perücke bedecktem „Birnenkopf" eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu dieser Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, seines Bourgeoiskönigthums ganze Macht und Pracht, in einen schmutzigen Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongestoben sein würde. Der vielerfahrene Odysseus des Konstitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelches, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerstehen gekonnt und hatte die boshafte Zauberin demzufolge sich beeilt, den Reineke der Reineke in jenes Thier zu verwandeln, dessen Ohren für bedeutend länger gelten als sein Verstand. Die Ereignisse der zwei letzten Tage hatten nun zwar dem nahezu Fünfundsiebzigjährigen körperlich tüchtig zugesetzt — er lag übermacht und schachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in seinem Lehnstuhl — aber sie hatten ihn vom Rausche des Machtbesitzes keineswegs ernüchtert. Im Gegentheil, je rascher das Skepter seiner Hand zu entschlüpfen drohte, um so krampfhafter hielt er es fest, und wenn er, wie wir ja mit angehört haben, vom Abdanken geredet, so hatte er es nur gethan, damit man ihm widerspräche. Die Berufung von

Thiers, wozu er sich auf vielfältiges Drängen hin kurz vor Mitternacht entschlossen, war ein seinem Stolze schwer abgerungenes Zugeständniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greise sein gekränktes Selbstgefühl und seine üble Laune die Kraft, rasch aufzustehen und den kleinen Nothhelfer mit den barschen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen; er will nicht. Ich sah mich also genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Haben Sie ein Ministerium bei der Hand? Ich brauche auf der Stelle ein solches."

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Ministerliste bereit." — „Ah so? Ja, man sagt, daß Sie nicht mehr ins Kabinett treten wollten." — „Allerdings, Sire, war das meine Absicht." — „Sie müssen sich unverweilt nach Kollegen umsehen. Sie kennen das Widerwärtige, was sich vor dem Ministerium des Auswärtigen zugetragen. Die Regierung kann nichts dafür; es war ein Zufall, aber die Wirkung eine sehr unglückliche. Ich muß also ein Ministerium aus der Opposition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe nichts dagegen. Er ist ein guter Mensch, obzwar ein schlechter Musikant, will sagen Politiker. Präsident des Kabinettes jedoch müssen Sie und darf nicht Barrot sein. Man muß fest auftreten und dabei zähl' ich nur auf Sie." — „Herr de Remusat?" — „Einverstanden." — „Herr Duvergier de Hauranne?" — „Ah, Duvergier?" — „Der tritt fest auf." — „Ja, aber auf meine Kosten. Doch es sei. Die Herren sind Ihre Freunde, lassen Sie dieselben kommen. Hinsichtlich des Persönlichen wären wir also im Reinen. Was verlangen Sie inbetreff des Sächlichen?" — „Die Wahlgesetz- und Parlamentsreform ist eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Person war für eine Reform des Wahlgesetzes nie sehr eingenommen. Indessen muß man doch gestehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener ist. Er gestattet einer allzukleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung aus-

zubeuten." — „Wie, Sie wollen mir also eine enorm große Wählerschaft und eine enorm große Kammer aufhalsen?" — „Bewahre! Fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen." — (Das nannte Monsieur Thiers dem Könige „die Wahrheit sagen"!) — „Nun, wir wollen sehen." — „Sire, das ist noch nicht alles." — „Ei, was denn sonst noch?" — „Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren." — „Ah, Sie verlangen die Auflösung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Nie und nimmer! Um keinen Preis!" Und so sprechend ging der alte Mann in höchster Aufregung im Zimmer hin und her. Mühsam sich beherrschend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, sind Minister. Suchen Sie mir welche! Wir werden uns später wohl verständigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflösung ausgenommen." — „Diese gerade aber ist das, worauf meine Freunde entschieden bestehen werden." — „Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen lassen, daß ich Sie berufen und mit der Neubildung des Ministeriums betraut habe." — „Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot zu gesellen." — „Sei es." — Und damit setzte sich Ludwig Philipp an seinen Schreibtisch und ließ sich von Thiers diktiren: — „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, sich Herrn Barrot beigesellen zu dürfen, und der König hat diesem Wunsch entsprochen."

Soweit war man, als es 3 Uhr schlug. „Wann werden Sie zurückkommen?" frug Louis Philipp. „Sire, ich mache mich sofort auf, um Minister für Sie zu suchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden." — „Gut, bis dahin will ich schlafen. Also auf Wiedersehen zwischen 8 und 9 Uhr?" — „Wir sind noch nicht einig über den Hauptpunkt." — „Das weiß ich." „Selbstverständlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verständigen können, nicht ins Kabinett treten. Wir haben dann freie Hand."

— „Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand." Er zog die Klingel, befahl die geschriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu senden, und sagte dann zu Herrn Thiers, welcher seine Abschiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch sagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der gesammten bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet sich im Generalstabsquartier. Sie werden sich, da er Ihr intimer Freund ist, leicht mit ihm verständigen." Thiers schwieg verlegen. „Was haben Sie denn? Man sollte fast glauben, die Ernennung Bugeauds mißfiele Ihnen." — „Sire, ich liebe den Marschall sehr und sehe in ihm den ersten Krieger unserer Zeit. Aber, aber .... die Ernennung Bugeauds steht in schroffem Widerspruch mit Ihrer durch die Berufung eines Ministeriums aus den Reihen der Opposition angezeigten Absicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen." — „Sie werden mich doch in einer so kritischen Stunde nicht meines Degens berauben wollen?" — „Das nicht; ich muß und will vielmehr versuchen, den Marschall meinen Kollegen annehmlich zu machen."

Bevor er das Schloß verließ, sprach der neue halbe Premierminister — denn er war ja noch weit entfernt, ein ganzer zu sein — im Etat-Major vor, welcher in dem Pavillon der Tuilerien untergebracht war, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli stieß. Der tapfere Marschall hatte so eben wieder eine Rede an die versammelten Offiziere gehalten und der eintretende Thiers konnte noch den Schlußsatz mitanhören: „Wenn die Nationalgarde mit uns geht, desto besser; wenn nicht, nun wohl, Messieurs, so marschiren wir über sie hinweg (nous nous passerons d'elle)." Die bedenkliche Miene von Thiers kontrastirte gar sehr mit dieser Fanfaronnade. Der Kleine empfing die Glückwünsche zu seiner Ministerschaft mit nicht eben freudiger Genugthuung. „Man muß die Aenderung des Ministeriums sofort proklamiren", sagte Bugeaud. „Ja, aber weiß ich denn, daß ich wirklich dazu kommen werde, ein Ministerium zu bilden?" entgegnete Thiers muthlos. „Ei, was,

warum denn nicht?“ fragte der Marschall ermuthigend. An seiner festen Haltung richtete sich auch der kleine Nothhelfer wieder auf, so daß er ziemlich beruhigt auf die Ministersuche ging.

4.

Bugeaud war in Wahrheit dermalen noch voll Zuversicht und traf seine Maßregeln und Anordnungen mit Sicherheit und Bestimmtheit. Die Zahl der Streitkräfte, über welche er zunächst verfügen konnte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marschall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf sie, sondern verließ sich nur auf die Linientruppen, für welche mittels Telegrammen Verstärkungen aus den in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Garnisonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde war die Hauptmasse der bewaffneten Macht in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während schwächere Abtheilungen den Platz der Bastille, das Stadthaus, die Polizeipräfektur und das Pantheon besetzt hielten. Dagegen befand sich zu derselben Stunde das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwischen der Rue de la Paix, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der Rue Rambuteau und dem Bastilleplatz, schon in den Händen des Aufruhrs, welcher seit der verhängnißvollen neunten Abendstunde des gestrigen Tages an Umfang, Energie und Rüstung unermesslich zugenommen und gewonnen hatte.

Ah, sie waren fleißig am Werke gewesen diese Nacht über, die anstelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünstler der alten Lutetia; sie hatten sich keine Mühe verdrießen lassen, der „ultima ratio regum“ die ultima ratio populorum entgegenzustellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunst erbaute Barrikaden, wozu andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumstämme und 1,277,000 Pflaster=

steine verwandt worden waren. Im Besitze dieser hunderte von improvisirten Citadellen, schickte das Volk von Paris sich an, die ihm vom Schicksal zugewiesene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeschichte, wieder einmal mit Anstand, Virtuosität und theatralischem Gebärdenspiel durchzuführen, auf daß abermals erfüllt werde, was von ihm geschrieben steht: —

„Oh, Volk du von Paris . . . .
Kühn handhabst du das Schwert und keck die Pflastersteine!
Du Meer, deß Zorngebrüll, wenn es im Sturm erwacht,
Auf der gekrönten Stirn den Goldreif zittern macht,
Das himmelhoch drei Tag' emporwirft seine Massen
Und wieder fällt und träg' sich hinstreckt und gelassen;
Volk, einzig in der Welt, in dem sich räthselhaft
Mit Greisensünden mischt beschwingte Jugendkraft,
Das mit Gefahren spielt und mit dem Tode — immer
Erstaunt ob dir die Welt, doch sie begreift dich nimmer!"

Die Riesenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt, die Körper zu ermüden und die Geister abzuspannen, in den Reihen der Insurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampflust nur gesteigert. Das Erscheinen des Moniteur am Morgen war auch nicht geeignet, diese Stimmung zu beschwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in seinem nichtamtlichen Theil die nebelige Nachricht von der bevorstehenden Einsetzung eines Ministeriums Thiers-Barrot, in seinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marschall Duc d'Isly gegeben worden sei. „Was — schrieen die Barrikadenmänner — Bugeaud? Der Kartätscher von der Rue Transnonain, welcher das Blut des Volkes wie Wasser vergossen hat, der Henkersknecht des Systems, dessen Sophist und Jesuit Guizot ist! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen ist. Weg damit und aux armes, citoyens!" Noch nirgends erhob sich um diese Zeit der Ruf: „Die Republik!" und es untersteht keinem Zweifel, daß noch an diesem Morgen des 24. Februar die Massen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Reformen

zu beschwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen gewesen wären. Aber mit jeder in diesem Sinne ungenutzt gelassenen Stunde, Viertelstunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde sie eine zum äußersten entschlossene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen eines großen Umsturzes. Auf den Stirnen republikanischer Führer begann Heiterkeit zu schimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu spielen: — sie spürten in allen Fibern, daß dieser Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil also eine Partei, welche Ludwig Philipp durch seine Périer und Bugeaud völlig besiegt zu haben wähnte, sich anschickte, auf eine Entscheidung der schwebenden Streitfragen im widermonarchischen Sinne hinzudrängen, war der Marschall auch nicht müssig gewesen, das Feld, auf welchem er dem Volke die voraussichtlich bevorstehende Schlacht liefern wollte, zu prüfen und die Stellungen seiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten sein strategisches Terrain: die Seinequais und die Boulevards. Auf dem rechten Ufer des Stromes mußten als wichtige und wichtigste Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, der Siegesplatz und weiterhin der Bastilleplatz und der Konkordeplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitsammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenso der Invalidenpalast und die Kriegsschule, das Palais Bourbon, die Polizeipräfektur und das Pantheon. Bugeaud hatte beschlossen, einen Angriff von seiten der Insurrektion nicht erst abzuwarten, sondern demselben durch angriffsweises Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organisirte er vier Marschkolonnen. Die erste derselben, geführt vom General Sebastiani, sollte durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Stadthause vordringen, wohin sie auch, um 5 Uhr vom Karrouselplatz aufbrechend, um 7 Uhr wirklich gelangte und mit dem auf dem Grèveplatze stehenden General Tallandier sich vereinigte. Die zweite Kolonne marschirte unter Führung des Generals Bedeau um

$5^1/_2$ Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Bestimmung, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und diese entlang nach dem Bastilleplatz zu gelangen. Eine dritte Kolonne, befehligt vom Oberst Brunet, setzte sich gegen 6 Uhr in Bewegung und war angewiesen, durch die Straßen Saints-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique zu marschiren, um den beim Pantheon stehenden General Renault zu verstärken. Die Führer dieser Angriffsharste hatten Befehl, alle Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerstand energisch niederzuschlagen. Eine vierte Kolonne behielt der Marschall unter seiner eigenen Hand: er wollte damit im Rücken der beiden ersten operiren, um jede Wiederherstellung der genommenen und zerstörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geschwader endlich, dessen Infanterie der General Rulhières und dessen Kavallerie der General Regnault de Saint-Jean-d'Angely kommandirte, sollte als Reserve auf dem Karrouselplatz zurückbleiben.

Von der Nationalgarde glaubte Bugeaud bei seinen Anordnungen ganz absehen zu dürfen. Ein schwerer Irrthum! Denn die Reformstimmung der Mehrheit der sich selbst überlassenen Bürgerwehr machte die „Bärenmützen" mit den „Blusen" sympathisiren und das Erscheinen der ersteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unlust der Linientruppen, rücksichtslos und ausdauernd für das Julikönigthum sich zu schlagen*). Seltsam zu sagen und doch unzweifelhaft wahr, für dieses Julikönigthum

*) Hieraus hauptsächlich erklärt sich die Thatsache, daß in den Kämpfen der Februartage der Menschenverlust auf seiten des Volkes wie der Armee ein verhältnißmäßig geringer war. Der heftigste und andauerndste Zusammenstoß fand bekanntlich beim Wachtposten vom Chateau d'Eau statt und bei diesem weitaus erbittertsten aller Straßenkämpfe vom Februar verloren 38 Bürger und 11 Soldaten das Leben und wurde 1 Offizier tödtlich verwundet. Im ganzen sind während der Februartage gefallen auf seiten des Volkes 275 Männer und 14 Frauen, auf seiten des Heeres 72 Mann, worunter 4 Offiziere.

wurden jetzt, wie übrigens nicht selten für stürzende Gewalten, sogar seine guten und besten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter diesen guten und besten Seiten hatte Louis Philipps standhafte Friedensliebe die erste Stelle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementsucht der Armee nur ein Laster sah. In ihren Reihen war der „Roi-Bourgeois“ längst entpopularisirt und, alles zusammengehalten, war demnach zum energischen schlagen für das Bestehende nur die „Munizipalgarde“ entschlossen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Korps, die Blüthe der Schnauzbartbrutalität, aber zugleich auch, wie man gerechter Weise anerkennen muß, die höchste Potenz soldatischen Ehr- und Pflichtgefühls. Hätten die Minister, die Generale, alle die Hof- und Staatswürdenträger, alle die Anhänger und Säulen des „Systems“ nur den hundertsten Theil des Muthes, der Hingebung und Ausdauer dieser Soldaten bethätigt, die Insurrektion würde nicht siegreich in die Tuilerien eingezogen sein. Aber freilich, das „System“ selbst war faul geworden bis in den Kern hinein, wie hätte es ausreichend viele Vertheidiger finden können? Die Stärke der Februarrevolution war in weit höherem Grade moralischer als materieller Natur; daher ihre Unwiderstehlichkeit. Wißt ihr, wer das bezeugt? Gewiß ein unverwerflicher Zeuge, Louis Philipp selber, welcher, im Exile zu klarer Einsicht gelangt, in Klaremont zu seinem Höfling Kuvillier-Fleury gesagt hat: „Gegen eine moralische Insurrektion gab es weder Angriff noch Vertheidigung. Man hat behauptet, ich hätte den Befehl gegeben, das Feuer einzustellen. Das ist unwahr. Wozu auch ein solcher Befehl? Er lag ja in der Luft“ *).

Trotz alledem wiegte sich Bugeaud etliche Stunden lang in der trügerischen Hoffnung auf einen Triumph, dessen er zum voraus genoß. Denn nachdem er seine Angriffskolonnen hatte abmarschiren

---

*) Cuvillier-Fleury: Portraits pol. et révol. 2 édit. Paris 1852. I, 22. Diese „Portraits“ sind freilich, sofern es solche von Gegnern des Hofes sind, nur boshafte Karikaturen ohne allen historischen Werth.

lassen, setzte er sich hin und schrieb an Thiers: „Schon lange habe ich vorhergesehen, mein Freund, daß wir zwei berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entschluß ist gefasst: ich habe meine Schiffe verbrannt. Sobald ich die Emeute besiegt haben werde — und ich werde sie besiegen, denn die Lässigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterstützung von dieser Seite sollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminister in das von Ihnen gebildete neue Ministerium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unübersteigliches Hinderniß ausmacht" .... Eine geradezu ins Komische fallende Probe menschlicher Selbsttäuschung fürwahr! Längstens zwei Stunden nach Niederschreibung dieser Zeilen war die „Emeute" entschieden obenauf und in vollem Vorschritte zum Siegesziel begriffen. Zu dieser Stunde geschah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris stets für ein bedeutsames gegolten hat. Die Zöglinge der polytechnischen Schule erklärten dem Chef-General der Anstalt, daß sie sich an dem Aufstande betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, nahmen ihre Waffen und eilten scharenweise nach den verschiedenen Kampfstellen, um sich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher gingen. Schon befanden sich wichtige strategische Punkte, wie die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kasernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes; andere waren dicht von demselben eingeengt. Mehr und mehr sahen sich die operirenden Truppenkörper von einander abgeschnitten und, ermattet, hungrig und kampfunlustig, wie sie waren, immer hilfloser in das ungeheure Straßennetz verstrickt, dessen Maschenknoten Barrikaden.

5.

Unterdessen hatte Herr Thiers sich gehörig abgezappelt, um mittels Findung von Ministern das Verhängniß abzuwenden. Es

ist ja, wie Wissenden wohlbekannt, eine der Hauptziffern im Hexeneinmaleins des Konstitutionalismus, mittels eines gelegentlichen Wechsels der Personen den genasführten Völkern die Phantasmagorie eines Wechsels der Sachen vorzugaukeln.

Der kleine Nothhelfer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer um sich zu versammeln und diese Herren — Barrot, Remusat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Tocqueville, Cousin, Lasteyrie, Maleville — wie auch den General Lamoricière in erster oder zweiter Linie zur Annahme von Ministerposten zu bestimmen. Man wollte noch drei andere parlamentarische Größen, die Herren Passy, Dufaure und Billault beiziehen; allein alle drei lehnten ab. Gerade waren die Herren Ministerschaftskandidaten übereingekommen, zwischen 7 und 8 Uhr in das Schloß sich zu begeben, als Monsieur de Reims, der Sekretär von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundschaft ausgewesen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Ministeriums Thiers-Barrot auf das Redaktionsbureau des „National" gebracht. „Das genügt nicht", hatte ihm der Chefredakteur Marrast zur Antwort gegeben; „wir müssen die Abdankung des Königs haben und zwar *vor* Mittag! *Nach* Mittag würde es zu spät sein" . . . *Zu spät!* Das schmächtige Wort hat sich in jenen Stunden und Tagen recht breit gemacht. Man hat es in allen Sprachen wiederholt und gescheide und dumme Leute haben mehr oder weniger langweilige Predigten darüber gehalten. Die alte und immer neue Geschichte ist diese, daß es für das Glück der Völker überall und allzeit entweder zu früh oder aber zu spät ist. Für die ewig betrogenen und betrogenseinwollenden kommt nie etwas zur rechten Zeit ... Die um Thiers versammelten Matadore des Liberalismus glaubten jedoch keineswegs an das marrastische „Zu spät". Duvergier de Hauranne spottlächelte: „Parbleu, Citoyen Marrast predigt für *seine* Heilige". Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher natürlich Beifall fand.

Freilich, auf ihrem Wege nach den Tuilerien hatten die Herren dann doch sattsame Gelegenheit, zu bemerken, der Aufstand habe eine solche Gestalt angenommen, daß demselben mit den ordinären konstitutionellen Taschenspielergriffen nur noch sehr schwer würde beizukommen sein. Namentlich Odilon Barrot war durch das, was alles er unterwegs gesehen und gehört, so stutzig geworden, daß er, mit seinen Begleitern am Gitter des Schloßhofes angelangt, stehen blieb und erklärte: „Ich gehe nicht weiter. Die Ernennung des Marschalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Katastrophe wahrscheinlich; ich ziehe mich zurück". Worauf Thiers, als schriebe er an einem Kapitel seiner napoleonischen Mythologie: „Dürfen wir dem Könige seinen Degen aus der Hand schlagen? Sollen wir einen Marschall von Frankreich vom Pferde steigen heißen?" Die Elektrisirmaschine der Phrase wirkt immer auf den Franzosen: Barrot gab nach.

Im Palasthofe traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpensieur entgegen, beide sehr bewegt, besonders der jüngere Prinz. „Es ist trostlos — klagte er — denn alle Mittel erweisen sich als unwirksam. Die Lage der Truppen ist furchtbar. Sie versinken im Koth und es fehlt ihnen an Schießbedarf." Man erfuhr, der König schliefe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Ministerkandidaten zu empfangen, ging Herr Thiers mit dem Duc de Nemours nach dem Generalstabslokal. Er fand daselbst den Marschall schon bei weitem nicht mehr so zuversichtlich wie wenige Stunden zuvor. Bugeaud beschwerte sich bitter über die unzureichende Truppenzahl, wie auch über den Mangel an Munition und Proviant. Er war noch nicht zu Ende mit seinen Klagen, als ein angesehener Fabrikant, Herr Fauvelle, begleitet von dem Bürgerwehroffizier Kourpon, athemlos hereinstürzte, mühsam die Worte hervorwürgend: er komme von den Boulevards, wo er den General Bedeau und dessen Kolonne auf gleicher Höhe mit dem Gymnase angesichts einer ungeheuren festen Barrikade verlassen habe. Er fügte ohne Umstände hinzu, daß, falls der Kampf dort begänne, derselbe

ein sehr mörderischer sein würde und leicht ein Aeußerstes, d. h. den Umsturz des Thrones zur Folge haben könnte. „Monseigneur — wandte er sich dann an den Herzog von Nemours — vereinigen Sie sich mit mir, um den Befehl zum Rückzug der Truppen zu erwirken. Dulden Sie nicht, daß Blut den Namen Ihres Vaters und Ihren eigenen besudele. Noch ist nichts verloren; aber hat das Blutvergießen einmal begonnen, so wird nichts der Rache des Volkes eine Gränze setzen". Der Marschall, welcher schon den Mund geöffnet hatte, um den Sprecher auf gut wachtstübisch anzuschnauzen, unterließ es, als er die bedenklichen Mienen des Prinzen und des Herrn Thiers wahrnahm, und zog die beiden zu einer geflügelten Berathung in ein Nebenzimmer. Das Resultat dieser Berathung hieß Nachgeben. Bugeaud händigte dem Fabrikanten einen schriftlichen Befehl für den General Bedeau ein und dieser Befehl lautete: „Mein lieber General, meine Verfügungen haben eine Abänderung erfahren. Lassen Sie das Feuer überall einstellen und die Nationalgarde den Sicherheitsdienst übernehmen. Lassen Sie die Worte der Versöhnung vernehmen und ziehen Sie sich gegen den Karrouselplatz zurück" .... Es war 9 Uhr, als Bedeau diese Ordre empfing und sich über die Boulevards gegen den Konkordeplatz hin zurückzuziehen begann, weil er den Rückzug auf dem Wege, den er gekommen war, mit Recht für zu gefährlich hielt. Das Nachgeben von seiten der Gewalt hatte also begonnen*). Zu spät!

---

*) Man erzählt, ein Jahr später sei Bugeaud mit Fauvelle zusammengetroffen, habe den Fabrikanten erkannt und zu ihm gesagt: „Sie haben viel Unheil angerichtet. Ich hätte Sie, ohne Sie zu hören, von mir jagen, ich hätte, taub für das Geheul eurer Bourgeois und eurer Nationalgarde, die alle mitsammen für Narren gehalten wurden, meinen König in seinen Tuilerien vertheidigen und euch ohne Gnade niederkartätschen sollen. Louis Philipp säße noch auf seinem Thron und ihr würdet mich jetzt dafür zu den Wolken erheben. Aber was wollen Sie? Ich war verwirrt und verdummt durch einen Schwarm von Feiglingen und Höflingen, welche mich gerade so jammersälig gemacht hatten, wie sie selber waren."

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Kabinett des Königs eingeführt worden und der greise Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neubelebt, empfing sie mit der gewohnten Lebhaftigkeit seiner Manieren. Er ging auf Thiers zu und sagte: „Nun wohl, mein lieber Minister“ — „Sire, wir kommen, zu versuchen, ob wir uns mit Ihnen verständigen können; aber noch sind wir nicht Ihre Minister.“ — „Sie sollen es sofort sein. Was ist zu thun?“ — „Man weiß in Paris noch nicht offiziell, daß Sie uns berufen haben.“ Ueberrascht und beunruhigt, ließ Louis Philipp seinen Kabinettssekretär Fain rufen und dieser übergab dem Gebieter einen Brief vom Polizeipräfekten, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfektur blockirt und nicht ein einziger seiner Agenten im stande gewesen sei, die amtliche Bestätigung der Nachricht von der Berufung eines Ministeriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das ist ja trostlos!“ sagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberschaft Bugeauds die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit machte, wozu Thiers bemerkte, man müßte allerdings jeden weiteren Zusammenstoß zu vermeiden suchen; allein die Entfernung des Marschalls vom Oberkommando sei in diesem Augenblick unräthlich und deßhalb schlage er vor, dem Namen desselben einen populärern beizugesellen, etwa den des Generals Lamoricière. „Vortrefflich! — sagte Louis Philipp — aber nur Sie, mein lieber Thiers, können den Duc d'Isly diese Pille verschlucken machen.“ Und so sprechend verschwand er für etliche Minuten in ein anstoßendes Zimmer. Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflösung der Kammer“ — „Die Auflösung? Um keinen Preis! N i e m a l s!“ Und mit großen Schritten ging er in dem Kabinett auf und ab, um dann abermals in das anstoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte sich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Bestimmtheit erklärte hatte: „Die Auflösung der Kammer ist unbedingt nothwendig.“ Der König, durch die Seitenthüre wieder hereingetreten, sagte abermals mit äußerster Heftigkeit sein „Niemals! Niemals!“ her, was die libe-

ralen Matadore um so mehr reizte und erbitterte, als sie beim öffnen und wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in diesem das wohlbekannte Gesicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Louis Philipp suchte und befolgte also noch immer die Rathschläge seines abgedankten Ministers? Sollten sie, die Führer der parlamentarischen Opposition, etwa bloße Nothbehelfshampelmänner für den Augenblick sein?*)

Diese Frage und andere noch blieben einstweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor allem den Marschall die „Pille" hinunterschlucken zu machen. Die Matadore begaben sich zu diesem Ende nach dem Generalstabslokal, woselbst nach kurzer Verhandlung mit dem ganz handlich gewordenen Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Kommando der Nationalgarde übernehmen sollte, und ferner, daß der genannte General und Herr Barrot sich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirksamkeit ihrer Namen, sowie ihre Beredsamkeit zur Beschwichtigung der Gemüther aufbieten sollten. Dies abgemacht, eilten die Herren Thiers, Remusat und Duvergier, begleitet von dem Duc de Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem Könige die Zustimmung zu ihrem Ministerprogramm zu erlangen, zu erpressen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflösung der Kammer zu verweigern. Die Scenen von vorhin wiederholten sich und endlich ließ der Bürgerkönig die Herren rathlos stehen, indem er, ohne nachgegeben zu haben, in den Salon der Königin hinübertrat. „Sie sehen es, wir verlieren nur Zeit", sagte Thiers zu Nemours; „der König will die Auflösung der Kammer nicht, demzufolge sind wir nicht Minister und können nichts thun." Worauf der Prinz,

*) Guizot freilich hat bestimmt verneint (Mém. VIII, 593), daß er am 24. Februar vom Könige noch zu Rathe gezogen worden sei; allein er hat zugegeben, daß er um 8 Uhr Morgens noch einmal nach den Tuilerien gegangen sei, „pour prendre définitivement congé du roi." Er befand sich demnach zur Stunde, wo Louis Philipp mit Thiers, Barrot und ihren Freunden verhandelte, unzweifelhaft im Schlosse.

welcher sich an diesem Kehraustage vom Anfang bis zum Ende als ein verständiger und braver, obzwar nicht als ein bedeutender Mann erwiesen hat: — „Sie haben recht. Lassen Sie mich machen. Ich gehe zum König." Kaum war er weggegangen, als der vielberufene Journalist Emile de Girardin, einer der Hauptindustrieritter der pariser Presse, ohne Umstände hereingelaufen kam und an Thiers die eilfertigen Worte richtete: „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Man muß auf der Stelle das neue Ministerium, die Auflösung der Kammer u. s. w. proklamiren." — „Ich weiß es, aber wir können nichts erlangen." Endlich, nach einer Viertelstunde bänglicher Erwartung kam der Prinz zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflösung der Kammer und bevollmächtigt seine neuen Minister, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß sein Name darein gemischt wird." Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des gekrönten Reineke? Jedoch der Augenblick drängte zu sehr, als daß man sich um solche Fuchserei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligst diese Proklamation verfaßt: — „Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens. Bürger (citoyens) von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzustellen, ist gegeben. Wir haben vom Könige den Auftrag erhalten, ein neues Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelös't und an das Land appellirt. Der General Lamoricière ist zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne sind Minister. Freiheit, Ordnung, Reform! Barrot. Thiers."

Zu spät! Man hatte nicht einmal die Mittel zur Hand, diese Verkündigung rasch und massenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Presse und es mag in der bei dieser Gelegenheit von Emile de Girardin mit Emphase ausgestoßenen Phrase: „Aus Mangel einer Druckerpresse geht die Monarchie zu Grunde!" ein Zehntel Wahrheit gewesen sein. Freilich, nur ein Zehntel. Denn als es gelungen war, in den Druckereien der „Presse" und des „Konstitutionnel" eine Anzahl von Exemplaren der

Proklamation zu drucken und anschlagen zu lassen, wurden diese Plakate sofort heruntergerissen und durch andere ersetzt, deren lakonischer, von Flokon verfaßter und von Proudhon in der Druckerei der „Reform" gesetzter Inhalt lautete: „Louis Philipp läßt euch morden, wie seiner Zeit Karl der Zehnte that. Mag er hingehen, wohin Karl der Zehnte gegangen."

6.

Die Monarchie ging zu Grunde, ja. Schon bröckelte unaufhaltsam Stein nach Stein aus dem mit dem Mörtel donquixotischen Doktrinarismus gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Bemühungen Barrots und Lamoricière's, durch Geltendmachung ihres persönlichen Ansehens und durch die Nachdrucksamkeit ihrer Versicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum haltmachen auf ihrer Vorschrittsbahn zu bewegen, erwiesen sich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Ministerschaft nicht länger als eine Stunde währte, zunächst kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten sich vor ihnen und man ließ sie hindurch; allein von einer dieser Verschanzungen zur andern steigerte sich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die proletarischen Blusen, welche, gar nicht spärlich mit bürgerwehrlichen Bärenmützen vermischt, die erste Barrikade besetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!" Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!" Von der Brustwehr einer dritten scholl es schon: „Nieder mit Thiers!" und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!" Zwar ein „Vive la république!" wurde noch nicht laut; aber wenn auf dem Boulevard der Italiener die konstitutionelle Phraseologie Barrots noch ihre Wirkung that, so versagte diese weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Da stieg eine ungeheure Barrikade auf und von ihrer Brustwehr flatterte die rothe Fahne. Die Vertheidiger dieser Bastion gaben, als der liberale Schönschwätzer vortrat und zu

gestikuliren anhob, ihre Gesinnung und Stimmung sehr deutlich zu erkennen: — sie schlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob sich wie Meeresgebrause der wilde Ruf: „Weg mit den Abwieglern! Fort mit den Einschläferern! Wir wollen keinen Molé, keinen Thiers, keinen Barrot! Nieder mit Louis Philipp! Zu den Tuilerien! Auf, zu den Tuilerien!“

Die Friedensstiftung war fehlgeschlagen. Barrot sah sich von einer drohenden Volksmasse umflutet und mußte umkehren. In der Rue de la Paix angelangt, trat er müde und niedergedrückt in sein Haus, wo er eine Menge seiner Bekannten versammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagès, welcher zu ihm sagte: „Man muß rasch vorgehen, wenn uns die Ereignisse nicht überholen sollen. Heute sind Sie an der Reihe — (d. h. gewesen) — morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru Rollin“. Genau zu derselben Stunde that der letztgenannte im Konferenzsale des Palais Bourbon gegen eine Anzahl gutorleanistischer Deputirter die Aeußerung: „Messieurs, Sie haben keine Zeit zu verlieren. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentschaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proklamirt ist, wird das Volk hierherkommen, die Kammer sprengen und die Revolution zu einer ganzen machen.“

Also auch einer der vorragendsten Führer der republikanischen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot versammelte Kreis wollte aber von einem solchen „äußersten“ dermalen noch gar nichts wissen, und nachdem der Hausherr wieder etwas sich erholt hatte, machte er sich, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, auf, um sich im Ministerium des Innern zu installiren. Dem Reiz einer Ministerschaft vermögen Leute von der Sorte des Herrn Barrot, d. h. von der Sorte der „korrekten“ Liberalen, vermögen die „Staatsmänner“ der Mittelparteien unter keinen Umständen zu widerstehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Minister Louis Philipps zu sein, hat Herr Barrot, wie bekannt, möglichst sich beeilt, der Minister Bonaparte's zu werden.

„Wir können nichts thun“, hatte Thiers gejammert, so lange der König seine Zustimmung zum Programm des neuen Kabinettes verweigerte. Aber was konnten denn jetzt, nach erlangter Zustimmung, die neuen Minister thun und was thaten sie? Nichts. Ihre Namen und Personen dienten durchaus nur dazu, das Gewicht der allgemeinen Impotenz auf seiten der Regierung zu verstärken. Der Aufstand, ist nachmals gesagt worden, verdankte seinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greisen Königs; denn Bugeaud habe ja alles in Bereitschaft gehabt, die Insurrektion bis zum letzten Funken im Blute der Insurgenten zu ersticken. Dem aus der unbefangenen Anschauung der Sachlage entspringenden kühlen Urtheile vermag jedoch diese Behauptung nicht standzuhalten. Es ist wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung seiner Gewalt hing, war nur eine ohnmächtige Altersgrille; es fehlte derselben jedes thatkräftige wollen, jeder mannhafte Entschluß und der Greis war in ein klägliches schwanken, in ein mitleidswerthes tappen und tasten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem so ein äußerstes oder verzweifeltes abzuringen, wie z. B. das Bombardement der Hauptstadt von den Forts aus, nicht nur eine moralische, sondern auch eine physische Unmöglichkeit gewesen ist. Angenommen aber auch, der König wäre grausam genug gewesen — er war bekanntlich überhaupt nicht grausam, nie und nimmer — den „Schlächter von der Straße Transnonain“ sein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weitesten Umfange treiben zu lassen, die Lage der Sachen war schon s o, daß der Marschall wenig oder gar nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde, in ihrer überwiegenden Mehrzahl, wollte sich f ü r die Reform und die Linie wollte sich nicht g e g e n die Bürgerwehr schlagen. H i e r saß der Entscheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl vollends hatte die abgemüdeten, hungernden und verdrossenen Soldaten wie man zu sagen pflegt „demoralisirt“, d. h. ihren Widerwillen, als Mordmaschinen für das Julikönigthum sich gebrauchen zu lassen, gesteigert. Dazu kam, daß der martialische Marschall den lähmenden Einfluß seiner nicht „an-

geblichen", sondern sehr thatsächlichen Unpopularität an sich selber verspürte. Als er vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgestellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion mustern gegangen, hatten Offiziere und Mannschaften derselben den Gehorsam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marschall, die Nationalgarde will von Ihnen nichts wissen!" Gegen den Hochdruck einer solchen Thatsache vermochte selbst der gespannteste Soldatenhochmuth nicht aufzukommen.

Nein, nein, die rollenden Wogen der Flut waren nicht mehr zu beschwören oder aufzuhalten. Um $11^1/_2$ Uhr befand sich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit seinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Flusses ein wichtiger Punkt nach dem andern der vorschreitenden Insurrektion anheim, während da und dort eine Kompagnie von Soldaten kapitulirte, anderwärts ein ganzes Bataillon „die Gewehrkolben in die Höhe kehrte" und die Ueberreste der am Morgen von den Tuilerien ausgesandten Kolonnen mühsälig in die nächsten Umgebungen des Schlosses oder, wie von der Kolonne Bedeau's bereits gemeldet worden, nach dem Eintrachtsplatze hin sich zurückzogen. Nur an wenigen Stellen, am hartnäckigsten beim und im Chateau d'Eau, welcher außerordentlich feste Wachtposten den Zugang zum Palais Royal wie zum Louvre und den Tuilerien deckte, hielten noch Abtheilungen der Munizipalgarde das Gefecht aufrecht. Sonst wälzte sich der Blusenstrom mehr oder weniger rasch den zurückweichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf den Eintrachtsplatz, durch die Rue Rivoli und den rechten Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die beiden zuletztgenannten Gebäude, um das Schloß und den Kammerpalast her schürzten sich die Entwickelungsknoten des großen Drama's vom 24. Februar eng und enger. Bald wird die ausberstende Katastrophe dort den Königsthron umstürzen und hier

die Republik improvisiren oder wenigstens die bereits auf den Barrikaden improvisirte anerkennen.

Denn schon schwankte ja das Schiff des Louis-Philippismus so bedrohlich im brausenden Sturme, daß es den Ratten an der Zeit schien, nach Rattenart zu thun. Auch Monsieur Guizot hatte es so zwischen 9 und 10 Uhr rathsam gefunden, sein langwieriges Abschiednehmen zu beendigen, das Schloß zu verlassen und zu seinem Kollegen Duchatel sich zu begeben, wo es aber bald auch nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der sehr resoluten Madame Duchatel entflohen die beiden Minister dem heranbrandenden Volkszorn durch eine Hinterthüre des Gartens und fanden zuerst eine Zuflucht in der Rue Vanneau. In der folgenden Nacht rettete sich Guizot dann in ein mehr Sicherheit versprechendes Asyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet — (muß sich in dieser Verkleidung recht grazienhaft ausgenommen haben, der arme, steifleinene Magister Magistrorum!) — zu seiner Freundin Madame de Mirbel trippelte, von wo aus ihm dann die Flucht nach England unschwer gelang.

7.

Um 10 Uhr macht Aja Etikette eine letzte Anstrengung. Sie hat den Frühstückstisch für die königliche Familie in der Galerie der Diana regelrecht gedeckt und, gehorsam ihren Winken, finden die Majestäten, die Prinzen und Prinzessinnen zur gewohnten Stunde sich ein.

Louis Philipp ist sichtbar aufgeregt, aber weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzusitzen im Begriffe sei. Wähnt er sich doch einstweilen sicher und geborgen hinter dem Schilde der vermeintlichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot und bildet er sich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynastischen Opposition“ genommenes Ministerium eine unübersteigliche Schranke zwischen seinem Thron und der Empörung aufrichten. Der verblendete alte Mann!

War er nicht inmitten einer Revolution aufgewachsen und konnte, sollte, mußte er nicht gelernt haben, wie rasch Revolutionen marschiren? Doch, ach, die Menschen wollten und wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, sondern nur Dummheiten, und wie sollte die altjungfersäuerliche, herbäugige, bitterzungige Lehrschwester Erfahrung gegen die verführerisch geschminkte und geschmückte, honigsüß lispelnde Buhlschwester Illusion aufkommen können?

Eine Dritte jedoch, sie, „la vierge fougueuse, enfant de la Bastille“, wie Barbier sie genannt hat, sie zaudert nicht, ihr herannahen recht merkbar kundzuthun. In dem Augenblicke nämlich, wo der König seinen Platz an der Frühstückstafel einnimmt und seine Familie nach herkömmlicher Ordnung um den Tisch sich reihen will, schlägt der Widerhall rasch sich entladender Gewehrsalven über den Tuileriengarten herüber und an die Fenster. Es ist das Gekrache der Schüsse, womit eine vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Konkorde-Platz flutende Volksmasse von am Eingang zum letztgenannten Orte aufgestellten Munizipalgardisten empfangen wurde.

Wenige Sekunden darauf treten die Herren Remusat und Duvergier mit verstörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlaflosigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat sich etwas ernsthafteres ereignet?“ Die arme Nichte einer armen Tante, welche Tante in denselben Tuilerien einen 20. Juni und einen 10. August von 1792 hatte erleben müssen! In der Verblendung ihrer absolutistischen Neigungen hatte die Frau Louis Philipps alles, was diese Tage her in Paris geschehen war, nicht für etwas „ernsthaftes“ angesehen, sondern nur für eine künstlich zu einem Skandal aufgeblasene Intrike der Herren Thiers, Barrot und Konsorten. In höfischen Kreisen ist es nun einmal so herkömmlich, den ganzen Proceß der Weltgeschichte nur als eine Aufeinanderfolge von Intriken sich vorzustellen. Diese Leute messen die Größe der Welt mit dem Maßstab der eigenen Kleinheit.

Duvergier gibt auf die Frage der Königin keine Antwort und Remusat eine ausweichende; zugleich winken sie mit den Augen den Herzögen Nemours und Montpensier. Die Prinzen stehen auf und gehen mit den beiden Herren in den anstoßenden Salon. Auch der König erhebt sich und folgt ihnen. In dem Salon findet man Herrn Thiers vor, im Gespräche mit dem Hauptmann Laubespin vom Generalstabe begriffen. Der Offizier legt die ganze Wahrheit der Sachlage dar, von welcher er sich so eben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk, so fasst er die Summe seiner Nachweise zusammen, sei im Begriffe, des Stadthauses sich zu bemächtigen und werde voraussichtlich bald auch des Palais Royal und des Eintrachtsplatzes Meister sein. Das sind Thatsachen von größter Bedrohlichkeit. Man darf angesichts derselben nicht zögern, das für die Sicherung der königlichen Familie nöthige und zweckdienliche vorzukehren. Dem Könige selbst drängt sich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen in Bereitschaft zu setzen. Aber da kommt ein Adjutant Bedeau's mit der Meldung von seiten dieses Generals, daß derselbe auf seinem Rückzuge glücklich den Eintrachtsplatz erreicht hätte und daß dieser, sowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung besetzt gehalten würden.

Daraufhin erscheint die Fluchtfrage nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er seine Unruhe verbergen. „Was ist Ihre Meinung?“ fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer sein möchte und es trotz alles reckens und streckens doch nicht dazu bringt, zieht seine Uhr und sagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir sammt und sonders weggeschwemmt sein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Herr wäre“ .... „Was würden Sie thun?“ — „Das anschwellen der Bewegung seit heute früh hat alle Voraussicht zu schanden gemacht. Mit den wenigen Streitkräften, die wir zur Hand haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern packen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Herr wäre, würde ich mich nach Saint-Kloud zurückziehen, daselbst 50—60,000 Mann Truppen

um mich sammeln und nach drei Tagen an der Spitze dieser Streitmacht wieder in Paris einrücken" .... Das Orakel hat gesprochen; leider aber war sein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor 17 Jahren und 7 Monaten ein gewisser Marmont nach einem dreitägigen Straßenkampf mit seinen ermüdeten Truppen nach Saint-Kloud sich zurückgezogen? Hatte nicht ein sicherer Karl der Zehnte im genannten Schlosse gegen die Revolution sich behaupten wollen und gehofft, binnen etlichen Tagen triumphirend in seine rebellische Hauptstadt wieder einziehen zu können? Nichts neues unter der Sonne! Die arme, sich heiser sprechende Lehrerin Geschichte lehrt nur, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich thöricht und verstockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren und sind und folglich auch sein werden .... „Sie könnten rechthaben", sagt der König zum bebrillten Orakel. Dann geht er in den Speisesal zurück, bespricht sich mit seiner Frau und beschließt — nichts. Herr Thiers seinerseits eilt zu seinem Freunde Bugeaud, welcher — soweit ist seine Zuversicht herunter — den Plan des Orakels billigt und ein Bataillon Truppen, sowie etliche Reiterschwadronen in den Tuileriengarten sendet, damit sie den Abzug der königlichen Familie deckten.

In der Galerie der Diana verblasste jetzo — es war 11 Uhr — eine nackensteife und grandezzahafte Aja Etikette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar nichts. Denn siehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuarisches Abbild im Innern des Palastes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie selbst ein immer zwang- und formloseres kommen und gehen, ein buntes durcheinanderschwatzen, ein geräuschvolles Wirrsal von Botschaften und Rathschlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weise hielt, zu helfen wußte keiner. Wenn man alle die anwesenden „Säulen" des Orleanismus, die Herren Thiers, Remusat, Duvergier, Broglie, Piskatory, Lasteyrie, Kousin, Quinette, Beaumont und noch ein ganzes Schock anderer sammt und sonders auf den Kopf gestellt hätte, es

würde aus keiner dieser Säulen ein rettendes Wort, geschweige eine rettende That herausgefallen sein. Bei der leidenschaftlich bewegten Königin fand der nicht so fast verwegene als vielmehr verrückte Plan, die Tuilerien zu einer bis auf die letzte Patrone und bis auf den letzten Mann zu vertheidigenden Festung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire — sprach sie ihren Gemahl an — ziehen Sie Ihre Uniform an, steigen Sie zu Pferde, elektrisiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und sterben Sie, so es sein muß, für Ihre Ehre und für Ihren Thron!“

Der arme alte Mann, dessen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in völlige Willenlosigkeit umgeschlagen war, that, wie ihm gesagt worden. Er zog seine Generalsuniform der Nationalgarde an, ließ sich das große Band der Ehrenlegion überhängen, ließ sich in den Hof hinunterführen und dort auf ein prächtig aufgezäumtes Pferd setzen, um die auf dem Karrouselplatz aufgestellten Streitkräfte zu „elektrisiren“. Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linientruppen inne mit 16 Stücken Geschütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Louvrehof abgränzte, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarschirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. standen, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengesetzten Seite in Schlachtordnung. Seine beiden Söhne, der Marschall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhière, Delarue, Herr von Montalivet und verschiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remusat zu Fuße dem Könige. Aus den geöffneten Fenstern des Erdgeschosses der Tuilerien sah die Königin mit ihrer Tochter Klementine, mit ihren Schwiegertöchtern, den Herzoginnen von Orleans, Nemours und Montpensier, und mit ihren Enkelkindern der Musterung zu und wartete auf die „Elektrisirung“ der Truppen. Aber, ach, die schlaffen und bekümmerten Züge des langsam vorreitenden Königs waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzusprechen als irgendwie und irgendwen zu elektrisiren. Er traf zuerst auf das

Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion und das empfing ihn nicht mit einem „Vive le roi!“ sondern mit einem „Vive la réforme!“ Louis Philipp ritt zu dem Kommandanten heran und sagte zu ihm: „Sie mögen Ihren Leuten die Versicherung geben, daß sie die Reform haben werden. Ich würde dieselbe schon früher bewilligt haben, so ich gewußt hätte, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denselben Reformruf und erhielt dieselbe Antwort. Als sich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm der noch deutlichere Empfang: — „Hoch die Reform und nieder die Minister!“ Louis Philipp wollte sprechen, aber Geschrei erstickte seine Stimme. Die Offiziere des Bataillons schwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre und beide vereinigten sich zu dem tumultuarischen und entschieden feindseligen Ruf: „Nieder mit dem System!“

Das Schwergewicht dieser Demonstration fiel wahrhaft erdrückend auf den König. Was, seine getreuen „Epiciers“ verließen ihn? Wie, der „Bourgeois“ machte gemeinsame Sache mit der Emeute? Noch acht Tage zuvor hatte Louis Philipp zu einem seiner Vertrautesten, welcher ihn vor der bedenklichen Stimmung der pariser Bürgerwehr warnte, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit gesagt: „Mein Lieber, Sie werden es binnen acht Tagen bitter bereuen, also über die Nationalgarde gesprochen zu haben. Die ist unter allen Umständen für mich! Glauben Sie mir, die Bürger von Paris werden vonwegen eines Banketts den Thron nicht verstümmeln.“ Und jetzt? Was der König so eben hatte sehen und hören müssen, erschien ihm als ein gegen die Existenz des Julikönigthums gefälltes Verdikt. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen lenkte er sein Pferd um, ritt zurück und beim Eingange zum Pavillon der Flora absteigend sagte er aufseufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich sehe es wohl! Es gilt mir! Alles ist zu Ende!“

8.

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, rasch und immer rascher. Das schlurfen des Schicksalsschrittes in den Tuilerien war jetzt zum dröhnen geworden und rießengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend fragenden Blicken der Palastbewohner sich auf. Schon zeigte das Schloß ein wirrsäliges Bild der Bestürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren standen offen, Schildwachen und Portiers verwehrten nicht den Eintritt von Theilnehmenden und Neugierigen. Generale, Offiziere, Staats- und Palastbeamte, Deputirte, Journalisten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen bunt durcheinander. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft der Gemächer, wo die königliche Familie zur Stunde sich aufhielt, waltete noch einiger Respekt und Anstand. Bald jedoch schwemmte die steigende Flut auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majestät des Throns um sich her gezogen hatte, und nach diesen Schranken den Throninhaber und nach diesem den Thron selbst.

Denn allbereits war, was jetzo im Schlosse sich abspielte, nicht mehr nur die schmerzliche Agonie eines Königs, sondern vielmehr schon die des Königthums. Noch eine ganz kurze Weile und nicht mehr handelte es sich darum, irgendwelchen Widerstand gegen die Emeute zu versuchen, sondern nur darum, dem Griffe der siegenden und, wie man wähnte, rachedurstigen Revolution zu entfliehen.

Hatten doch derweil die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Vorschritte, welche der Aufstand den Vormittag über gemacht, die Entscheidungskarte ausgespielt und schüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verständigten sich die beiden republikanischen Fraktionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National" (später die „honetten" oder „blauen" Republikaner genannt) und die Social-Demokraten von der „Reform" (nachmals die „Rothen" geheißen). Die Häuptlinge der letzteren waren auf dem Redaktionsbureau ihres genannten Organs beisammen. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute

vom National. Man wurde rasch einig und schlüssig, den mit Bestimmtheit zu erwartenden vollständigen Volkssieg entschlossen zu benutzen, die siegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geschehen war, durch eine Handvoll Intrikanten „eskamotiren" zu lassen und sofort die Mitgliederliste einer provisorischen Regierung aufzusetzen. So that man und kam auf folgende Namen überein: Dupont (de l'Eure), Arago (François), Ledru-Rollin, Marie, Marrast, Kremieux, Flokon, Garnier-Pagès, Lamartine, Blanc. Der letztgenannte, Louis Blanc, setzte, dem stürmischen Verlangen der Volksmassen nachgebend, welchen er die Liste vorlas, noch den Namen des „Arbeiters" Albert auf dieselbe und erlangte hierzu, wie er glaubhaft behauptet, die Zustimmung der Bourgeois-Republikaner vom National*). Albert war ein Mechaniker, ein kreuzbraver Mensch und tapferer Barrikadenmann, sonst aber mittelmäßig ganz und gar. Daß ein ehrlicher und verständiger, wenn auch nur mittelmäßiger Arbeiter in einer Regierung immer noch viel besser an seinem Platze ist als ein einfältiger Junker, ein unwissender Pfaffe, ein eitler Professor, ein ränkesüchtiger Advokat oder ein herzloser Kouponsschneider, untersteht keiner Frage. Allein trotzdem war die Aufnahme des „Arbeiters" Albert unter die Mitglieder der provisorischen Regierung ein arger Mißgriff, weil sie zu unendlicher Begriffeverwirrung Veranlassung gegeben hat. In diesem Mißgriffe lag der Keim zu jener lächerlich-einseitigen Ueberschätzung, ja Alleinschätzung der Handarbeit, welche zur niederträchtigsten Volksschmeichelei führte, lag der Anstoß zu jenem widerlichen Kultus des Gnotenthums, welcher der Bewegung von 1848 so sehr geschadet hat. Im übrigen hatten sich die vom National und die von der Reform nicht ohne geheime Vorbehalte mitsammen verständigt. Soviel wenigstens ist gewiß und durch die Geständnisse der „Blauen" festgestellt, daß diese vor

*) „J'écrivis avec émotion le nom d'Albert, et, courant aux bureaux du National, je le fis ajouter sur la liste." Révélations historiques, I, 76.

dem Experiment, die Republik zu proklamiren, zurückschraken und bereit waren, mit der Abdankung Louis Philipps und der Regentschaft der Herzogin von Orleans sich zu begnügen. Leider seien ihnen, erklärten sie später, die aufrichtigen und ehrlichen Republikaner um eine Stunde zuvorgekommen. Vorderhand jedoch, d. h. so lange der Kampf noch währte, war oder schien man einig. Die vereinbarte Liste wurde rasch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie verbreitete sich telegraphengeschwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenster zu Fenster, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Blusen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“

Dies die wirkliche und wahrhafte, aus einem dicken Bündel unabsichtlicher und absichtlicher Lügen herausgewickelte Genesis des Gedankens einer provisorischen Regierung und damit auch die Genesis der französischen Republik von 1848. Herr Alphonse de Lamartine, welcher mit François de Chateaubriand nicht erfolglos um die Palme der Eitelkeit stritt, hat nachmals in seinem Selbstverherrlichungsroman, welchen er „Geschichte der Februarrevolution“ betitelte, sich selbst und anderen einzubilden gesucht, die Republik sei am 24. Februar wie eine mit Zuckerwasserlyrik großgesäugte Pallas Athene seinem Dichterschädel entsprungen. Vanitas vanitatum! Warum aber ist der glückliche Konkurrent des Verfassers der „Mémoires d'outre tombe“ auf die Liste der Mitglieder einer republikanischen Regierung gesetzt worden, er, welcher, so er überhaupt in der Politik etwas war, eigentlich ein Legitimist und eigentlichst ein chamäleontisch schillernder Phantast gewesen ist, — warum? Darum, weil man auch einen „Bruder Redner“ haben wollte oder mußte, einen Deklamator „für alles“, eine allzeit geladene Tiradenspritze. Als solche that er vortreffliche Dienste. Er rednerte so schön, daß er selber an sein Gerede glaubte. Als er dann sich ausgerednert, als er die letzte seiner unzähligen Rauschgoldphrasen verausgabt hätte, da warf ihn das dankbare Vaterland beiseite, gerade wie ein Kind eine Knallblase wegwirft, welche ein Loch gekriegt hat. Noch mehr, das dankbare Vater-

land ließ ihn sogar die Schmach hinunterwürgen, daß der Proklamator der Republik in seinen alten Tagen von ihrem Mörder ein Almosen annehmen mußte.

9.

Es ist nahezu Mittag. Louis Philipp sitzt oder liegt am Fenster seines Kabinetts in einem Lehnstuhl, umgeben von den Herren Thiers, Remusat, Duvergier, Beaumont, Lasteyrie und anderen. Der Herzog von Montpensier führt Herrn Kremieux ein, Deputirter der Linken, welcher zur Stunde noch nicht weiß, daß er auf der republikanischen Liste einer provisorischen Regierung steht, und sein Scherflein zur Rettung der Julimonarchie beisteuern will. „Noch ist — sagte er — nichts oder wenigstens nicht alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflösung und einem aus der Linken genommenen Ministerium sich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Ministerium angeht, sie flößt, ich sage es mit Bedauern, dem Volke einen unbesieglichen Argwohn ein.“

Der kleine Nothhelfer, sicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinausschlüpfen zu können, wendet sich sofort an den König: — „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten.“ — „Aber wen schlagen Sie mir denn zum Premierminister vor, Herr Kremieux?“ — „Barrot, welcher ermächtigt sein muß, aus den Reihen der vorgeschrittensten Opposition seine Kollegen zu wählen.“ — „Wohl, man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige.“ — „Will der König mir noch eine weitere Bemerkung gestatten?“ — „Sprechen Sie!“ — „Sire, wer Ihnen rieth, dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl zu geben, rieth Ihnen schlimmstes.“ — „Wen würden Sie denn an Bugeauds Stelle setzen?“ — „Den Marschall Gérard.“ — „Es sei.“ — Kremieux geht hinaus, um diese neuen, von der Gestaltung

der Dinge schon weit überholten Zugeständnisse bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, von einer sarkastischen Laune flüchtig angeflogen, an den kleinen Ex-Nothhelfer die Worte: „Ei, sieh' da, mein lieber Thiers, so wären Sie also nicht weniger unpopulär als ich!"

Herr Fain schreibt die Ordonnanz, der General Trezel, das einzige Mitglied des Ministeriums Guizot, welches noch bis jetzt in den Tuilerien ausgehalten hat, macht sich bereit, seine Gegenzeichnung zu geben, und schon hat der König die Feder in der Hand, um seinerseits zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrsalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo der Kampf um das Chateau d'Eau wiederum scharf sich entsponnen hat. In demselben Augenblick tritt in höchster Eile und Aufregung Emile de Girardin in das Kabinett, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was gibt es, Monsieur de Girardin?" fragt Louis Philipp. „Das, Sire, daß man Eure Majestät eine kostbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man der Insurrektion, welche bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, sei es, daß man zu den größten Opfern sich herbeilassen will, jedenfalls sind die Minuten gleich Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben." — „Aber was thun?" — „Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunsten einer Regentschaft der Herzogin von Orleans. Hier ist die fertige Proklamation, welche ich, um Zeit zu sparen, sofort drucken ließ. Sie lautet: „„Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie.""

Soweit also war es mit dem „Salomon des Juste-Milieu", soweit mit dem Juste-Milieu selbst gekommen, welches alle die Zinkenisten des konstitutionellen Schwindels mit Trompeten und Pauken gepriesen hatten von Dan bis Berseba? Ja, soweit war es damit gekommen, daß der nächste beste Zeitungsschreiber, daß ein Emile de Girardin, welcher im besten Falle nichts besseres war als ein publizistischer Seilgaukler, Simsenläufer und Eiertanzkünstler, zum Quasi-

Diktator sich aufwerfen und mittels eines bedruckten Papierfetzens über das Schicksal von Frankreich verfügen konnte.

„Wenn es so steht, Sire — sagt der Duc de Montpensier, ein Prinz vom ordinärsten Prinzenschlag und seinen Brüdern in keiner Weise gleichzustellen — wenn es so steht, Sire, so darf kein Zaudern stattfinden. Danken Sie ab!"

Ob vielleicht diese plumpe Unkindlichkeit den greisen König, der ja ein Kenner der Geschichte war, daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. November von 1688 erfuhr, seine Tochter Anna sei ins Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlassen mich!" ausgestoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann sagte nur mechanisch, wie ein schon halb Versunkener, der sich von der Strömung mit fortreißen läßt („comme un homme à demi noyé se laisse emporter par le courant qui l'entraîne"): „Ich bin allzeit ein friedliebender Fürst gewesen . . . Ich danke ab."

Kaum ist das Wort heraus, so drängen mehrere der Anwesenden in ihrer Angst, die Tuilerien könnten abermals einen 10. August erleben, Herrn de Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilt hinaus, hinunter, gegen das Palais Royal hinüber; aber seine Botschaft verhallt ungehört und wirkungslos in dem um das Chateau d'Eau her tobenden Kampfgewühl und er sieht sich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hat der Duc de Nemours das königliche Kabinett verlassen und ist in den Palasthof hinabgestiegen, wo er den ihn umringenden Offizieren verkündet: „Messieurs, der König hat zu Gunsten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans ist Regentin."

Der General Lamoricière wirft sich auf ein Pferd, um diese Kunde weiter zu tragen. Der Bürgerwehroffizier Moriceau reitet mit ihm. Sie gelangen in die Straße Richelieu und bis zum Molière-Brunnen, wo eine Barrikade ihr weiteres Vordringen hemmt. Dort erblickt Moriceau den Citoyen Etienne Arago, spricht ihn an und nennt ihm den Namen des Generals. Dieser bringt

seine Neuigkeit vor. „Es ist zu spät!“ sagt Arago. „Zu spät?“ entgegnet Lamoricière ungläubig; „zu spät? Man bewilligt euch die Reform, man gibt euch die Regentschaft, was wollt ihr denn mehr?“ — „Die Republik!“ — „Bah, welche Narrheit!“ — „Ja, die Republik! Ihr seid auch gar nicht mehr im stande, sie zu verhindern. Das Volk ist Herr von Paris und es will keinen König, keine Prinzen und keine Dynastie mehr“ . . . Armer Idealpolitiker! Die Wahrheit ist, daß die Völker nach Königen hungern, nach Prinzen dürsten und der Dynastieen nie genug haben können. In Deutschland, hat ein kluger Mann gesagt, geht das sogar soweit, daß jeder richtige Deutsche eine eigene Dynastie ganz für sich allein haben möchte . . . Der ungläubige General — später ist er ein gläubiger im Superlativ, ein wahrhaftiger Glaubensgeneral geworden — wandte sich nach dem Palais-Royal-Platz, dort aber erhielt sein Pferd eine Kugel in den Leib und er selbst einen Bajonnettstich in den Arm. Seine Friedensbotenrolle war also zu Ende und er mußte froh sein, daß mitleidige Seelen ihn nach Hause schafften . . . .

Derweil ist drinnen im Schlosse Louis Philipp mühsam von seinem Lehnstuhl aufgestanden und hat die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzessinnen sich befinden. Aufgeregt und angstbeklommen kommen die Frauen heraus. „Ich danke ab“, sagt der Greis. Darauf die Königin ungestüm: „Nein, nicht abdanken! Lieber sterben!“

Der König läßt sich wieder in seinen Fauteuil am Fenster fallen und stützt die Hände lässig auf seine Kniee. Die Damen umringen ihn und diesen kleinen Kreis umgibt ein größerer, ein bunter Mischmasch von Offizieren, Deputirten, Journalisten, Hofherren und Hofdamen. In trübem Schweigen starrt diese Menge auf das klägliche Schauspiel. Die Königin allein bewahrt und offenbart ihren Muth oder doch so etwas. „Man will dir — sagt sie zu ihrem Gemahl — das Skepter entreißen und doch hat niemand als du die Kraft, es zu tragen.“ (Hierbei schleudert die Sprecherin einen Blick zorniger

Anklage auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es ist besser — fährt sie fort — muthig zu sterben als schmählich abzudanken. Steig' zu Pferde! Die Armee wird dir folgen." Dann kehrt sie sich gegen die Anwesenden und wirft ihnen die Worte ins Gesicht: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem solchen Augenblick verlassen kann. Ihr werdet es bereuen!" Helene von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und sagt schluchzend: „Sire, niemand ist darauf vorbereitet, mich als Regentin zu sehen, und ich noch weniger als irgendwer. Soll man überhaupt in einer solchen Krise auf die Schultern einer Frau eine solche Last legen, welche Ihnen zu schwer vorkommt?" Schwiegermutter und Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll von Zorn, Eifersucht und grünem Neid. Denn in diesem Gemälde menschlicher Erbärmlichkeit durfte auch solch ein specifisch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derselbe erschien: — es handelte sich dabei nicht allein um „ces puériles rivalités de femmes", sondern auch darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans schon seit langer Zeit beargwohnten und bezichtigten, sie stände mit Führern der Opposition in ehrgeizigen Beziehungen.

Etliche der anwesenden „Säulen des Systems" fühlen sich durch die Aneiferung der Königin doch getrieben, ihre Säulenhaftigkeit sehen zu lassen. „Danken Sie nicht ab, Sire — sagt Herr Piskatory — danken Sie nicht ab! Im Namen Ihrer Familie, im Namen aller Familien Frankreichs, thun Sie es nicht! Schlagen wir uns lieber heute als morgen, denn morgen werden wir die Republik haben." Die Königin fasst, wie außer sich, den Arm des Sprechers und sagt mit gedämpfter Stimme: „Nehmen Sie sich in acht! Es gibt Verräther hier." Und ihre Augen weisen auf die Herzogin von Orleans und auf Herrn Thiers. „Meinen Sie?" fragt das schwankende Rohr von altem Mann; „nun, ich habe ja meine Abdankung noch nicht unterzeichnet." „Danken Sie nicht ab, Sire, danken Sie nicht ab!" schluchzt Helene von Orleans. Aber, horch, das Geknatter von Gewehrsalven kommt offenbar näher und immer näher. Be-

stürzung malt sich auf dem Gesichte des Königs. Wie um ein Auge zu suchen, das ihm Muth einspräche, schaut er um sich. Allein die Menge blickt zu Boden und bleibt stumm; hatte sie doch einen vom Unglück Gezeichneten vor sich. „Ihr werdet es bereuen, Messieurs — ruft wieder die Königin — ihr fordert die Abdankung des besten der Könige!“ Darauf Herr Piskatory abermals: „Zum wenigsten sollte der König nicht abdanken, bevor die Emeute niedergeschlagen wäre.“ Und zum Duc de Montpensier gewendet setzt er hinzu: „Drunten im Schloßhofe stehen noch mehr als 3000 Mann Truppen schlagfertig. Stellen Sie sich an ihre Spitze, Prinz!“ Marie Amelie, welche in Wahrheit lieber als Königin sterben denn gedemüthigt leben will, blickt zustimmend und aufmunternd auf den Sohn. „Was rathen Sie, Monsieur Thiers?“ fragt Montpensier in sichtbarer Verlegenheit. „Ich? Ich habe hier keinen Rath mehr zu geben; ich bin nichts mehr“, erwidert der Kleine. Da beugt Herr Piskatory vor der Königin das Knie und küsst ihr die Hand mit den Worten: „Ah, Madame, Sie sind hier die einzige Person, die ich achte und verehre.“ Der König hört es und ermannt sich zu der Frage: „Ist es wohl möglich, die Tuilerien zu halten?“ „Ja“, antworten zwei oder drei Stimmen zögernd. „Nein!“ ruft eine ganze Menge ungestüm. Darauf Louis Philipp: „Maßen die Tuilerien unhaltbar, will ich kein nutzloses Blutvergießen. Ich danke ab.“

In diesem Augenblick erscheint der Marschall Gérard auf der Thürschwelle. Verzweiflungsvoll, händeringend eilt und ruft die Königin ihm entgegen: „Marschall, retten Sie, was noch zu retten ist! Steigen Sie zu Pferde!“ Der alte Krieger neigt sich gehorsam. Er soll dem Volke die Thronentsagung Louis Philipps verkündigen und das Gewicht dieser versöhnenden Bewilligung durch seine Persönlichkeit verstärken.

Zu spät! Alles und alles zu spät!

Man setzt den durch Alter, Krankheit und Kummer gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen auf das Pferd, welches vorhin

bei der vergeckten Musterung den König getragen hat, gibt ihm einen Buchsbaumzweig in die Hand und lässt ihn der herangrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er ist noch nicht über den Karrouselplatz hinausgelangt, als einem seiner Begleiter, dem Deputirten Lakrosse einfällt, es wäre doch wohl besser, wenn der Marschall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lakrosse eilt in das königliche Kabinett zurück und theilt seinen Einfall dem Herzog von Montpensier mit. Der Prinz legt ein Blatt Papier auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Schreibtisch und sagt zu seinem Vater: „Sire, Sie müssen Ihre Thronentsagung niederschreiben!"

Der König erhebt sich und geht langsam zu dem Schreibtisch, vor welchen sein Sohn einen Stuhl hinstellt. Da macht die Königin noch einen letzten Versuch der Gegenwehr, indem sie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausruf: „Schreiben Sie nicht, Sire, schreiben Sie nicht! Weichen Sie nicht einer Emeute! Man will Ihnen nur bange machen."

Der alte Mann hält inne, aber Montpensier zeigt mit einer Gebärde der Ungeduld auf das Blatt Papier.

„Nun wohl, da man es will" — sagt der König, setzt sich und beginnt langsam zu schreiben.

„Sire, beeilen Sie sich", sagt eine Stimme, man weiß nicht, wessen — „schon wird auf dem Karrouselplatz geschossen!"

Das ist dem alten Manne doch zu viel. Er sieht auf, forscht mit einem Blick der Entrüstung nach dem Sprecher und entgegnet: „Man wird mir wohl Zeit lassen. Komme, was da wolle, ich kann nicht schneller machen."

Und er schrieb in langsamen Zügen mit großen Buchstaben:

„Ich entsage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe lösen! (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelé à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris.

Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourd'hui.) Am 24. Febr. 1848. Louis Philipp."

Nachdem er diese Urkunde aufgesetzt und unterzeichnet hatte, las er sie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte: „Möge dein Enkel dir gleichen! Denn, Messieurs, der König ist doch ein redlicherer Mann als ihr alle". Und sie fügte dieser Beleidigung noch die Grollworte bei: „Ihr habt jetzt, was ihr gewollt; aber ihr werdet es bereuen!"

Der entkönigte Greis sagte: „Da ist meine Abdankung. Man bringe sie dem Marschall Gérard."

Ein Rest von Scham hielt alle Hände zurück. Endlich nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marschall nach.

Zu spät! Es ist, als hörte man an diesem 24. Februartage einen äschyleischen Eumenidenchor das schicksalsschwere Wort immer und immer wieder anstimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloser Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marschalls Gérard gelangte, sondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Mission des Marschalls selbst that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Chateau d'Eau, nach mörderischem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie ja das so hatte kommen müssen.

Und dennoch — es ist unbegreiflich, aber wahr — hegte man im Schlosse kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde ein sänftigendes Oel auf die Aufstandswogen träufeln würden. Auch die Regentschaft der Herzogin von Orleans galt für gesichert. Sie selbst freilich, verstört durch die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindselige Gebaren ihrer Schwägerinnen, rief weinend aus: „Großer Gott, welche Last! Ohne Stütze, ohne Beistand! Verlaßt mich nicht!"

10.

Um $12^1/_2$ Uhr ging Herr Thiers auf den Karrouselplatz hinunter, um seinem Freunde Bugeaud zu sagen, wie derweil die Dinge droben sich entwickelt hatten. Der eisenfresserische Soldat, welcher wenige Stunden vorher seinem kleinen Freunde geschrieben hatte, daß sie beide „berufen seien, mitsammen die Monarchie zu retten“, schrie fluchend: „Sacré nom de dieu, so ist also alles zum Teufel!“ Worauf der Kleine mit dem Nußknackerkopf: „Ja, man hat uns eben zu spät berufen.“

Der Duc de Nemours kam, dem Marschall das Kommando abzunehmen, was dieser mit widerwilligem brummen geschehen ließ. Die beiden Ex-Säulen der Julimonarchie, welche „zu spät berufen worden“, dieselbe zu retten, dachten nun darauf, sich selbst zu retten. Bugeaud übrigens ist martialisch genug, in seinem vollen Marschallsanzug langsam davonzureiten. Herr Thiers seinerseits schlängelt sich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Konkordebrücke ins Palais Bourbon hinüber, in dessen Räumen die Repräsentanten der Korruption — officiell heißen diese Herren die Vertreter des französischen Volkes — rathlos hin- und herwuseln. Selber rathlos und bis zur Besinnungslosigkeit bestürzt, geht der kleine Nichtnothhelfer durch einen der Säle. Korrupte umdrängen ihn da mit stürmischen Fragen. „Messieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut steigt, steigt, steigt!“ erwidert er stotternd und verschwindet, um nicht mehr gesehen zu werden, bevor die politische Temperatur wieder so ist, daß Ränkespinnen mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Schlupfwinkeln sich hervorwagen können.

Nachdem Nemours den Befehl an sich genommen, ordnete er an, daß die Truppen den Karrouselplatz räumten und in den Tuilerienhof sich zurückzogen. Dies geschehen, schlossen sich die Eisengitter des Palasthofes hinter den Soldaten. Unterdessen aber gab es ein großes Gestampfe und Gestaube in den Korridoren und auf den Treppen des Schlosses: — der Vollstrom der Rattenauswanderung

ergoß sich. Der jetzt mit Macht grassirende „Schlotter“ machte Herren in Uniformen und Hoffräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln scharenweise davongehen, Bestürzung auf den Gesichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angstruf: „Alles ist verloren!“

Demzufolge hatte sich die Menge auch im königlichen Kabinett und in den anstoßenden Salons beträchtlich gelichtet, als die Botschaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marschalls Gérard vollständig gescheitert und der General Lamoricière verwundet und vom Volke gefangen worden sei. In demselben Augenblicke Schüssegeknatter auf dem Karrouselplatz, wohin die Insurrektion bereits ihre Plänkler vorgesandt hatte. Diese sahen einen Zug königlicher Reisewagen, welche aus den Ställen der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen worden, schossen darauf, tödteten einen Vorreiter, sowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remisen.

Das Geknalle dieser Schüsse macht die Prinzessinnen Schreckensschreie ausstoßen. Louis Philipp selber fährt in höchster Unruhe aus seinem Lehnstuhl empor. Hereinstürzt, die Kleider in Unordnung und die Gesichtszüge in äußerster Fassungslosigkeit, Herr Kremieux: — „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien sein!“

Der alte Mann sagt kein Wort; aber er hastet sich, Ordensband und Degen abzuthun. Dann zieht er seine Uniform aus, schlüpft mit Hilfe der Königin in einen bürgerlichen Rock und ruft suchend und zappelnd: „Meine Uhr? Wo ist meine Uhr? Ah, ich hab' sie! Und mein Portefeuille? Da, nehmt mein Portefeuille! Und wo ist mein Schlüsselbund?“ Es war etwas wie Wahnsinn in dem Gebaren und Reden des Greises, aber nichts vom Wahnsinn eines Lear, obzwar er wie Lear im dritten Akt hätte sagen können:

. . . . „Hier steh' ich,
Ein armer, schwacher, alter, kranker Mann,
Den man verachtet" —

nein, nichts vom Wahnsinn eines Lear, wohl aber von dem eines Aktienschwindlers, über welchen der Bankerott jählings hereinbricht. In Wahrheit, das Ende des Louis-Philippismus entsprach mathematisch genau dem Anfang. Der ganze Verlauf von des Mannes hinaufschleichen zum Throne macht den Eindruck des fuchsig-gemeinen und ein würdeloseres herabfallen vom Thron als das seinige hat es kaum jemals gegeben. Daß die Februarrevolution eine „Revolution der Verachtung" gewesen, ist zwar ein durch häufige Wiederholung trivial gewordenes Wort; aber ein wahres ist und bleibt es doch . . . .

Die Prinzessinnen brechen in schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie starren mit ängstlicher Neugier auf das für sie unbegreifliche Schauspiel. Louis Philipp setzt hastig seinen Hut auf, bietet der Königin den Arm, sagt flüchtig zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben hier!" und gibt durch sein weggehen das Signal zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgen dem greisen Paare der Duc de Montpensier, welcher seine Frau, die Infantin Luisa Fernanda — geborene Muñoz, sagen die bösen Zungen — dem Schutze des Herrn de Lasteyrie übergibt, ferner die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern und der Prinz von Sachsen-Koburg mit der Prinzessin Klementine, seiner Frau. Mitgehen die Herren Kremieux, Ary Scheffer, Lasteyrie, Gourgaud, Roger und Lavalette. Etliche Hofdamen, Adjutanten, Palastbeamte und Diener schließen den Zug, welcher mittels eines engen und dunkeln Ganges aus dem Kabinette des Königs in die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge und von da in den Tuileriengarten gelangt. Dieser ist still und leer, aber von rechtsherüber rollt und grollt das Kampfgetöse. Herr von Montalivet, seinem Gebieter treuer als viele andere, hat an der Palastpforte zwei Schwadronen Kürassiere unter den Befehlen des Generals Regnauld Saint-Jean d'Angely bereitgehalten, die Flucht

des Entkrönten zu decken. Nationalgarden der 1. Legion schließen sich ebenfalls dem Fluchtzug an, welcher so rasch als der alte Mann, dessen dem völligen Bruche nahe physische und moralische Kraft nur durch die Seelenstärke seiner Frau nothdürftig aufrecht erhalten wird, zu gehen vermag, die große Avenue des Gartens entlang eilt, — ganz wie ein Leichenzug der Julimonarchie! Man sah von der Rue Rivoli aus denselben zwischen den Baumstämmen dahingleiten, leichenbitterlich schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipps die Trauer um die kurz zuvor gestorbene Prinzessin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Kremieux vorangehende Duc de Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!“ In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!“ rief Marie Amelie aus. Louis Philipp aber: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!“ Am Gitter der aus dem Garten nach dem Konkordeplatze führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und richtete an Montalivet die Frage: „Hat man die Gewissheit, mich sicher nach Saint-Kloud bringen zu können?“ „Ja, Sire.“ Der Entkrönte passirte das Gitter und betrat den Platz. Gesenkten Hauptes einherschreitend bemerkte er Blutspuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abscheu's. Der Eintrachtsplatz war aber nicht so still und leer wie der Tuileriengarten. In der Mitte standen dicht gedrängt die Truppen Bedeau's, welcher General in der peinlichsten Verlegenheit sich befand, da er seit Stunden ohne Befehle, ja ohne alle Benachrichtigung gelassen worden war. Eine zahllose Menge umwogte die Truppen. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch eine Schar Blusen, Gewehre in den Händen, die Gesichter vom Pulverrauch geschwärzt.

Der Fluchtzug stockte vor dem anfluten der Menge. Die Begleiter und Beschützer des entkrönten Flüchtlings wagten es nicht, Zwang anzuwenden, um einen Durchpaß zu eröffnen; die Peinlich-

keit des Augenblickes stieg. „Die Wagen! Nun, wo sind denn die Wagen?“ frug Louis Philipp ungeduldig. Neugierige drängten heran. Er schien nicht nur, er war erkannt. „Messieurs, Schonung, Gnade für den König!“ rief ein Kürassieroffizier. „Die soll er haben, wir sind keine Mörder; aber schnell auf und fort mit ihm!“ eine Antwort, welche das hundertfältige Echo fand: „Ja, schnell auf und fort mit ihm!“ Die Königin zog ihren Gemahl mit sich fort, dahin, wo am Fuße des Obelisk drei schlechte Einspänner von Miethwagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu reden, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren Altar gehabt.

Ein grausamer Schicksalshohn, fürwahr, daß der vom Throne gefallene Sohn von Philipp Orleans-Egalité gerade von dieser Stelle aus ins Exil geschleudert wurde. Von der Stelle aus, wo sein Vater am 6. November 1793 in weißer Weste, gelben Lederhosen und zeisiggrünem Frack auf besagtem „Altar“ erschienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Der alte Mann ist jedoch von der Angst der Gegenwart viel zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet den Schlag eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus! Steigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbstsucht des Alters und der Furcht seiner so lange und so vortrefflich gespielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philipp wirft sich hastig in den Wagen, die Königin folgt ihm, drei ihrer Enkelkinder haben den Vordersitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie pressen sich so gut es eben gehen will in die beiden andern Wagen; aber die Prinzessin Klementine und die Duchesse de Montpensier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Lasteyrie aus dem Gedränge und in ein sicheres Asyl gebracht. Die schöne Infantin ist eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüsant“ zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Lasteyrie, das sei doch auch mal eine

der Rede werthe Abwechselung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!“ schreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens, maßen der „König der Juden“ selbst in dieser äußersten Beklemmung seiner „Werthpapierche“ nicht vergisst. Herr Kremieux schiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfensteröffnung und, im Besitze seines Theuersten, ruft der Greis in höchster Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!“ Der Kutscher peitscht auf sein Pferd und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüssige Koth darob zusammenspritzt.

Also verschwand des Roi-Renard Majestät und Herrlichkeit. Im Julistaube war er gekommen, im Februarkoth ist er gegangen. Derbwahr sagt ein spanisches Sprichwort: „Aus solchem Staube wird solcher Dreck!“

11.

Helene d'Orleans hat aus der Stärke ihres Muttergefühls die Kraft geschöpft, in den Tuilerien zurückzubleiben. Die schmeichelnd-trügerische Hoffnung, es könnte ihr gelingen, die vom Haupte ihres Schwiegervaters gefallene Krone im Falle aufzufangen und auf den Kopf ihres ältesten Knaben zu setzen, hielt sie aufrecht und ließ sie Gefahren trotzen, deren ganzen Umfang sie schwerlich gekannt hat. Oder glaubte sie als Witwe des „populären“ Herzogs von Orleans, mit welchem die beste Stütze des Julikönigthums eingesargt worden war, überhaupt nicht ernstlich gefährdet zu sein? Ach, die Völker vergessen ihre Günstlinge noch schneller als die Fürsten.

Etliche wenige Mitglieder der Deputirtenkammer waren bei der Prinzessin im Schlosse zurückgeblieben, sowie auch etliche Mitglieder der Kammer der Pairs. Die letztere hat, zwischenhinein bemerkt, am 24. Februar die Rolle einer vollständigen, nicht mehr lächer-

lichen, sondern nur noch erbarmungswürdigen Nullität gespielt. Die Insurrektion hielt es gar nicht der Mühe werth, an das „Herrenhaus“ auch nur zu denken, weder während des Kampfes noch nach dem Siege. Diese ganze Mumiensammlung, worin bekanntlich alle seit 50 Jahren in Frankreich geschworenen politischen Meineide balsamirt waren, versank ohne Sang und Klang in den Strudel der Revolution; freilich nur, um später durch den Bonapartismus als „Senat“ wieder heraufgefischt zu werden. Die Herren Pairs waren auf 1 Uhr in ihr Sitzungslokal im Luxemburg zusammenberufen. Als sie sich zu versammeln begannen, trat der Herr Graf Beugnot mit bänglicher Hast in den Sal und rief seinen Mitpairs zu: „Die Deputirtenkammer ist im Begriffe, vom Volk erstürmt zu werden, und wir werden es auf der Stelle ebenfalls sein!“ Worauf der Graf de Saint-Priest spottlächelnd: „Mein lieber Kollege, Sie schmeicheln uns allzusehr.“ Diese Bezeugung von „ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ war das letzte Lebenszeichen, welches die Mumiensammlung von sich gegeben hat .....

Der Deputirte Lakrosse sagte nach der Flucht Philipps zu der Herzogin: „Madame, gehen Sie it ihren beiden Knaben sofort nach der Deputirtenkammer. Dort ist jetzt der Sitz der Autorität“. Die Herzogin nahm diesen Rath an und zog sich für eine kurze Weile in ihre Wohnung im Pavillon Marsan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, welche aber binnen kurzem eine Säule des Bonapartismus wurde — sie aufsuchte und sie in der Absicht, ihr Heil im Palais Bourbon zu versuchen, bestärkte. Er sprach noch, als der Adjutant Touchard hereinstürzte mit der geflügelten Meldung, der Herzog von Nemours ließe seine Schwägerin bitten, ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch denselben zu der Drehbrücke sich zu begeben. Es sei kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Prinzessin brach alsbald auf und machte sich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den ihr bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren gewesen, maßen inzwischen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen simpeln Leutnant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Karrouselplatz geräumt hatten, war derselbe sofort von Nationalgarden besetzt worden. Kaum war dies geschehen, als nach Bewältigung des Chateau d'Eau die siegreiche Volksmasse mit dem Donnerruf „Tuileries!“ über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach und alsbald schlugen die Flintenkugeln an die Nordseite des Schlosses. Der Herzog von Nemours, erkennend, daß jeder Versuch, den Palast zu vertheidigen, bloß ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang seiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge sich bereit zu halten. Derweil mühten Bärenmützen und Blusen in buntem Gemische sich ab, das Eisengitter, welches den Schloßhof gegen den Karrouselplatz absperrte, niederzubrechen, und befürchtend, diese Mühwaltung könnte die Wuth der Stürmenden steigern, wußte sich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli stoßenden Pavillon Eingang zu verschaffen und den Gouverneur des Palastes, Oberst Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüssel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Karrouselplatze führende Hofgitterthor aufzuschließen, und die Menge strömte in den Schloßhof. Der Duc de Nemours vernahm, im Vestibül des Pavillon de l'Horloge im Kreise seiner Offiziere stehend, das Herannahen des Volkes. „Was? Jetzt schon?“ rief er aus, gab rasche Befehle, die sämmtlichen noch im Schlosse vorhandenen Truppen durch die große Mittelpforte in den Garten eilen zu lassen, und stellte sich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat, wie bekannt, an diesem Tage seine Pflicht mit großer Hingebung und Selbstverleugnung bis zuletzt gethan; er und nur er war es, der am

24. Februar dem Namen Orleans Ehre machte. Retten freilich konnte er seines Hauses Sache nicht.

Derweil eilte Helene d'Orleans am Arme des Herrn Dupin den großen Mittelgang des Gartens hinab. An ihrer rechten Hand hielt sie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ein Diener ihr nach. Bei der Drehbrücke wurde sie von den Herren Havin und Biesta eingeholt, welche der im Ministerium des Innern eitel sich abmühende Odilon Barrot an die Prinzessin abgeordnet hatte mit dem dringlichen Rath, sie sollte trachten, mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Stadthause zu gelangen; denn dort, im Hauptquartier des siegreichen Aufstands, liege die Entscheidung. Dieser Rath war das gescheideste, das einzig gescheide, was Herr Barrot während der ganzen Krise gethan hat. Die Duchesse stand still, ungewiß, was zu thun, aber doch mit dem Instinkt einer Mutter fühlend, daß dieser Rath der bessere. Herr Biesta drang in sie, denselben zu befolgen. „Können Sie reiten?" frug er die Prinzessin. — „Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd besteigen zu können." — „Nun wohl, zaudern Sie keinen Augenblick! Kommen Sie ins Hotel de Ville und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König sein. Wenn nicht, ist Ihre Sache verloren." — „Das ist der Rath eines Narren — schrie Monsieur Dupin — ins Palais Bourbon müssen Sie gehen, Madame!" So ein echter und gerechter „liberaler" Philister, so ein Zungendrescher des Juste-Milieu (zu Deutsch der richtigen Mittelmäßigkeit) erblickt ja einen Narren in jedem, welcher weiter sieht, schärfer denkt und hochherziger fühlt als er.

Die Herzogin befolgte den Rath des „gewiegten" Staatsmanns, begab sich in die Deputirtenkammer und — nach einer Stunde voll Angst und Pein sollte sie daselbst ihre Regentschaft und ihres Sohnes Krone, sollte sie ihre Kinder und sich selbst vom Wirbelwinde der Revolution fortgefegt sehen wie Spreu.

12.

Während die übelberathene Prinzessin über den Konkordeplatz und die Eintrachtsbrücke nach dem Quai d'Orsai hinübereilt, beginnt der siegreiche Aufstand in den eroberten Tuilerien sein Triumphbakchanal zu feiern.

Nicht in Blut — die ruchlose Revolution überließ das der heiligen Reaktion, welche wenige Monate darauf ihre rothen Orgien in Scene setzte, wohl aber in Wein, den man aus den Kellern dessen heraufholte, welcher davon gegangen war, sein mit Werthpapieren vollgestopftes Portefeuille unter dem Arm und, wenn nicht sagend, doch wohl denkend: „Tout est perdu hors la caisse!"

Es ging lustig her in diesen vergoldeten Räumen, aus welchen Dame Etikette mit dem übrigen Hofgesinde entsetzt entflohen war. Zerschlagen, zerrissen und zertreten wurde manches und vieles, gestohlen nichts. „Mort aux voleurs!" Es ist aktenmäßig festgestellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieses Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Blusen im Palast aus- und eingingen, nichts von irgend nennenswerthem Werth abhanden kam, daß ein armer Teufel, welcher eine Kleinigkeit sich angeeignet hatte, von seinen Kameraden sofort erbarmungslos auf dem Hofe erschossen ward und daß herumliegende Kostbarkeiten im Werthe von mehr als 4 Millionen von Proletariern, welche vielleicht wenige Sous oder auch gar keinen in der Tasche hatten, gesammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz besonderer Rücksichtsnahme behandelte das siegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Lesepult der Prinzessin lag ein Buch, betitelt „De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions". Das aufgeschlagene Kapitel trug die Ueberschrift „Stabilité du gouvernement." O, Prediger Salomonis!

In für gesunde Menschenaugen widerlichem, aber echtfranzösisch-komödiantischem Nationalstile war es, daß eine Dirne sich erfrechte, die Rolle der Freiheitsgöttin zu improvisiren und als solche in der

großen Vorhalle des Palastes sich zu inthronisiren. Da saß sie, die rothe Mütze auf dem Kopfe, eine Pike in der Rechten, mit festgeschlossenen Lippen und unbewegten Augen mehrere Stunden lang und empfing die Grüße der Vorübergehenden.

Aber die gutmüthig-spasshafte Siegesfreude, welche anderwärts in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius eines Shakespeare oder eines Kaulbach zu einem Bilde zusammengefaßt, einen weltgeschichtlichen Karneval — es war ja gerade Karnevalszeit — darstellen, wie es einen zweiten kaum jemals gegeben hat. Ein Schwarm von Gamins hängt freudeläutend am Zugseil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Mittelpavillons pflanzen und ihre Kameraden auf der Plattform des Daches den Kankan tanzen. Im Garten, in den Höfen, in den Korridoren und Sälen krachen unzählige Jubelsalven; denn der noch vorhandene Rest von Patronen muß schlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipps einer über seine Bluse eine weiße Sammetweste des Cidevant-Roi angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuze von Diamanten darüber gehängt, um, also ausstaffirt, aus Leibeskräften und seelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Töne zum Fenster hinauszublasen. Dort steht eine andere Bluse, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangsalon des Herzogs von Montpensier, die Marseillaise herkrähend und auf einer aufgerafften prinzlichen Violine schrecklich dazu geigend, während Kameraden, mit anderen Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um den Musikanten her die Karmagnole springen. Im Bibliothekzimmer hat sich ein kleiner Bursch in das Studium eines Plans der Domäne Neuilly vertieft. „Was machst du da, Marquis?“ fragt ein vorübergehender Arbeiter. „Ich studire den Plan meines Grundbesitzes, Vicomte“, lautete die lachende Antwort. Dort kommt, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Arbeitern aus der Schloßkapelle und durch die große Galerie, ehrerbietig ein der Zerstörung entrissenes, wundervoll aus Elfenbein geschnitztes Krucifix geleitend,

unter dem unweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Bürger, Hüte ab! Grüßt den Zimmermann von Nazareth!“

Aber im Allerheiligsten, im Thronsal — verhülle dein Antlitz, o Köhlerglaube der Monarchie! — da wird die purpurne Thron-draperie in Fetzen gerissen und wird aus einem der Stücke eine Frei-heitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber im Tuileriengarten stehende Spartakus tragen soll. Der Bürgerwehrhauptmann Dunoyer schreibt mit Kreide auf das Gesimse des Thrones: „Das Volk von Paris an ganz Europa: — Frei-heit, Gleichheit, Bruderschaft!“ Ein Beifallssturm macht die Wände dröhnen und die Decke schüttern. Ein Proletarier springt auf den Thronsessel, wischt seine kothigen Schuhe an dem Sammet ab, schwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!“

Eine Stunde darauf, gegen 3 Uhr zu, ging ein phantastisch-bunter Faschingszug von etlichen Tausenden vom großen Vestibul des Palastes aus durch den Tuileriengarten nach dem Eintrachtsplatz und schwenkte von da auf die Boulevards ein. Vorauf ritten ein Polytechniker und ein Student auf prächtigen Pferden aus dem könig-lichen Marstall. Dann kam eine Reihe von Trommlern in Bürger-wehruniform. Hierauf ein Karren, auf welchem die Trümmer und Ueberreste der zerstörten Herrlichkeiten des Thronsals zusammen-gepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronsessels, welcher, von vier handfesten Blusen getragen, über den Köpfen der Schar ein-herschwebte. Hinterher eine fröhliche Menge, an den Enden ihrer Piken Purpurfetzen, Brokatstücke, Atlaslumpen, Hofuniformen und Livreen, auf den Spitzen ihrer Bajonnette Fleischstücke, Brotlaibe, Speckseiten und leere Flaschen tragend, Witze reißend, singend, johlend.

Das Ziel dieser absonderlichen Procession war der Bastilleplatz, an welchem so viele Traditionen der pariser Umwälzungen haften. Nachdem der Zug daselbst angelangt war, machte er Halt und bildete einen großen Kreis um die Julisäule her. Rasch wurde sodann am

Fuße derselben ein Holzstoß gethürmt. Darauf warf man die erwähnten fragmentarischen Herrlichkeiten und auf die Spitze der Pyramide stellte man den Thronstuhl. Jetzo ward unter Anstimmung eines beliebten Gassenhauers auf den „Roi des agioteurs“ der Holzstoß angezündet. Als die Flammen den Thron ergriffen, barst ein tausendstimmiges Gejauchze los und hochauf schlug die schwelgende Lohe.

II.

„Vive la république!“

1.

Heute, in der hochgelobten Aera der Realpolitik, hat man oft Mühe, zu glauben, zu was für märchenhaft-phantastischen Blüthen der demokratische Völkerfrühlingstraum von 1848 ausgeschlagen ist. In Wahrheit, die Hof-, Kirchen-, Kasernen- und Kanzleileute hatten gar nicht so unrecht, das Jahr ein „tolles“ zu nennen. Es sah wirklich toll genug aus, wie unsere alte

„Jungfer Europa war verlobt
Mit dem schönen Genusse
Der Freiheit und sie herzten sich
Und schwelgten im ersten Kusse —“

in dem bekannten Märzkusse, dessen Honig sich gar bald in Galle verwandelte. Aber während des Honigmonats da geschahen Wunder und Zeichen und zwar nicht allein am grünen Holze, sondern auch am dürren. Hat doch — um nur ein solches Zeichen namhaft zu machen — damals ein königlich preußischer geheimer Legationsrath, welcher zwar bei Lebzeiten niemals ohne sein Ordensband im Knopfloch ausging, aber nach seinem Tode in zehn oder mehr anständig dicken Tagebücherbänden demokratisches Feuer und revolutionäre Flammen schnob, zu der Weissagung sich verstiegen, die rothe Fahne werde der-

maleinst das Bundesbanner der „Vereinigten Freistaaten von Europa" sein.

Einstweilen ist soviel gewiß, daß am 24. Februar von 1848 Punkt 1 Uhr 5 Minuten nach Mittag die rothe Fahne auf der Kuppel des großen Pavillon der Tuilerien flatterte, als Triumphsignal einer siegreichen Revolution.

Während das pariser Volk, aus dem Kampfzorn in den Humor hinübergesprungen, in den Tuilerien als „lustige Person" ein heiteres Intermezzo im Drama des Tages agirte, wurden anderwärts die Kulissen für einen weiteren Akt zurechtgeschoben. Die Scene ist jetzt das Palais Bourbon, was man nicht ohne Verwunderung vernehmen könnte, so man nicht wüßte, daß der Autoritätsglauben gar wundersame Sprünge zu machen pflegt. Die Deputirtenkammer, eine verschwindend kleine Minderheit ausgenommen, nur aus so oder so Verkauften bestehend, war die Kloake der Verachtung, in welche die triumphirende Empörung voll Ekel hinunterspuckte, — und doch suchte man in dieser Kloake die Entscheidung. Nicht allein that dies der Royalismus, was ganz in der Ordnung; sondern auch der Republikanismus, was beweis't, daß er seiner Sache doch nicht eben sehr sicher gewesen ist. Ja, wer die menschlichen Dinge vom vielleicht einzig richtigen Standpunkt aus, d. h. vom Isolirberg ironischer Verachtung herab betrachtet, dem mag wohl ein mephistophelisch Lächeln die Lippen kräuseln, wenn er Monarchie und Republik so zu sagen einen keuchenden Wettlauf nach der Kloake anstellen sieht, in welcher alle die schändlichen Resultate der Lehren zusammenflossen, die der ordentliche Professor der konstitutionellen Korruptologie, Monsieur Guizot, so erfolgreich vorgetragen hatte.

Ein keuchender Wettlauf geschah dahin. Denn derweil die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Knaben und mit dünnem Gefolge den Tuileriengarten hinabeilt, um drüben im Palais Bourbon durch die „Volksrepräsentation Frankreichs" auf ihres älteren Sohnes Haupt die Königskrone und in ihrer eigenen Hand den Regentschaftsstab befestigen zu lassen, hat sich aus dem Redaktions-

bureau des „National“ eine Abordnung der Republikaner aufgemacht, Emanuel Arago an der Spitze, um der Deputirtenkammer die „Beschlüsse des Volkes“ kundzuthun, die provisorische Regierung der Republik inmitten der Korrupten des Königthums auszurufen und endlich sodann diese provisorische Regierung im Triumphe vom Palais Bourbon zum Stadthause zu führen. Diese Abordnung gelangte vor der Herzogin über die Eintrachtsbrücke und zur Deputirtenkammer. Sie hatte auf dem Eintrachtsplatze, wo noch immer die aus allen Waffengattungen bestehende Kolonne Bedeau's stand, eine kurze Begegnung. Der General erkannte nämlich den Citoyen Arago, kam auf ihn zu, beklagte sich, daß man ihn ganz ohne Befehle ließe, und bat, Arago möchte doch für ihn, Bedeau, bei Thiers oder Barrot oder bei sonst irgendwem Befehle einholen, — eine ganz lächerliche Bitte, die natürlich unbeachtet blieb. Der Ex-Retter der Monarchie, Thiers, welcher kurz zuvor ebenfalls über den Konkordeplatz gegangen sein mußte, hatte nicht entfernt daran gedacht, die Streitmacht Bedeau's ganz oder theilweise zum Schutze des Palais Bourbon zu verwenden. Ueberhaupt — so ganz war die Regierungsmaschine binnen wenigen Stunden zerfallen — dachte niemand daran, der Deputirtenkammer eine ausreichende militärische Deckung zu verschaffen. Daher die Leichtigkeit, womit dann die Revolution, ihre Volkswogen auf beiden Ufern der Seine heranrollend, schaumspritzend in das „Heiligthum“ der gesetzgebenden Macht eindrang, d. h. den ganzen parlamentarischen Schmutz und Stank, die schamlose Lüge von „Volksvertretung“ nieder- und wegschwemmte. Aber freilich, war es nicht ebenfalls Lüge und Heuchelei, wenn die Demokratie an diesem seit Jahren von ihr angespieenen Orte das Wort der Entscheidung zu suchen kam? Es sah ganz so aus, war jedoch nur der Zwang der geschichtlichen Logik, welche die Menschen antreibt, immer wieder zu versuchen, ob sich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Neue an das Alte anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Bestehenden darstellen ließe.

Also immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach,

nein! Das Wort ist vielmehr umzukehren; denn es ist ja nur ewig derselbe alte, tausendmal um- und wiedergegohrene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menschliche Kulturarbeit sich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menschheit, ist und bleibt ewig derselbe, sofern nicht — was sehr unwahrscheinlich — die Organisation des menschlichen Gehirns eines schönen Tages eine andere wird. Schon der älteste Buddhist hätte, so die Druckkunst erfunden gewesen wäre, sicherlich Bücher drucken lassen, wie sie zu unserer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmaismus, Mosaismus, Hellenismus, Christenthum, Islam, Päpstelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Despotie, Aristokratie, Demokratie, Socialismus, Antik, Romantisch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die sich ablösen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, jetzt so geformt, jetzt anders; jetzt roth, grün, blau, gelb, weiß u. s. w. angestrichen; jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuschneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter, einen frischen Anstrich eine neue Aera. Der Inhalt aber ist und bleibt der alte und — das halb schreckliche, halb lächerliche Räthsel „Mensch“ stets ungelös't . . . . .

Aber habt ihr, mehr oder weniger liebe Miträthsel, jemals das Urbild eines Menschen in tausend Aengsten gesehen? Wenn nicht, so sei euch dasselbe hiemit leibhaftig vorgestellt in der Person des Monsieur Sauzet, Präsidenten der Deputirtenkammer. Bekanntlich auch eine Säule des Louis-Philippismus und der Don-Guizoterie! Schade nur, daß diese Säule, wie alle ihre Mitsäulen thun, heute gar kläglich wankt und schwankt unter dem rauhen Anhauch des Februarsturms. Was thun? Was beginnen in diesem Trubel? Gerechter Himmel, diese Tagesordnung des 24. Februars stimmt ja ganz und gar nicht mit der unsrigen. „Um 3 Uhr öffentliche Sitzung: Fortsetzung der Debatte über das Privilegium der Bank von Bordeaux“ — lächerlich! Der ärmste aller Präsidenten, soweit es heute solche gibt

auf Erden, winselt bleich und verstörten Blickes im Palais umher und rudert sich dann mühsam durch den Sal der „Pas-perdus“ hindurch. Denn dieser ist vollgestopft mit Deputirten, Journalisten und Nationalgarden. Fragen und Antworten, Versicherungen und Bezweifelungen, Thatsachen und Mythen zischen und schwirren da bunt durcheinander, nur geeignet, einen armen Präsidenten vollends gänzlich zu stupifiziren.

2.

Im chaotischen Wirrwar dieses Sales war vorhin auch der kleine Thiers, wie gemeldet worden, flüchtig auf- und untergetaucht. Gerade aber zur Stunde, wo der monarchische Oberdeklamator aus dem Palais Bourbon verschwand, betrat dasselbe der Mann, welcher von heute an für etliche Monate oder wenigstens für etliche Wochen der republikanische Oberstdeklamator sein wird: — Alphonse de Lamartine, welcher nicht wie der Herr Vicomte de Chateaubriand bis zu seinem Tode gewartet hat, um die Welt auf das genaueste mit seinen Thaten in Versen und Prosa, mit seinen Erlebnissen als Mensch und Staatsmann bekannt zu machen. In einem der vielen, vielen Bücher, welche er je nach Stimmung und Laune bald Erinnerungen, bald Bekenntnisse, bald Geschichten betitelte, erzählt er uns umständlichst, wie er am 24. Februar von 1848 von seiner Wohnung hinweg und ins Palais Bourbon gelangte. In einem der Korridore von den Herren Marrast, Bastide und etlichen anderen Republikanern angetreten, ward er von denselben „dringend“ um eine geheime Unterredung ersucht, welche dann in einem abgelegenen Bureauzimmer wirklich statthatte.

„Sie wissen — sagte Lamartine zufolge der Wortführer Marrast — Sie wissen, was wir sind und was wir wollen. Wir sind Republikaner und wollen demnach die Republik“ — (nämlich mit

den bekannten Mentalreservationen). „Falls diese aber nur mittels eines Kampfes, welcher Frankreich in Blut tauchte, möglich wäre, würden wir uns mit der Regentschaft zufrieden geben; immerhin jedoch mit dem Vorbehalte, den endlichen Triumph unserer Idee vorzubereiten. Wir kennen Sie nicht, aber wir achten Sie und das Volk ruft Ihren Namen an; es hat Vertrauen zu Ihnen und Sie sind daher in unseren Augen heute der Mann der Verhältnisse. Wollen Sie der Vormund des sterbenden Königthums und der Minister der werdenden Republik sein?" Auf diese Anrede hin stellte oder setzte sich vielmehr Lamartine in eine Positur, welche er selbst uns genau, bis zum malen genau beschrieben hat, nämlich in diese: „Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und verbarg sein Antlitz in seine Hände. Er flehte in seinem Inneren zu Dem, der allein niemals sich irrt, daß er seine Gedanken lenken möge. Fast ohne zu athmen verharrte er 5 oder 6 Minuten in tiefem Nachdenken." Und, richtig, die „fast athemlos" erflehte Inspiration und Erleuchtung kam über ihn, unmittelbar vom Himmel herabfallend, wunderwirkend. Denn als der gute Poet, wie er zu melden nicht unterlässt, „endlich seine Hände wieder sinken ließ", erklärte er den um ihn herumstehenden Republikanern, daß er selber mit einem Schlage ein Republikaner geworden sei; zwar nicht gerade aus Ueberzeugung, aber doch aus Politik. Hierauf rührte er die beredsamen Lippen zu einem langwierigen, um nicht zu sagen langweiligen Phrasenschaumschlagen, dessen kurzer Sinn war, daß man sofort über die Regentschaft hinweg und in die Republik hineinspringen müßte, weil nur diese — orakelte Herr von Lamartine — „Frankreich zu bewahren vermöge vor Anarchie, vor Bürgerkrieg, vor Krieg mit dem Auslande, vor Raub, vor Schaffoten, vor Theilung des Eigenthums, vor dem Umsturz der Gesellschaft." Arme Gesellschaft, die du allfort in der kläglichen Lage bist, „gerettet" werden zu müssen! Anno 1848 rettete man dich mittels der Republik, Anno 1851 mittels Meuchelmordung der Republik, womit wird man dich wohl das nächste mal retten? . . . Schließlich verpflichtete sich Lamartine, in der Kammer

gegen die Regentschaft zu sprechen und den Antrag, eine provisorische Regierung einzusetzen, zu unterstützen oder auch wohl selbst zu stellen. Und dieses schwankende Zuckerrohr von Lyriker stand für eine Weile am Steuer des französischen, republikanisch bewimpelten Staatsschiffes! Was Wunder, daß das Fahrzeug so schmählich scheiterte?

Man muß einem anderen Manne, welchem sonst wenig oder nichts nachzurühmen ist, man muß Herrn Odilon Barrot rühmend nachsagen, daß er sich doch nicht so im Handumdrehen republikanisiren ließ. Während er im glücklichen Bewußtsein seiner Ministerschaft vom Ministerium des Innern aus eifrigst in die Provinzen hinaus telegraphirte: „Der König hat abgedankt; die Herzogin von Orleans ist als Regentin proklamirt; alles lässt sich hier versöhnlich an (tout marche ici vers la conciliation)" — wurde ihm gemeldet, daß die Prinzessin sich in die Deputirtenkammer begeben hätte und ihn daselbst ängstlich erwartete. Der Quasi-Minister warf sich mit seinem Freunde Pagnerre in einen Miethwagen und gelangte glücklich zum Palais Bourbon, allwo inzwischen die republikanische Abordnung, deren Sprecher Emanuel Arago war, in dem bunten Gewirre, welches den Sal der „vergeblichen Tritte" füllte und stopfte, mit zweifelhaftem Erfolge für die Republik geweibelt hatte. Beim erscheinen Barrots gingen ihn die Republikaner um eine Unterredung an, welche sofort in einem Nebenzimmer statthatte, zur selbigen Zeit, wo in einem andern Gelasse Marrast und Bastide mit Lamartine verhandelten. Der Minister hatte zwei befreundete Kammermitglieder zur Seite, die Herren Mornay und Morny, letzterer heute noch ein liberalthuender Orleanist, künftig aber der Held-Schurke des 2. Decembers von 1851. Emanuel Arago fasste die Darlegungen seiner Partei in dem Satze zusammen: „Das Volk will eine provisorische Regierung" — und richtete an Barrot die Frage: „Wollen Sie ein Mitglied derselben sein?" Worauf der Befragte: „Nein. Ich war immer liberal, bin aber kein Republikaner. Ich bin für die Regentschaft." „Nun wohl — erwiderte ihm einer der Republikaner — so müssen wir es ohne Sie zu machen suchen. Aber

vergessen Sie für alle Fälle nicht, daß solche, welche die Uebernahme der gefahrvollen Mission verweigern, auch kein Recht haben, die zu tadeln, welche den Muth besitzen, sich damit zu belasten."

Damit trennte man sich. Die Sitzung der Kammer sollte beginnen. Die Arena, in welcher der Zweikampf zwischen Monarchie und Republik entschieden werden sollte, that sich auf.

3.

1 Uhr 30 Minuten. Die Galerien füllen sich allmälig, zunächst vorzugsweise mit „respektablen" Leuten. Viele Nationalgardeuniformen darunter; auch elegante Damen, denn wo könnte ein Spektakel anheben auf Erden, ohne daß mehr oder weniger schöne Frauenaugen neugierig darauf blickten? Die Stenographen, welche mit rühmlicher Pflichttreue die Vorgänge der beginnenden Weltgeschichtestunde schnellschriftlich photographirt haben, sind in ihrer Loge. Die amphitheatralisch ansteigenden Bänke der Deputirten zeigen große Lücken, besonders zur Rechten und zur Linken. Die Mitglieder der Centren, die geschworenen Guizotisten, sind ziemlich vollständig da, mit bänglicher Wehmuth auf den leeren Ministertisch starrend, allwo ihr theurer Meister und Magister und seine Herren Kollegen nicht erscheinen. Am Fuße der beiden Treppen, welche zur Rednerbühne emporführen, bei den von Huissiers bewachten Thüren, welche dort unter der den Präsidentenstuhl tragenden Estrade rechts und links angebracht sind, haben sich Gruppen von Kammermitgliedern zusammengethan, ängstliche Blicke und geflügelte Fragen austauschend. Andere Deputirte sind auf die Plattform des Säulenganges hinaufgestiegen, welcher hinter den Bänkereihen halbkreisförmig hinläuft, und suchen, nach dem Quai d'Orsai hinaus und nach der Eintrachtsbrücke hinüberblickend, zu erspähen, wie der Kampf zwischen dem Volke und den Truppen ginge. Denn noch scheint das Fechten im Gange, da von Weile zu Weile Gewehrsalvengekrach aus der

Ferne herüberhallt. Es ist aber nur das Viktoriaschießen der siegreichen Empörung. Gerade zu dieser Zeit wird ja drüben in den Tuilerien von des entflohenen König-Fuchses Thronsessel herab proletarisch-lustig die Republik ausgerufen.

Bleich, verstört, wankend steigt Monsieur Sauzet zu seinem Präsidentenstuhle hinauf, so langsam, als würden ihm die Fußsohlen auf jeder Stufe der Treppe festgeleimt. Droben bleibt er stehen und blickt, wie um sich bei seinem Herrn und Gebieter Rath zu holen, auf das große, hinter dem Präsidentensessel angebrachte Gemälde, welches den König Louis Philipp darstellt, wie er die Charte beschwört. Endlich setzt er sich und fasst den Griff seiner Klingel. Aber was soll er denn eigentlich sagen, ankündigen, vorschlagen? Man ist ja im Palais Bourbon gar nicht auf dem laufenden. Man hat nur so etwas von der Ministerpräsidentschaft Barrots und von der Regentschaft der Herzogin von Orleans raunen gehört. Ein die Treppe zum Bureau hinaneilender Offizier entreißt den armen Sauzet seiner Verlegenheit. Er klingelt. Die Deputirten nehmen ihre Sitze ein. Der Präsident aufstehend: „Messieurs, die Frau Herzogin von Orleans und der Graf von Paris sind im Begriffe, in der Kammer zu erscheinen.“ Bewegung auf den Bänken der Deputirten, Unruhe auf den Galerien, über deren Brustwehren Zuschauer und Zuschauerinnen möglichst weit sich vorbeugen. Kammerweibel bringen drei Stühle und stellen dieselben zu Füßen der Rednerbühne auf, welche unter dem Präsidialbureau angebracht ist, den Deputirtenbänken gegenüber und genau im Mittelpunkt der Sehne des gewaltigen Halbbogens, welchen der Sal bildet. Gerade der Tribüne gegenüber und auf gleicher Höhe mit derselben befindet sich in der Mitte des hinter dem Amphitheater der Deputirtensitze herlaufenden Säulengangs eine Flügelthüre. Sie öffnet sich zugleich mit der Ankündigung des Präsidenten und Helene d'Orleans tritt mit ihren beiden Knaben ein, geleitet von ihrem Schwager Nemours und begleitet von etlichen Generalen und Bürgerwehroffizieren.

Arme Frau, du mußt heute bitterlich erfahren, daß du nicht da-

heim in Mecklenburg, wo ein rechtloses Volk knechtisch-stumm unter dem Junkerstock sich beugt, aus der Heimat sich wegsehnend wie Verdammte aus der Hölle. Du stehst vielmehr auf diesem Weltvulkan Paris, der heute wieder einmal Blitz und Donner und Lava speit, explosivisch sich schüttelnd, daß die alte Frau Europa in Nervenkrämpfe verfällt, als wäre sie noch ein bleichsüchtig Mädelchen. Freilich, auch diese Improvisatoren von Revolutionen, diese muntern und geschwinden Kettenbrecher und Fesselnsprenger, diese „charmanten" Franzosen, auch sie lassen sich immer wieder das Zwangshemd der Sklaverei anthun und wälzen sich, wie es Sklaven geziemt, mit bestialem Behagen im Kothe der Niedertracht. Aber plötzlich klimmt, steigt, fliegt die Quecksilbersäule des Naturells einer Nation, welche die weltgeschichtliche Improvisatrice heißen sollte, abermals aus der tiefsten Tiefe hinan zur höchsten Höhe. Julitage und Februartage brechen an, Augustnächte schimmern und funkeln mit tausend Gestirnen der Begeisterung und immer und immer wieder schlägt eine Stunde, wo der gallische Riese aus tiefer Erniedrigung zu wundersamem Aufschwunge sich erhebt und binnen Minuten lachend zu Müll zerschlägt, was, ihn zu knechten und zu knebeln, Schlauheit und Schurkerei, Lug und Trug, List und Gewalt binnen Jahren mühsälig aufgebaut hatten ....

Die Prinzessin trägt das Trauergewand der Witwe. Ihr halb auf den Hut zurückgelegter Schleier läßt die Blässe ihres Antlitzes sehen, auf welchem noch ein Schimmer von Jugend liegt. In ihren blauen Augen, welchen der weite Raum des Sales plötzlich entgegentritt, ist der flehende Ausdruck der Muttersorge. Sie hält an ihrer rechten Hand den Grafen von Paris, an ihrer Linken den Herzog von Chartres. Die Knaben haben kurze Tuniken von schwarzem Tuch an und ihre Hemdkragen sind auf die Schultern zurückgeschlagen. So gemahnen die Kinder, welche weit entfernt sind, den ganzen Ernst des vor ihnen sich entwickelnden Schauspiels zu ahnen, mehr als Einen der Anwesenden an die Söhne Karls des Ersten von England, wie Vandyk sie gemalt hat.

Die Herzogin steigt mit den beiden Knaben, mit ihrem Schwager und ihrem kleinen Gefolge die Stufen herab und der Anblick dieser jungen Mutter hat etwas so herzbewegendes, daß von allen Seiten des Sales der Willkommen ihr entgegentönt: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive le comte de Paris! Vive le roi! Vive la régente!“ Frau Helene verbeugt sich mit anmuthiger Schüchternheit und ein Hoffnungsstral bepurpurt ihr flüchtig das Antlitz. Die Täuschung sollte kurz sein und die Enttäuschung bitter. Die Prinzessin nimmt mit ihren Söhnen auf den am Fuße der Rednerbühne stehenden Stühlen Platz. Ihr Schwager Nemours stellt sich vor sie hin und die Herren, welche mit ihr gekommen, reihen sich rechts und links.

Die Kammer also hat in ihrer Mehrheit durch ihren Zuruf den König-Knaben und die Mutter-Regentin anerkannt. Aber was ist die Kammer zu dieser Stunde noch? Es wird ihr bald genug und unhöflich-deutlich genug ins Gesicht gesagt werden. Schon schlagen auch die ersten Wellenspitzen der mehr und mehr angeschwollenen Brandung draußen an die Mauern und Wände. An der Thüre zur Linken vom Bureau der Kammer lärmt und pocht es von außen. Huissiers rufen abwehrend: „Ihr dürft nicht herein! Ihr habt kein Recht dazu!“ Allein trotzdem geht die Thüre auf, eine Anzahl von Bürgern schiebt und drängt sich herein und vertheilt sich in den Gängen. Die Deputirten wagen schon keinen Einspruch mehr gegen diese Verletzung des privilegirten Raumes. Sie sitzen in unbehaglicher Spannung, in unverkennbarer Angst auf ihren Bänken. Die Kundgebung, zu welcher sie sich vorhin, beim Eintritte der Prinzessin vereinigt haben, scheint den Rest ihrer Kraft erschöpft zu haben. Rathlosigkeit ist ganz augenscheinlich der Gesammtausdruck der Versammlung, wie das ja in der Regel der Charakter parlamentarischer Versammlungen in großen Krisen zu sein pflegt. Ruhmvolle Ausnahmen, wo berathende Versammlungen zugleich handelnde von höchster Mächtigkeit gewesen sind, der römische Senat zur Blüthezeit der Republik, das Lange Parlament, der Gründungskongreß der Vereinigten Staaten

von Nordamerika, der Konvent — solche Ausnahmen sind eben Ausnahmen, mehr oder weniger ruhmvolle, aber spärliche.

Etwas muß jedoch gethan oder wenigstens geredet werden, um dieser unerträglich peinlichen Spannung ein Ventil zu öffnen. Herr Lakrosse, ein Deputirter vom linken Centrum, welcher mit der Herzogin aus dem Schlosse herüber gekommen war, steht desshalb auf und ruft in das dumpfe Stimmengeschwirre hinein: „Ich verlange, daß Herr Dupin das Wort nehme." Worauf der also Aufgerufene: „Ich? Ich habe das Wort nicht begehrt." Aber zahlreiche Stimmen schreien ihm zu: „Sprechen Sie! Sprechen Sie!" Er steigt zur Rednerbühne hinan und sagt: „Messieurs, Sie kennen den Zustand der Hauptstadt, Sie wissen, was für Manifestationen" — (ja wohl, Handgreiflichkeiten!) — „stattgefunden haben. Sie hatten zur Folge die Abdankung Sr. Majestät Louis Philipps zu Gunsten seines Enkels mit der Regentschaft seiner Schwiegertochter." Die Centren rufen: „Hoch der König! Hoch die Regentin!" Der Präsident Sauzet: „Messieurs, wie mir vorkommt, hat die Kammer mittels ihrer einmüthigen Zustimmung" ... Stimmen im Centrum: „Bravo! Bravo!" Stimmen auf der Linken: „Nein! Nein!" Wachsender Tumult. Die schon vorhin erwähnte Thüre am Fuße der Tribünetreppe wird abermals von außen aufgedrückt und Bewaffnete strömen herein, Bourgeois und Proletarier, Bärenmützen und Blusen. Die beiden Aufgänge zur Rednerbühne sind von gestikulirenden und schreienden, zustimmenden und protestirenden Deputirten belagert. Herr Marie schiebt einen Knäuel seiner Kollegen bei seite und steigt hinauf. Da er sich in dem Lärm nicht hörbar zu machen vermag, so hält er wenigstens die Tribüne besetzt. Lamartine ruft von seinem Platze aus dem Präsidenten zu, dieser möge die Sitzung suspendiren, aus Achtung vor der Nationalvertretung und aus Achtung auch vor der erlauchten Prinzessin, welche anwesend sei. Sauzet folgsam: „Die Kammer suspendirt ihre Sitzung, bis die Frau Herzogin und der neue König sich zurückgezogen haben werden."

Die Deputirten verlassen ihre Bänke und sammeln sich in dem

Halbkreis am Fuße des Bureau. Eingedrungene Bürgerwehrleute und Barrikadenmänner mischen sich da mit ihnen. Es entsteht ein Gedränge und Gewoge, daß der Staub aufwirbelt. Die Galerien droben füllen und überfüllen sich zum brechen. An die große Flügelthüre wird von außen mit Fäusten gehämmert, mit Gewehrkolben gedonnert. Hunderte von Rufen und Tönen aller Art quellen zu einem chaotischen Getöse zusammen und an der Decke des Sals hängt eine Wolke von Staub und Dampf.

Der Herzog von Nemours, dessen Kaltblütigkeit unschwer erkennt, daß inmitten dieses anarchischen Durcheinanders für die Dynastie Orleans kein Halt und kein Heil zu finden sei, redet seiner Schwägerin zu, den Sal zu verlassen. Sie aber fühlt, daß ihren Platz aufgeben alles aufgeben heiße. Endlich, dem Drängen des Schwagers und etlicher Deputirten nachgebend, steht sie auf und macht ein paar Schritte, hält aber dann wieder inne. Schon vermag der sie schützend umgebende Kreis nur noch sehr nothdürftig das immer unwiderstehlicher anwachsende Gedränge abzuhalten. Der General und Deputirte Oudinot erhebt seine Stimme und ruft aus: „Ich appellire an alle großmüthigen Gefühle. Wenn die Prinzessin sich zurückziehen will, wollen wir sie begleiten (— „„Nein! Nein!““) — wenn sie hier bleiben will, so wird unsere Hingebung ihr Schild sein.“ Diese Berufung scheint für einen Augenblick Eindruck zu machen, so daß Präsident Sauzet den Muth findet, zu sagen: „Das dringendste, was wir zu thun haben, ist, alle Personen, welche nicht in die Kammer gehören, einzuladen, diesen Ort zu räumen.“ — „„Nein! Nein!““ — „Meine Herren, im Namen der Konstitution“ — „„Nein! Nein!““ Die Eingedrungenen wanken und weichen nicht, ihre Anzahl wächst mit jeder Minute, der Lärm wird betäubend, das Gedränge bedrohlich. Man sieht die Herzogin, ungewiß ob freiwillig oder geschoben, mit ihren beiden Knaben den Halbkreis am Fuße der Tribüne verlassen und die Stufen in dem Gange zwischen den Centren zu dem Säulenkorridor emporsteigen. Nemours geht vor ihr her und sucht ihr eine Gasse zu öffnen. Aber in demselben Augen=

blicke wird die große Flügelthüre droben gewaltsam von außen aufgestoßen und strömt eine Volksmenge durch die Oeffnung herein, der Prinzessin den Ausgang sperrend. Sie setzt sich, während von draußen tausenderlei Schreie, begleitet von Gewehrsalven gehört werden, mit ihren Söhnen auf die oberste Bank des linken Centrums. Ihre Umgebung sucht Mutter und Kinder so gut als möglich zu bergen und zu decken. Von den Deputirten sind jetzt nur noch die Mitglieder der äußersten Linken unerschütterlich auf ihren Plätzen, während die Bänke der Centren und der Rechten mehr und mehr von eingedrungenen Bürgern und Proletariern eingenommen werden. Die Kammer als solche hat schon aufgehört zu existiren und ist im Handumkehr an ihre Stelle ein sehr buntscheckiges Volksparlament getreten.

Trotz alledem und alledem hält Präsident Sauzet die Fiktion von Konstitution und Kammer noch eine Weile fest. Er handhabt heftig seine Schelle und wiederholt seine Einladung an die Eingedrungenen, den Sal zu räumen. „Nein! Nein!“ Doch seht, da kommt ja Herr Odilon Barrot, der zuletzt noch erkorene Rettungsengel der Julimonarchie. Lasst ihn auf die Tribüne steigen, um das sänftigende Oel seiner liberalen Rednerei auf die hoch und höher gehenden Wogen der Empörung herniederzugießen. Sie müssen sich glätten, es kann nicht fehlen! In der That, der Biedermann schickt sich an, seine wunderwirkende Oelflasche zu entkorken. Leider zu spät!

4.

Viel zu spät! Denn gerade jetzt schleudert Marie, welcher noch immer die Rednerbühne innehat, das ausschlaggebende Stichwort in den tosenden Sal: „Ich verlange, daß auf der Stelle eine provisorische Regierung ernannt und eingesetzt werde.“

Das war nun so, —

„Wie wann in schwüle Mitternacht Berg und Thal sich mummt,
In tiefen Odemzügen des Lebens Mund verstummt,
Dann plötzlich durch die Finsterniß fährt der Wetterschein,
So brennt mit einem Schlage der ganze Tannenhain.“

Ja, in Wahrheit, das Wort des Deputirten Marie ist ein Blitz, welcher wegzeigend durch das Dunkel dieser tumultuarischen Berathung zuckt. Aber der bestätigende Donnerschlag zögert noch, einzufallen. Denn ein letzter Strohhalm, sich daran zu halten, ist oder scheint wenigstens dem Königthum geboten in der Person des Schein- und Schemen-Premier Barrot, welcher so eben sich anschickt, Herrn Marie auf der Tribüne abzulösen. Freilich, er muß noch warten. Da ist nämlich zunächst der Herr Abbé de Genoude vom Stamme Loyola, welcher wähnt, die Gelegenheit sei günstig, für seinen König, Henry V. in partibus, eine Rede zu halten. Bekannte von ihm, welchen die Atmosphäre nichts weniger als bourbonisch vorkommt, machen ihm freilich bemerklich, daß, wenn er schlechterdings etwas halten wollte, er am klügsten thäte, das Maul zu halten. „Wie so? — fragt er — ich habe keine anderen Interessen als die des Landes.“ — „Zum Henker mit Ihren Interessen!“ Während dieses Zwischenfalls hat Herr Kremieux vom Stamme Juda rasch die Rednerbühne erklommen und kreischt: „Das Volk will nicht so ohne weiteres die Regentschaft der Frau Herzogin von Orleans annehmen. Anno 1830 haben wir uns übereilt und darum sind wir jetzt, Anno 1848, in der Lage, von neuem beginnen zu müssen. Ich habe so eben den unglücklichen König und seine Familie zu ihren Reisewagen begleitet, ich hege die höchste Achtung vor der Frau Herzogin; aber ich fordere die Einsetzung einer provisorischen Regierung von 5 Mitgliedern.“ — „„Bravo! Bravo!““ — Loyolait, Lgitimist und Levit Genoude ist nun doch für einen Augenblick Inhaber der Rednerbühne und bemerkt, die urdemokratische Maske — („Seid klug wie die Schlangen!“ spricht der Herr) — vorsteckend: „Ihr könnt weder eine Regentschaft noch eine provisorische Regierung machen. Ich sage, alles ist ungiltig

ohne die Zustimmung des Volkes. Wollt ihr etwas thun, so ruft die Nation zusammen, um sie zu befragen. Das habt ihr Anno 1830 versäumt und jetzt erlebt ihr die Folgen dieser Versäumniß.“ — „„Ja! Ja! — Sehr gut! — Nein! Nein!““ — Lärm und Wirrwar. „„Seht, Herr Barrot ist auf der Tribüne. Lasst Herrn Barrot sprechen!““

„Was wird Herr Barrot sagen?“ fragt der Graf von Paris seine Mutter. — „Er spricht für dich, mein Sohn.“ — „Und die andern, sprechen sie auch für mich?“ — „Nein, mein Sohn, nicht alle.“ Und dieses sagend dreht die Herzogin ängstlich ein Blatt Papier in den Händen, welches ihr derselbe Kremieux, der soeben für eine provisorische Regierung gesprochen, wenige Minuten zuvor zugesteckt hatte. Auf diesem Papiere stand geschrieben: „Nur von dem Willen der Nation wollen mein Sohn und ich unsere Vollmachten erhalten. Ich, die Witwe des Herzogs von Orleans, und mein Sohn, die Waise, erwarten mit Vertrauen die Entscheidung, welche das Volk treffen wird. Gewiß aber ist, daß ich meinen Sohn in der innigsten Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit erziehen werde.“ Der Republikaner Kremieux, wenn er nämlich wirklich einer war, scheint demnach die Republik zunächst für unmöglich oder unräthlich gehalten und eine provisorische Regierung nur gewollt zu haben, um durch dieselbe die Regentschaft von Helene d'Orleans vorzubereiten. Freilich, wer konnte im Wirrsal dieser Stunde überhaupt von sich sagen, daß er ganz klar, bestimmt und folgerichtig gedacht und gewollt habe.

Derweil hat Barrot zu reden angefangen und er redet so, daß es für einige Sekunden den Anschein gewinnt, der Strohhalm könnte doch zu einem Rettungsbalken werden. Er sagt, die Lage sei einfach und die Pflicht vorgezeichnet; er wendet sich beschwörend an die Großmuth der Nation und spielt den Phrasentrumph aus: „Die Krone des Julikönigthums ruht auf dem Haupt eines Kindes und einer Frau.“ Die orleanistischen Deputirten, welche beim Erscheinen Barrots sich wieder zusammengeschart haben, bedecken die Stimme des

Redners mit ihren Beifallsrufen. Die Herzogin erhebt sich, um die Versammlung, welche ihrer Sache sich wieder völlig zuwenden zu wollen scheint, dankbar zu grüßen, und auf einen Wink von ihr thut der Graf von Paris ebenso. Barrot fährt fort: „Ich thue einen feierlichen Aufruf“ ... Herr de Larochejaquelin, der legitimistische Deputirte, welcher später unter die Bonapartisten ging, von seinem Platz aus: „Sie wissen nicht, was Sie thun!“ Nemours flüstert seiner Schwägerin etwas zu. Sie steht abermals auf und hebt das Blatt Papier, welches sie noch immer in der Hand hält, empor, wie zum Zeichen, daß sie zu reden begehre. Viele Stimmen: „Hört! Hört! Lasst die Frau Herzogin sprechen!“ Andere: „Herr Barrot soll fortfahren!“

Er gehorcht, und was er zu Gunsten der Regentschaft vorbringt, ist recht gut gesagt; aber es macht keine entsprechende Wirkung mehr, nicht einmal bei den Kammermitgliedern, welche sich wieder in den Centren zu sammeln versucht haben. Das Ende von Barrots Rede erregt nur mäßigen Beifall und mit seinem Verschwinden von der Rednerbühne erlischt der letzte für die Monarchie und für die Julidynastie aufgeleuchtete Hoffnungsstral. Als jetzt die Enaksgestalt von Larochejaquelin, dem Sohne des Helden der Vendée, auf der Tribüne erscheint, murrt es am Fuße derselben: „Was, will er etwa seinen Henry V. proklamiren?“ Er schüttelt seinen mit einer fabelhaften Haarfülle bedeckten Kopf und sagt: „Ich komme nicht, einen tollen Anspruch (une folle prétension) zu erheben; aber ich glaube, daß der ehrenwerthe Herr Barrot so eben an dieser Stelle der Sache, welcher er dienen wollte, schlecht gedient hat. Messieurs, es steht vielleicht solchen, die vormals den Königen treu gedient haben, am besten zu, dermalen vom Lande und vom Volke zu sprechen.“ — „„Gut! Sehr gut!““ — Larochejaquelin, seine Gestalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtend und die Rechte gegen die Centren ausstreckend, mit einer Donnerstimme: „Heute seid ihr nichts, zur Stunde seid ihr gar nichts mehr!“ — „„Wie? Was? Wir können uns das nicht gefallen lassen.““ — Präsident Sauzet: „Monsieur, Sie ver-

gessen sich. Ich rufe Sie zur Ordnung." — Larochejaquelin: „Warum über eine Wahrheit ein solches Geschrei verführen? Nicht als Deputirter sag' ich euch, daß die Kammer der Deputirten gar nicht mehr existirt. Ja, sie existirt nicht mehr! Ich sage, man muß die Nation zusammenberufen und dann" —

Dieses durch furchtbares Getöse gekappte Wort des Legitimisten war wie ein Signaltrompetenstoß, bestimmt, neue Mitspieler in diesem wilden Drama auf die Bühne zu rufen.

5.

Nein, beim über- und beim unterirdischen Zeus, nicht in seinen schrecklichsten Angstträumen hat jener weiland Gestaltenseher von 1848 solche Gestalten geschaut, wie sie jetzt durch die beiden Thüren am Fuße des Präsidialbureau hereinwimmelten, — eine Schmutzwoge der Empörung, eine tüchtige Portion Hefe von der Barrikadengrundsuppe, eine saturnalische Maskerade der für den Augenblick obenauf gekommenen Pöbelei.

Der sogenannte Baron und sogenanntere Oberst Dumoulin, halb ein Bonapartist, halb ein Republikaner und ganz ein Narr, ist der Anführer dieses buntscheckigen Haufens, welcher in den Halbkreis vor der Rednerbühne hereinbricht, stampfend, brüllend, schweißtriefend, pulvergeschwärzt, zerrissene Fahnen, Säbel, Bajonnette, Eisenstangen über den Köpfen schwenkend, abenteuerlich behangen mit allerhand Flitter- und Lappalienzeug, welches diese „sainte canaille" in den Tuilerien, woher sie kommt, aufgelesen hat. Und wie das beim losgeborstenen Franzosenthum immer so sein muß, dem Furchtbaren und Abscheulichen gesellt sich das Burleske. Wie eine häßliche Erinnerung an die Sanskulotterie von 1793 macht sich in der Schar ein Metzgerknecht mit blutiger Schürze bemerkbar, ein breites Hackmesser schwingend, und diesem Kerl zur Seite geht mit stelzenhafter

Grandezza ein Greis, barhäuptig, die Brust von den Silberwellen eines Patriarchenbartes umflossen, in der Rechten die unmäßig lange Klinge eines Ritterschwertes führend, welche durch einen Brotlaib gesteckt ist, der ihr als Stichblatt dient.

„Wir wollen die Absetzung des Königs! Die Absetzung! Die Absetzung!“ schreien die Eindringlinge. Herr de Larochejaquelin ruft dem sogenannten Oberst Dumoulin zu: „Wir gehen also direkt auf die Republik los?“ — „Warum nicht? Was könnt' es schaden?“ — „Oh, gar nichts. Um so schlimmer für die Louis-Philippisten. Diesmal werden sie dieselbe nicht eskamotiren.“ Und ein Lachen befriedigten Rachegefühls bricht über die Lippen des Legitimisten. „Die Absetzung! Die Absetzung!“ Die Galerien widerhallen den Ruf. Die Deputirten springen auf. Dumoulin zwängt sich mit einer dreifarbigen Fahne zur Rednerbühne hinauf und legt den Fahnenschaft über die Marmorplatte, auf welcher die Hände von so manch einem parlamentarischen Hannswurst herumgefingert haben. „Messieurs — schreit er in das Gewühle hinein — wisst, daß das Volk heute seine Freiheit und Selbstständigkeit wieder erobert hat. Wisst, daß wir den Thron des Roi-Bourgeois so eben in den Tuilerien zertrümmert und die Treppe hinabgeworfen haben.“

Einer, welcher inmitten der Flut sich überstürzender Vorgänge an diesem Tage auf Nebendinge zu achten vermocht hätte, der würde sich so ein nebendingliches etwas gemerkt haben, welches, an und für sich verschwindend klein, doch schon den Schatten eines ungeheuren Ereignisses vor sich herwarf. Die Fahne nämlich, welche Dumoulin auf der Rednerbühne aufpflanzte, hatte mit zu der Bannergruppe gehört, welche vor einer Stunde noch den Thronsessel Louis Philipps schmückte. Als der „Oberst“ diese Fahne aus dem Schlosse weggetragen, hatte ein Bekannter ihn unterwegs beschäftigt gesehen, mit seinem Stiefelabsatz den gallischen Hahn zu zertreten, welcher die Spitze des Fahnenstabes zierte, und hatte den also sich Bemühenden spöttisch gefragt: „Ah, wollen Sie vielleicht den kaiserlichen Adler an die Stelle des gallischen Hahns setzen?“ Der Bartholomäus t a g,

der 2. oder vielmehr der 4. December von 1851, wird auf diese Spottfrage seine furchtbare Blutantwort geben ....

Während Dumoulin noch auf der Rednerbühne steht, erscheinen ihm links und rechts zur Seite zwei neue Acteurs, Ledru-Rollin und Lamartine. Beide sehen aus, als paßten sie auf ihr Stichwort, beide erlauern augenscheinlich den Moment, ihre Rolle zu beginnen. Präsident Sauzet arbeitet wüthend mit seiner Schelle, deren Töne in dem Getöse verloren gehen. „Herr Präsident — schreit ein orleanistischer Deputirter, Herr de Mornay — bedecken Sie sich! Das ist abscheulich, niederträchtig! Es gibt hier keine Freiheit mehr. Wir sind von einer Räuberhorde überwältigt." Auch in der Loge der Journalisten traut man der zuletzt eingedrungenen Bande nichts gutes zu. „Das ist nicht das wahre Volk — sagt dort Herr Gervais von Caen — ich will das wahre holen." Verzweiflungsvoll stülpt Präsident Sauzet seinen Hut auf den Kopf, zum Zeichen, daß es aus sei mit der Sitzung und seinem Präsidium. Aber sofort rufen drohende Stimmen: „Hut ab, Präsident!" und der ärmste aller Präsidenten gehorcht.

Die Menge drängt sich in dem Halbkreis, in den Gängen, zwischen den Deputirtenbänken hin und her. Hier ruft es: „Keine Bourbons mehr!" Da schreit es: „Nieder mit den Verräthern!" Dort brüllt es: „Eine provisorische Regierung auf der Stelle!" Ledru-Rollin schiebt den Herrn Oberst und Baron Dumoulin beiseite und ruft mit seiner Stentorstimme dem spektakelnden Haufen zu: „Im Namen des Volkes, welches ihr repräsentirt, stille!"

Die Erscheinung der populären Figur des Tribuns und seine Aufforderung thun Wirkung. Wenigstens eine Art von Stille und Aufmerksamkeit stellt sich her und Ledru beginnt gegen die Regentschaft zu sprechen und von der Nothwendigkeit einer Berufung an die Nation und von der Verfassung von 1791 und von allerlei Dingen sonst noch. Bei einer Stelle dieser etwas gedunsenen Standrede will sich der früher von uns im Gedränge wahrgenommene Metzgerknecht ein bißchen mausig machen, mit seinem Hackmesser gestikulirend; aber

sofort macht sich der allgemeine Abscheu energisch gegen den Kerl geltend und wird derselbe windgeschwind aus dem Sale hinausgestoßen, förmlich hinaustelegraphirt. Ledru's Umständlichkeit — war sie eine berechnete, um dem „wahren“ Volke Zeit zu geben, seine Aufwartung zu machen? — lässt den legitimistischen Deputirten Berryer ungeduldig ausrufen: „Kommen Sie doch zur Sache! Schluß! Eine provisorische Regierung!“ Ledru fährt aber fort: „Im Jahre 1815 wollte Napoleon zu Gunsten des Königs von Rom abdanken, das Land jedoch wollte davon ebenfalls nichts wissen“ — Berryer: „So kommen Sie doch zum Schlusse! Wir kennen ja die Geschichte.“ Ledru: „Ich fordere eine provisorische Regierung und die sofortige Einberufung eines Nationalkonvents, welcher die Rechte des Volkes sicher stellen soll.“ Tobender Beifall.

Sehr bemerkenswerth ist, daß der notorische Republikaner Ledru das Wort Republik auszusprechen unterließ. In Wahrheit, die Royalisten konnten sich sogar jetzt noch einbilden, das Königthum sei zu retten, und, alles in Betracht gezogen, hätte ein Minister oder General, welcher, statt im Palais Bourbon zu gaffen und zu schwatzen, so skrupellos-resolut und erbarmungslos dreingefahren wäre, wie 3 Jahre und 10 Monate später Louis Bonaparte und seine Morny, Maupas und Magnan, Persigny, Saint-Arnaud, Kanrobert, Espinasse und Reybell thaten, die Bruchstücke des die Treppe hinabgeworfenen Thrones vielleicht noch zusammenklauben und wieder leidlich zurechtflicken können. Es fand sich aber am 24. Februar kein solcher Minister oder General. Sein böses Gewissen lähmte den Royalismus ganz und gar und es war ihm beschieden, nicht nur zu fallen, sondern auch mit Schmach zu fallen, so recht in den Koth seiner Sünden.

6.

Soweit also ist man, daß die Republikaner ihren Vorschlag, eine provisorische Regierung einzusetzen, offen vorbringen können und

Orleanisten wie Legitimisten die Sache sich gefallen lassen. Eine provisorische Regierung ist ja das unbestimmte, aus welchem etwas bestimmtes hervorgehen zu machen jede Partei hoffen kann: — die Republik oder den Grafen von Paris oder gar den Grafen von Chambord, wer weiß? Auf den tollen Einfall freilich, daß die Frucht der Februarrevolution in Form einer Kaiserkrone auf das Haupt des „Abenteurers von Straßburg und Boulogne" niederfallen werde, kommt vorderhand keine Seele, ausgenommen die eigene Seele dessen, welchen seine Mutter Hortense als „un doux entêté" bezeichnet und der in dem senekaischen oder pseudosenekaischen Satze: „Aut Caesarem aut fatuum nasci opertet" — eine Bestätigung seiner fixen Kaiseridee gefunden hatte.

„Lamartine! Hört Lamartine!" schreit es unter Beifallklatschen, als der Poet an die Brustwehr der Rednerbühne vortritt, um Ledru zu ersetzen. Selbstverständlich hat er uns nachmals des breiteren und breitesten erzählt, daß er es gewesen, welcher das Entscheidungsstichwort ausgegeben. Er hätte — versichert uns der Zweiteitelste der Sterblichen jenseits des Rheins — nur zu der Herzogin und ihren Söhnen zu sagen gebraucht: „Erhebt euch! Sie sind die Witwe des Herzogs von Orleans, dessen Tod und Andenken das Volk in Ihnen gekrönt hat" — (oh, heiliger Galimatthias, steh' uns bei!) — „ihr seid die Kinder, welche den Vater verloren haben und welche die Nation adoptirt hat! Ihr seid unschuldig der Fehler des Thrones, ihr seid Opfer dieser Fehler, ihr seid Schützlinge des Volkes!" — ja, dieses alles mit mehrerem hätte ich nur zu sagen gebraucht und ich würde, bei allem lyrischen Zuckerwasser, welches ich je ge . . . dichtet! zu Gunsten der Krönung des Grafen von Paris und der Regentschaft seiner Mutter Kammer und Volk, Bourgeoisie und Proletariat, Butz und Benz, Mann und Maus, Kind und Kegel, alles, aber auch gar alles, was nicht ganz niet- und nagelfest war, mit mir fortgerissen haben. „So lag ich und so führt' ich meine Klinge!"

Getragen von solchem Bewusstsein souveränsten Könnens, hub

er — „mit gedämpfter Stimme“ — also an: „Messieurs, ich empfinde nicht weniger als irgendeiner von Ihnen das doppelte Gefühl, welches zur Stunde in diesem Raume rege geworden, als wir auf eins der rührendsten Schauspiele blickten, welches menschlichen Augen sich darbieten kann, — das einer erlauchten Fürstin, welche ihren unschuldigen Sohn zu ihrem Schilde macht (se défendant avec son fils innocent) und sich aus einem verlassenen Palast in die Mitte der Volksvertretung wirft.“ Dieses Präludium klang für die orleanistischen Deputirten, soweit sie noch im Sale vorhanden, so trostreich, daß sie sich zu einem „Beifallsflüstern“ ermannten. Der gute Lyriker, welcher sämmtliche Paragraphen des christlichen Katechismus in pompose Alexandriner umgesetzt hat, wird, nach diesem Eingange zu schließen, in ein hochpoetisch-beredsames Plaidoyer zu Gunsten der Regentschaft sich ergießen? So scheint es, aber . . . ja: „Aber — fährt er mit einer plötzlichen Schwenkung fort — obzwar ich die Rührung theile, welche ein so herzbewegendes Schauspiel erregt, und obzwar auch ich wie Sie alle dem Unglück Achtung zolle, so hege ich darum doch keine geringere Achtung vor diesem glorreichen Volke, welches seit drei Tagen kämpft, um eine perfide Regierung wieder auf den rechten Weg zu bringen (pour redresser un gouvernement perfide) und die Herrschaft der Ordnung und Freiheit auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen.“ Das in die Kammer eingedrungene „Volk“ jubelt Beifall, die „Korrupten“ ducken sich. Die Phrasenschleuse ist aufgethan und das lamartine'sche Zuckerwasser strömt in reißendem Schwall und Fall hervor. Der lyrische Staatsmann weiß schlechterdings nichts vorzubringen und vorzuschlagen, als was andere schon vor ihm vorgebracht und vorgeschlagen haben: Verwerfung der Regentschaft, Errichtung einer provisorischen Regierung und Berufung an die Nation; aber wenn so ein Schönschwätzer einmal am Klange seines Süßholzgeraspels sich berauscht hat, kann er nicht wieder aufhören, und Lamartine beachtet es daher gar nicht, daß er keinen Widerspruch mehr niederzuwässern hat, sondern daß man ihm von allen Seiten ungeduldig zuruft: „Die Namen der

Mitglieder der provisorischen Regierung! Die Namen! Namen!" Er setzt von neuem an, er will, wie er sagt, noch ein „letztes" Wort und dann sicherlich noch ein allerletztes zum besten geben, als, bevor er zum letzten gelangt, eine draußen in der Vorhalle loskrachende Gewehrsalve seine Stimme erstickt.

Kleinbürger sind es, Ouvriers und Gamins, welche, wie sie lachend erzählen, so eben drüben in den Tuilerien dem „Papa Louis Philipp" seinen Champagner weggetrunken haben, es ist das eigentliche Barrikadenvolk, welches mittels dieser Salve seine Ankunft signalisirt. Die schon im Sal anwesende Menge beantwortet dieses Signal mit einem Freudengejauchze. Die Thüren zu den Galerien droben, die Thüren zu dem Halbkreise drunten, die Thüren zu dem Säulengange hinten werden aufgedrückt oder mit Gewehrkolben eingeschlagen und hereinspritzt der Wogenschaum der Springflut: — Bürgerwehrleute, Polytechniker, Studenten, Blusenmänner bunt durcheinander, alle bewaffnet, Pulverschwärze an den Händen, Blutflecken an den Kleidern, auf den weingerötheten Gesichtern eine souveräne Lustigkeit, welche aber doch nur des leisesten Anreizes zu bedürfen scheint, um in Wuth umzuschlagen, alles auf ihrem Wege wegschiebend oder niederstampfend, singend, lachend, höhnend, schimpfend, brüllend.

Und aus diesem Meeresgebrause von Dissonanzen tönt scharf und mächtig hervor der Grundbaß: „Nieder mit der Kammer! Fort mit den Deputirten! Zum Teufel mit den Korrupten!" Von der Brustwehr der Galerie herab richtet sich der Lauf einer Muskete auf die Rednerbühne. „Schießt nicht! Schießt nicht! Es ist Monsieur de Lamartine, welcher spricht!" Blusenmänner schlagen den Gewehrlauf ihres Kameraden in die Höhe. Lamartine steht noch immer auf der Tribüne; aber zwischen der Ballustrade derselben und seiner Gestalt huschen Bürgerwehr- und Blusenmänner vorüber, welche sich hinaufgeschwungen haben und ihre Lungen bis zum bersten anstrengen, um sich hörbar zu machen. Man sieht nur ihre Lippen sich bewegen und vernimmt kein Wort. Präsident Sauzet renkt sich fast den Arm

aus, seine Schelle krampfhaft hin- und herschwingend. Man hört sie nicht. Man hört nur noch den wüthenden Schrei, welcher die Wände des Sales erzittern macht: „Fort mit den Korrupten! Weg mit der Regentschaft! Hoch die Republik!“

7.

Der Orkanstoß hat endlich den ärmsten aller Präsidenten weggefegt. Untergetaucht ist er, weggeschmolzen, verschwunden und seine Schelle mit ihm. Das Chaos regiert. Was noch von royalistischen Deputirten im Sale, macht eine ehrenhafte Anstrengung, als Schutzmauer um die Herzogin, die noch immer nicht von der Stelle weichen will, und ihre zwei Knaben sich zu scharen. Die Oppositionsdeputirten von der äußersten Linken behaupten noch ihre Plätze, auf den übrigen Bänken hat sich dichtgedrängt das „Volk“ niedergelassen. Es füllt auch die Zwischengänge, den Halbkreis, den Säulengang, die Galerien, es ist überall. Der ganze Raum eine wogende, wallende, wabernde Brandung. Hitze, Staub und Dunst unerträglich. Das Getöse so ohrenzerreißend, daß man fürchtet, das ganze Haus müsse im nächsten Augenblick auseinanderbersten. Das Wirrsal so orgiastisch-wild, daß man erwarten muß, die wohlbekannte menschliche Bestialität werde sich sofort in irgendeinem ungeheuerlichen offenbaren.

Es geschieht nicht. Voltaire's „Tiger-Affe“ ist heute in vortrefflicher Laune. Das affenhafte schlägt zur Stunde vor in diesem pariser Volke, welches den Umsturz des Königthrons wie einen Fastnachtsspaß betreibt. Ein Moment zwar kommt, wo das äffische Krakehlen saturnalischer Lustigkeit plötzlich in das blutlechzende Gebrülle des Tigers sich verwandeln zu wollen scheint. Ja, man glaubt die furchtbare Bestie zu sehen, wie sie, ihre Flanken mit dem Schweife peitschend, zum Todessprung auf ihr Opfer ansetzt.

Auf ein wehrloses Opfer! Auf eine Mutter, welche vergeblich versucht hat, mit ihren schwachen Händen ein Scheinding von Krone auf dem Haupt ihres Sohnes festzuhalten.

Nachdem einmal die Schicksalsworte „Provisorische Regierung“ und „Republik“ gefallen waren, drängten die Freunde der Herzogin dieselbe zum fortgehen. Mußte sie doch selber erkennen, daß alles vorbei und verloren sei. Aber wie fortkommen, eingekeilt wie sie war, in diese hin= und herwogende Menschenmasse? Da bricht plötzlich das Geschrei los: „Wo ist sie? Wo ist sie?“ und Bewaffnete weisen mit Bajonnetten und Säbelspitzen auf die um Helene d'Orleans gesammelte Gruppe. Eine Schar bricht dorthin sich Bahn. Geschieht es aus bloßer Neugier? Wollen sich diese Barrikadenleute eine Frau näher ansehen, welche es wagt, durch ihre bloße Anwesenheit es wagt, der triumphirenden Revolution wenigstens passiven Widerstand zu bieten? Vielleicht! Möglich aber auch, daß in dieser Stunde mänadischen Taumels in wildpulsirenden Herzen der Wuthgedanke sich regt, den Knoten der Lage mit einem Mordstreich zu zerhauen. Es ist immer ein gefährlich Ding, so ein Tiger=Affe von Franzosenthum. Aber hat der alte Voltaire seinen Landsleuten nicht ein Unrecht angethan? Steckt die zwieschlächtige Bestie nicht in jedem Menschen und in jedem Volke? Wissende werden kaum neinsagen wollen.

Der Herzog von Nemours, gar wohl wissend, daß er dem Volke verhasst sei, hat dennoch bislang standhaft bei seiner Schwägerin und bei seinen Neffen ausgehalten. Jetzt aber, da er sie durch die heranpressenden Bewaffneten bedroht glaubt, besteht er entschieden darauf, daß ein Versuch gemacht werde, die Prinzessin und ihre Knaben aus dem Sale wegzubringen. Man muß mitten in das Gedränge hinein, welches den Säulengang hinter den Deputirtenbänken verstopft: es bleibt kein anderer Ausweg. Nemours und der Deputirte Mornay suchen der Mutter, welche ihre Söhne an den Händen hält, eine Bahn zu schaffen. Aber das gelingt nur für etliche Schritte. Dann wird die Herzogin in das schreckliche Gewühle hineingerissen und von ihren Beschützern getrennt; sie verliert ihre beiden Knaben, wird

durch eine kleine Thüre hinaus, weiterhin durch den Sal der Pas-perdus gewirbelt und endlich, dem Ersticken nahe und halb ohnmächtig gegen eine Glasthüre geschleudert, welche in den Garten des Kammerpräsidenten führt. Hier heben etliche ihrer Begleiter, welchen es gelungen, sie wieder zu finden, die unglückliche Prinzessin auf, die einen Schmerzensschrei der Muttersorge um ihre Söhne ausstößt, sprengen mit Gewalt die Glasthüre und retten die Herzogin in die Amtswohnung Sauzets, von wo man sie nach dem Invalidenhotel brachte, als nach einem sichern Zufluchtsort, obzwar der Gouverneur der Invaliden, der alte Marschall Molitor, Angstmann genug war, zu erklären, daß er für nichts stehen könnte, so das Volk den Zufluchtsort der Prinzessin entdeckte. Die beiden Knaben, im und durch das Gedränge von ihrer Mutter weggerissen, sind in Gefahr gewesen, zerdrückt und zertreten zu werden. Nur mit äußerster Mühe wurden sie gerettet, der Graf von Paris durch den Bürgerwehrmann Martinet, der Herzog von Chartres durch den Huissier Lipmann. Als man den älteren Prinzen durch den Garten des Palais Bourbon trug, hatte er sich von dem Schrecken schon soweit wieder erholt, daß er seinen Träger frug: „Nicht wahr, Monsieur, man wird mich nicht hindern, König zu sein?“ Auch Oheim Nemours entkam glücklich. Er hatte sich in eins der Bureauzimmer geflüchtet, vertauschte hier seine Generalsuniform mit der eines Nationalgardisten, welche der mitleidige Besitzer ihm lieh, und gelangte in dieser Verkleidung unangefochten ebenfalls ins Hotel der Invaliden. Dieses Asyl war bezeichnend: die weggeschwemmten Ueberbleibsel des Julikönigthums, welches den Frieden um jeden Preis gewollt hatte, suchten Schutz hinter den Mauern, welchen das Zauberwort „La gloire française“ eine unverletzbare Heiligkeit verlieh.

8.

Derweil scheint der im Sitzungssale einer weiland Deputirtenkammer tobende Aufruhr in seinem eigenen Fett ersticken zu wollen. Denn es übersteigt die Kraft menschlicher Lungen, Arme und Beine, so ein Rufen, Rumoren und Rasaunen, so ein Gezappel, Geschiebe und Gerammel allzulange auszuhalten, und darum müssen von Weile zu Weile Pausen eintreten, wo der Gedanke über dem Chaos schwebt und die menschliche Stimme das unartikulirt-thierische Gebrülle einigermaßen beherrscht.

Während einer solchen Pause erscheint auf der Estrade über der Rednerbühne ein Greis von achtunggebietendem Aussehen und nimmt, geleitet von dem Sohne Karnots und umgeben von einer Schar Studenten, Polytechniker und Arbeiter, Besitz von dem verlassenen Präsidentenstuhl. „Dupont de l'Eure — ruft es durch den Sal — Dupont führt den Vorsitz. Stille!"

Lamartine, welcher noch immer auf der Rednerbühne steht, will den Einfall gehabt haben, den hochangesehenen Greis, einen der zwei oder drei Republikaner, welche in der Kammer gesessen hatten, durch junge Leute auf den Präsidentenstuhl holen zu lassen und damit symbolisch anzudeuten, daß die Republik das Präsidium über Frankreich zur Hand nehme. Dies geschehen, „hebt sich Lamartine — (so erzählt er uns) — auf den Zehen in die Höhe" und sagt zu Dupont: „Eilen Sie, die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung, welche durch das Volk und die noch anwesenden Deputirten mittels Zuruf ernannt werden sollen, sofort zu proklamiren." Dupont nickt zustimmend, aber wie soll die schwache Stimme des alten Mannes inmitten dieses babylonischen Koncertes sich bemerkbar machen?

Denn der Gräuel von Missklängen ras't wieder los und Lamartine muß abermals eine Pause abwarten, um den Versuch machen zu können, die beispielloseste aller Wahlhandlungen zu leiten. Inzwischen wandelt sich die Rednerbühne in eine Stimmzettelurne. Nicht nur die Namenlisten, wie sie von den Leuten vom „National" und von

denen der „Reform“ abgesondert entworfen und wie sie dann zwischen beiden Parteien vereinbart worden, sind da, sondern es wird auch eine Menge von Papierfetzen, auf welche ein jeder der auf den Treppen und der Plattform der Tribüne sich Drängenden die Namen seiner Erwählten geschrieben, von rechts und links in Lamartine's Hände geschoben. Er trifft in der Geschwindigkeit seine Auswahl und macht dann eine erste Anstrengung, zur Verkündigung der Namen zu schreiten. „Ich werde die Namen ablesen“ — „Stille! Stille!“ — „Dupont de l'Eure.“ — „Er ist ja auf dem Präsidentenstuhl.“ — „Messieurs, ich werde die Namen“ — Hunderterlei Geschrei. Lamartine: „Die Herren Arago“ — Zahlreiche Stimmen: „Die provisorische Regierung!“ Lamartine: „Dupont de l'Eure wird die Namen der Mitglieder nennen.“ Wüthendes Bravo. Eine Stimme: „So hört doch!“ Ein Barrikadenmann: „Nur einen Augenblick stille! Wir müssen doch die Namen der Männer hören, welche die Regierung bilden werden.“ Eine Stimme: „Unser Heil hängt davon ab. Stille!“ Eine zweite: „Dupont de l'Eure vor allen andern!“ Eine dritte: „Hoch die Republik!“ Eine vierte: „Im Namen des Volkes, stille!“ Eine fünfte: „Es lebe Lamartine!“ Und wiederum quoll alles in einen wüsten Wirbel von Wirrwarr zusammen.

Dann abermals eine Pause, nachdem das Getöse erschöpft in sich selber zusammengebrochen. Dupont: „Man schlägt euch vor, eine provisorische Regierung zu bestellen.“ — „Ja, ja. Die Namen! Die Namen!“ Die Stenographen (aus ihrer Loge herausschreiend): „Stille! Wir werden euch die Namen wiederholen.“ — Dupont: „Hier habt ihr die Namen.“ — „Welche? Her damit!“ — Dupont: „Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure, Kremieux.“ — Geschrei und Tumult. Lamartine: „Messieurs, stille! Wenn Sie wollen, daß die Mitglieder der provisorischen Regierung die Mission auf sich nehmen, welche Sie derselben anvertrauen, so muß doch wenigstens die Verkündigung der Namen geschehen.“ — Eine Stimme: „Ihr müßt vor allem wissen, daß das Volk vom Königthum nichts

mehr wissen will. Die Republik!" Viele Stimmen: „Berathen wir auf der Stelle!" Eine Stimme: „Setzt euch, setzt euch! Wir wollen die Plätze der Verkauften einnehmen (prenons les places des vendus)." — Eine andere: „Keine Bourbons mehr! Eine provisorische Regierung und dann die Republik!" — Eine dritte: „Wir verlangen, daß die Republik proklamirt werde!" — Eine vierte: „Nur einen Augenblick stille! Wir kommen sonst zu nichts." — Dupont (die Namen ablesend, deren jeder durch die Stenographen in den Sal hinausgeschrieen wird): „Lamartine" — (ja! ja!) — „Ledru-Rollin" — (ja! ja!) — „Arago" — (ja! ja!) — „Dupont de l'Eure" — (ja! ja!) — „Marie" — (ja! nein!) — Etliche Stimmen: „Georges Lafayette" — (ja! nein! nein!) — Viele Stimmen: „Die Republik! Die Republik!" Ein Blusenmann: „Die Mitglieder der provisorischen Regierung müssen rufen: Hoch die Republik! bevor sie anerkannt werden wollen." Eine andere Bluse: „Man muß die provisorische Regierung nach dem Stadthause führen. Wir wollen eine weise, gemäßigte Regierung. Kein Blut! Aber wir wollen die Republik!" Die Masse: „Bravo! Bravo! Zum Stadthaus! Lamartine voran!"

Der Dichter steigt von der Rednerbühne herab. Man schafft ihm, man schafft dem alten Dupont, man schafft auch Kremieux Bahn und die drei verlassen den Sal, gefolgt von einem zahlreichen Geleite, um nach dem Hotel de Ville zu gehen, welches im Besitze bewaffneter Republikaner ist. Diese verhandeln dort unter dem Vorsitze von Lagrange ebenfalls über die Errichtung einer provisorischen Regierung, während eine Schar von Socialdemokraten, welche der Polizeipräfektur sich bemächtigt haben, unter der Leitung von Kaussidière und Sobrier daselbst eine pariser „Kommune" à la 1792 zu organisiren sucht. Das Stadthaus ist jetzt, zur Zeit der dritten französischen Revolution, was es zur Zeit der ersten und zweiten gewesen: — das unbestrittene Hauptquartier. Das fühlt der Instinkt der Massen, das wissen die Führer der verschiedenen Faktionen und Fraktionen. Wer sich zuerst mit einem Anschein von Berechtigung,

mit einem Schatten von Vollmacht im Hotel de Ville als „Gouvernement" installiren kann, der hat Paris, d. i. Frankreich. Denn Regierungslosigkeit ist ja den Menschen, wie sie nun einmal sind und der Hauptsache nach allzeit sein werden, so lange der Erdball zusammenhält, gleichbedeutend mit Weltuntergang. Sie fühlen eben, daß sie ihrer vieltausendjährigen Kulturarbeit zum Trotz doch erst nur halbgezähmt sind und demnach der Eisenumgitterung, genannt Staat, Polizei, Strafjustiz u. s. w. schlechterdings nicht entbehren können.

„Lamartine voran!" Mit dieser Losung hat der „honette" Republikanismus seine Fahne aufgepflanzt, — jener honette Republikanismus, welcher glaubt und hofft, innerhalb des Rahmens einer im Innern maßvollen und versöhnlichen, nach außen friedlichen und durch diese beiden Eigenschaften der bürgerlichen „Respektabilität" sich empfehlenden Republik müßten und würden sich die großen Ideen von 1789 endlich verwirklichen lassen. Mit dem praktischen Schick und Takt, welchen die Franzosen in allen großen Krisen ihrer Geschichte gezeigt haben, begriffen diese wohlmeinenden Leute und wackeren Patrioten, daß der Dichter der „Girondins" das beste Sprachrohr dieses anständigen, achtbaren und zahlungsfähigen Republikanismus sei, und es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß dieses Sprachrohr Töne gefunden hat, welche, dem begeisterten Schwunge der Flitterwochen der Februarrevolution wahlverwandt, ohne Frage sehr viel dazu beigetragen haben, die „honette" Republik, entgegen den socialistischen Träumereien und den kommunistischen Gelüsten, zu begründen und festzustellen, — auf dem Flugsand der erwähnten Flitterwochenstimmung nämlich. Der erste entscheidende Akt dieser im Handumdrehen vollzogenen, d. h. vorausgesetzten Republikanisirung Frankreichs war die wirkliche Konstituirung des „Gouvernement provisoire" im Hotel de Ville, ein Akt also, welcher ohne die muthige Rednerarbeit Lamartine's, wie jedermann weiß, kaum möglich gewesen wäre. Daß hierbei die ursprüngliche, d. h. im Palais Bourbon halb oder ganz proklamirte Liste der Mitglieder

verschiedene Erweiterungen und Aenderungen sich gefallen lassen mußte, änderte an der Hauptsache nichts . . . .

Aber lasst uns noch geschwinde das Nachspiel mitansehen, welches in dem brodelnden Krater vor sich geht, aus welchem die Herren Lamartine, Dupont und Kremieux so eben mühsälig herausgeklettert sind, um sich zum Stadthaus auf den Weg zu machen.

Ziemlich überflüssiger Weise hat sich Ledru-Rollin des von Lamartine verlassenen Platzes auf der Rednerbühne bemächtigt und sucht dem Volke, soweit es ihn hört und anhört, die Bedeutung der Einsetzung einer provisorischen Regierung des breiteren begreiflich zu machen, lies't auch die Namenliste — und zwar diese: Dupont, Arago, Lamartine, Garnier-Pagès, Marie, Kremieux, Ledru-Rollin — wiederholt vor und verlangt, daß man durch Handmehr über Annahme oder Verwerfung derselben abstimme. Die Menge unterbricht das unnütze Gerede mit dem Rufe: „Zum Hotel de Ville!" Ein Polytechniker: „Ihr seht, keins der Mitglieder eurer provisorischen Regierung will die Republik. Wir werden wiederum betrogen sein wie im Jahre 1830." Ein Bürgerwehrmann, auf der Tribüne sein Gewehr schwingend: „Es lebe die Republik! Zum Stadthaus! Zum Stadthaus!"

Die wogende Menge setzt sich in Bewegung, den Sal zu räumen. Aber für einen Augenblick stemmt und staut sie sich wieder. Ein mit einer Doppelflinte bewaffneter Arbeiter schreit mitten aus dem Halbkreise vor der Rednerbühne heraus: „Gebt acht! Ich schieße auf Louis Philipp!" und in denselben Moment entladen sich die beiden Läufe seiner auf das über dem Präsidentenstuhl angebrachte Gemälde gerichteten Waffe. Schreckensrufe bersten aus. Ein anderer Arbeiter, Theodor Six heißt er, schwingt sich blitzschnell auf die Tribüne und ruft mit energischen Gebärden in das Getümmel hernieder: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Warum zer-

stören? Warum auf Gemälde schießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht irreleiten kann. Zeigen wir jetzt, daß es seinen Sieg zu ehren weiß!“ Eine ungeheure Salve von Beifall belohnt den treffenden Spruch.

Die Massen ordnen sich zum Abzug. Der Boden des Sales erzittert unter ihren Tritten und an der Decke widerhallt schmetternd der Jubelruf: „Vive la république!“

III.

Alles provisorisch.

1.

An einem der ersten Märztage von 1848 hat eine Französin, die genialste der Französinnen und der größte aller Poeten ihres Geschlechtes, Aurore Dudevant, die Urenkelin des Marschalls Moritz von Sachsen, deren Ahn demnach August der Starke und deren Ahne die schöne Aurora von Königsmark gewesen, sie hat einen Dithyrambus „An das Volk“ ausgehen lassen, worin geschrieben stand: — „Oh, Volk Frankreichs, du hast dich in deinem letzten Kampfe so groß und so großmüthig benommen, daß du jeden, der dich nicht liebte, gezwungen hast, dich zu lieben und zu verehren. Du warest groß! Du bist heldisch von Haus aus; deine Kühnheit, deine erhabene Verachtung der Gefahr setzen niemand in Erstaunen. Allein gestern noch bangte allen Aristokraten der Welt vor dir und glaubten, an deiner Gnade zweifelnd, die einen, man müsse deinen Aufschwung durch die Waffen der Gewalt, die andern, man müsse ihn durch die Waffen der List hemmen. Du hattest jedoch schon bewiesen, daß du zu siegen und zu verzeihen wüßtest. Man hatte seit achtzehn Jahren so viel des Unheils auf dein Haupt gehäuft, man hatte so viele Verbrechen gegen dich zugelassen, daß man deine Rache, wenn nicht für rechtmäßig — das kann die Rache niemals sein! — so doch für unvermeidlich hielt. Aber du hast einen glänzenderen Beweis als

jemals geliefert, daß du die vorzugsweise hochherzige Klasse bist. Bei deiner Kraft, wie bist du milde! Wie bist du stark, indem du so gut bist! Darum wirst du herrschen, oh Volk, brüderlich herrschen mit deinesgleichen aller Klassen! Denn die Republik, diese heilige Bundeslade, unter deren Trümmern wir lieber alle sterben als daß wir sie verlassen wollen, die Republik, diese vorzugsweise Form dauerhafter Gesellschaften, verkündet und weiht vor dem Weltall, das sie zum Zeugen ihres Eides anruft, die Gleichheit der Rechte aller Menschen."

Das hieß die Sachlage durch die rosenroth-optimistischen Gläser einer Dichterbrille ansehen. Außerdem wirbelt in den dithyrambischen „Lettres au peuple", welche die gute Frau Aurore in den ersten Wochen nach der Februarrevolution schrieb, gar viel und dicker Selbstbeweihrauchungsdampf, wie ihn die französische Nationaleitelkeit so sehr zu schlürfen liebt. Indessen ist doch zu betonen, daß nicht nur die Augen einer Dichterin, sondern sogar die von Diplomaten die Situation zunächst in tröstlichem Lichte sahen. Einer hat bezeugt, daß insbesondere die Abschaffung der Todesstrafe für politische Vergehen, eine der ersten Maßregeln der provisorischen Regierung, unmittelbar veranlasst durch das falsche Gerücht von der Aufgreifung des flüchtigen Guizot, einen sehr beruhigenden Eindruck hervorgebracht habe*). Etliche Tage später meldete freilich derselbe Geschäftsträger nach Hause, man setze zwar im allgemeinen großes Vertrauen auf die Klugheit und Energie mehrerer der zur Leitung der Angelegenheiten berufenen Männer; allein es sei fraglich, ob die Mitglieder der Regierung über alle Fragen einig und einverstanden seien. Schon mache sich daher die Ansicht geltend, daß die höchste Behörde so, wie sie zusammengesetzt oder vielmehr „improvisirt" worden sei, nicht lange werden bleiben können**). Zwei Tage

---

*) Depesche Delley's vom 26. Februar. S. B. A.

**) Delley am 29. Februar: „On a généralement une grande confiance dans l'énergie et la sagesse de certains hommes qu'on a mis aux

darauf lautete ein in den Bundespalast nach Bern abgehender Bericht wieder viel zuversichtlicher. Alles lasse sich gut an in der neuen Republik; die Geschäfte würden wieder aufgenommen und die Ordnung scheine vollständig hergestellt*).

Allein die Zuversicht, die Wiederaufnahme der Geschäfte, die Aufrechthaltung der Ordnung, die Aussöhnung oder wenigstens die Verträglichkeit der Parteien, der Bestand der Regierung, die am 24. Februar improvisirte Republik selbst, — alles war nur Schein, alles war nur provisorisch und machte auf jeden ruhig Betrachtenden und Erwägenden den misslichen Eindruck des Provisorischen.

Frankreich ließ die pariser Improvisation, die Republik, sich gefallen; aber es nahm sie nicht an. Was wußte der grauenhaft unwissende französische Bauer von einem Freistaat? Wie hätte der kaum weniger unwissende Bourgeois in den Provinzen für die Republik sich begeistern können, in welcher er nur eine Wiederheraufbeschwörung des rothen Schattens von 1793 sah? Zudem waren ja der Royalismus und der Jesuitismus in Folge der Feigheit ihrer Führer zwar überrascht und geschlagen, nicht aber besiegt. Schon am Tage nach ihrer Niederlage richteten sie sich aus ihrer geduckten Stellung wieder auf, schauten vorsichtig um sich her, und als sie die gutmüthige Vertrauensduselei der Sieger wahrnahmen, gingen sie, obzwar „Vive la république!“ mitrufend, an's Werk, im Laboratorium royalistisch-pfäffischer Chemie und Perfidie für die großmüthige Stegreifsdichtung vom 24. Februar den tödtlichen Gifttrank zu brauen. Ob die Herren Chemiker an das Gespenst des Kom-

---

affaires; mais il est probable qu' entr' eux ils ne seront pas toujours d'accord sur toutes les questions. Les éléments dont cette administration a été composé ou pour mieux dire improvisé sont tels qu'il est probable qu'il devra y avoir quelque épuration plutard.“ S. B. A.

*) Depesche Barmans vom 2. März: „L'état intérieur de la république nouvelle est satifaisant, je pourrais même dire miraculeusement rassurant; les affaires commencent se reprendre, et l'ordre parait entièrement rétabli.“ S. B. A.

munismus, durch welches zu ihrer Arbeit angeeifert worden zu sein sie vorgegeben haben, wirklich glaubten oder nicht, ist noch heute nicht unwidersprechlich festgestellt. So viel aber steht unwidersprechlich fest, daß verdrehte Phantasten von Socialisten und notorische Narren von Kommunisten alles Menschenmögliche thaten, um dieses Gespenst zu einem Schreckphantom aufzublasen, vor welchem sich alle politischen Kinder fast zu Tode fürchteten und welches den Rückschrittlern einen hochwillkommenen Text zu ihren Angstpredigten lieferte.

Am längsten hat der hoffnungsfreudige Enthusiasmus in der Masse der besseren Arbeiterbevölkerung von Paris vorgehalten. Diese armen Blusenleute glaubten und hofften alles Ernstes, die Februarrevolution müßte das große Räthsel des Verhältnisses von Kapital und Arbeit lösen. Sie wollten sich nicht überzeugen lassen, daß dieses Räthsel längst gelös't sei, maßen das Verhältniß von Kapital und Arbeit genau so, wie das Verhältniß von Macht und Recht. „Sei im Besitz und du bist im Recht!" Die Idealpolitiker in Blusen gaben sich demnach thörichten Illusionen hin. Allein nur parlamentarische Seilgaukler, nur Fartcatchers des Prozenthums konnten und können über die rührende Wahrheit und tragische Würde des Wortes die Achseln zucken, welches das pariser Proletariat an die provisorische Regierung gerichtet hat: — „Wir stellen euch drei Monate Hunger zur Verfügung." Und das Wort ist nicht nur verpfändet, es ist auch redlich eingelös't worden, mit einer Tapferkeit, welche die auf den Barrikaden entfaltete himmelhoch überstieg.

Die große Frage der Möglichkeit einer Ausgleichung, einer billigeren Regelung zwischen den Ansprüchen des Kapitals und den Bedürfnissen der Arbeit war jedoch einmal auf die Tagesordnung gesetzt worden und es hob darüber eine Debatte an, deren entsetzliche Zusammenfassung die Junischlacht werden sollte. Der Märzmond war nur erst zur Hälfte herum, als die verderbenträchtige Juniwetterwolke schon am Horizont aufzudunkeln begann. Sogar die exaltirte Triumphirerin vom Februar, unsere gute Frau Aurore, ließ die

Flügel bereits bedenklich hängen. Am 19. März, in ihrem zweiten Brief an das Volk, schrieb sie: „Ich habe gesehen, wie das Mißtrauen und die schreckliche Zweifelsucht, jenes unselige Erbtheil monarchischer Sitten, in das Herz der Reichen sich einschlichen und dort den Funken erstickten, der im Begriffe war, aufzulodern; ich habe gesehen, wie Ehrgeiz und Betrug die Maske der Zustimmung und des Beitrittes vorsteckten und wie die Furcht einer Menge von selbstsüchtigen Seelen sich bemächtigte; habe gesehen, wie bittere Rachegefühle in der Form niederträchtiger Einschmeichelung sich kundgaben; habe gesehen, wie diese ihre Reichthümer verbargen und verleugneten, jene die Absichten des Volkes verleumdeten, weil sie seine Handlungen nicht verdammen konnten; kurz, ich habe Dinge gesehen, die ich nicht voraussehen konnte, weil ich sie noch heute nicht verstehen kann." Arme Wolkenwandlerin! Du hättest doch unschwer verstehen lernen können, daß die Politik nicht mittels himmelblauer und rosenrother Ideale gemacht wird, sondern mittels sehr „realer" Faktoren, als da sind Mittelmäßigkeit und Gemeinheit, Egoismen und Iskariotismen, die Gier, große Gewinnste herauszuschlagen, und die Sucht, kleine Eitelkeiten zu befriedigen.

Ein Haussklave der Orleans, Monsieur Kuvillier-Fleury, verstand die Situation viel besser, indem er sich über den Zustand, welcher durch die Explosion vom Februar herbeigeführt worden war, also ausließ: — „Niemals hat die Tyrannei schwerer auf einem Volke gelastet; denn sie ging darauf aus, an einem Tage unsere Einrichtungen, unsere Sitten, unsere Sprache zu ändern. Sie warf uns durch ihre lächerliche Wiederausgrabung der Phantome von 1793 ebensosehr um 60 Jahre rückwärts, als sie uns um mehr als ein Jahrhundert vorwärts stieß durch die gewaltsame Vorwegnahme der, übrigens bestreitbaren, Konsequenzen unserer ersten revolutionären Befreiung. Sie dekretirte, auf usurpatorischen Antrieb der Klubbs und um einer Handvoll von Sektirern genugzuthun, eine Staatsform, welche zu bestimmen nur die Wähler Frankreichs berechtigt

waren. Sie verbreitete mittels Mißkredits den Ruin, mittels Vertrauenslosigkeit den Stillstand der Geschäfte, mittels Steuerdrucks das Elend, mittels ihrer Kommissäre den Schrecken, mittels ihrer Wahlagenten das Skandal, mittels ihrer Bulletins die Begriffeverwirrung und den Haß über das ganze Land."

Diese Auslassung ist aus einem Drittel Wahrheit und zwei Dritteln Lüge zusammengesetzt und doch ist sie — wunderlich zu sagen! — ganz und gar wahr und richtig. Das macht, Haussklave Kuvillier ist ein unendlich viel thatsächlicherer Ab- und Ausdruck seiner Zeitgenossen und Landsleute als Wolkenwandlerin Aurore. Gerade so wie er verhielt sich die ungeheure Mehrzahl der Franzosen zur Februarrevolution und ihren Folgen. Was er sagt oder sagen will, läuft auf die Thatsache hinaus, daß die Verwirklichung der Freistaatsidee für die ungeheure Mehrzahl der Franzosen und der Europäer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Unmöglichkeit, eine Tollheit, eine Undenkbarkeit ist. Seitdem Industrialismus und Kommercialismus die naturgemäßeren Grundlagen der europäischen Gesellschaft beseitigt haben, muß für diesen unendlich komplicirten und raffinirt künstlichen Gesellschaftsbau jedes freiheitliche Experiment ein lebensgefährliches werden. Er verträgt keine Erschütterung und das aus unwidersprechlicher Erfahrung erflossene Gefühl hiervon hat eine bleigraue Werkeltagsstimmung hervorgebracht, welche kaum noch versuchen mag, zu sonntäglich-idealistischer Anschauung sich zu erheben. Das Höchste, wozu sie sich erschwingen kann, ist, die öde Alltagsmisère eines geistverlassenen, entgötterten, ganz und gar vermaterialisirten Daseins durch materielles Schaugepränge und durch Sinnenkitzel aller Art erträglicher zu machen. Daß aber die Gier und Gewohnheit sinnlichen Genusses die moralische Pest der Niedertracht und Feigheit immer allgemeiner und intensiver machen muß, liegt auf der Hand. Nicht weniger, daß es Narrheit, von einer also beschaffenen Gesellschaft Begeisterung, Thatkraft und Aufopferung zu fordern oder gar zu erwarten. Es steht bekanntlich geschrieben:

„Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst;
Er bringt nicht Gold, er bringt nicht Fürstengunst" —

und von Leuten, für welche außer dem Gelderwerb, den mit Geld erkaufbaren Genüssen und etwa noch Titeln und Orden, alles Schwindel und Hirngespinnst ist, von solchen Leuten verlangen, daß sie diesen „strengen Dienst" thun sollen, heißt rasen. Summa: Für die europäische Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist der Despotismus die passendste, ja die einzig mögliche Staatsform, vorausgesetzt, daß dieselbe, da nun einmal die Welt vom betrogenseinwollen nicht lassen will, mit etwelchem konstitutionellen Firlefanz und einigem parlamentarischen Schnickschnack ausstaffirt sei.

2.

Das einzige Mandat, worauf die Mitglieder der provisorischen Regierung mit Recht sich berufen konnten, war nicht die tumultuarische Wahlhandlung im Palais Bourbon, wohl aber die brennende Nothwendigkeit, irgendetwas einer Autorität ähnliches an die Stelle zu setzen, welche der weggefegte Louis-Philippismus leer gelassen hatte. Es gehörte fürwahr ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, auch nur einen dahin zielenden Versuch zu machen, und daß dieser Versuch mittels Energie und Ausdauer zu einer Thatsache erhoben wurde, gereicht den Betheiligten zu einer Ehre, welche keine Mäkelei wegwischen oder verkleinern kann. Was wäre wohl aus dem am Abend des 24. Februars einer vollständigen Anarchie preisgegebenen Paris geworden, so sich nicht elf Männer der kolossalen, der geradezu verzweifelten Aufgabe unterzogen hätten, wiederum Ordnung in das Chaos zu bringen?

Schon das war eine harte und gefährliche Arbeit, durch das ungeheure Wirrsal, welches um das Stadthaus her wimmelte und wüthete, hindurch und in das Prätorium der Revolution hinein zu

bringen, und als dieses gelungen, was für eine namenlose Mühe kostete es dann, um endlich für die Sieben (Dupont de l'Eure, Arago, Lamartine, Ledru=Rollin, Garnier=Pagès, Marie und Kremieux) ein abgelegenes Zimmerchen zu erobern, ja, förmlich zu erobern, wo sie, während die Thüre durch Polytechniker und Studenten mit blanker Waffe gegen den stets wiederholten Ansturm Unberufener vertheidigt werden mußte, ihre Konstituirung und ihre ersten Regierungshandlungen vornehmen konnten.

Hierbei hat sich nun freilich sofort die klaffende Kluft der Gegensätze aufgethan, welche unter den Gliedern der zu konstituirenden Behörde vorhanden waren. Daß Armand Marrast mit in das kleine Gemach eingetreten, hatten die Sieben stillschweigend hingenommen. Als aber auch Louis Blanc und Flokon, welche nebst Albert im Stadthause proklamirt worden waren, eintraten, da gab es lange Gesichter und krause Mienen. Begreiflich! Die Aufnahme der drei Socialdemokraten in die Regierung mußte voraussichtlich auf die Bourgeoisie die Wirkung einer platzenden Bombe thun. Es war ja damit angezeigt, daß die leidige politische Revolution zu einer leidigeren socialen ausschlagen könnte. „Was wollen denn D i e da?" fragte Kremieux den Lamartine. „Ich weiß es nicht", erwiderte dieser gleichgiltig. Allein Blanc, in dessen kleinem Leib eine kecke Seele wohnte, war nicht der Mann, durch fragende Mienen und finstere Blicke sich einschüchtern zu lassen. Er ging geraden Weges auf den Tisch zu, um welchen die früheren Ankömmlinge herumsaßen, und sagte: „Berathen wir!" Worauf Arago hochherab: „Gewiß, wir wollen berathen, sobald Sie sich entfernt haben werden." Diese Grobheit mußte für den, dem sie galt, um so unerwarteter kommen, als derselbe Arago denselben Blanc seit Jahren in seinen publicistischen Kämpfen gegen Louis = Philippismus und Don=Guizoterie ermuntert und mit Lob förmlich überschüttet hatte. Allein der barsch hingeworfene Handschuh wurde barsch aufgenommen und der Verfasser der „Histoire des dix ans" bewies dem berühmten Astronomen kurz und bündig, daß die im Sale Saint=Jean des Hotel de Ville er=

korenen Mitglieder einer provisorischen, zuerst auf den Barrikaden geforderten und ausgerufenen Regierung eine mindestens ebenso gute Vollmacht hätten wie die im Sale der „Korrupten" im Palais Bourbon erwählten. Dagegen ließ sich gar nicht aufkommen, wenn nicht etwa mit einer jener parlamentarischen Zweiächseleien, mit einem jener Vermittelungsvorschläge, welche immer und überall das Wesen der Dinge gerne preisgeben, wenn sie nur den Schein der Formen retten können. Garnier-Pagès schlug nämlich vor, daß die nicht im Palais Bourbon proklamirten drei Herren Marrast, Blanc und Flokon als „Sekretäre" der provisorischen Regierung sich anschließen sollten. Marrast und Flokon schienen geneigt, auf dieses Abkommen einzugehen; Blanc dagegen, beleidigt, drohte, sofort an die Entscheidung durch das Volk zu appelliren, gab jedoch schließlich ebenfalls nach, da Ledru-Rollin pathetisch seinen Patriotismus anrief. Aber der kleine Mann mit den Feueraugen und der Feuerseele gab nur nach, indem er mit Entschiedenheit („avec autorité") erklärte, die provisorische Regierung müßte sich als ein weiteres direkt vom Volke bestelltes Mitglied den Mechaniker Albert gefallen lassen. Es wurde kein Einwurf gegen den „Arbeiter" vorgebracht und so kam es, daß Marrast, Blanc, Flokon und Albert zunächst als „Sekretäre" der provisorischen Regierung erschienen. Jedoch nur ein einziges mal, nur in einer Nummer des Moniteur, nur am Fuße der noch am 24. Februar entworfenen Proklamationen. Denn schon 48 Stunden später, der Moniteur bezeugt es, war die Unterscheidung zwischen den Sieben und den Vier verwischt und verschwunden und erschienen die letzteren den ersteren durchaus gleichberechtigt und gleichgestellt. Man sieht, in dem großen Provisorium der Republik von 1848 gab es wieder kleine Provisorien die Hülle und Fülle.

Wie so häufig geschieht in dieser Welt voll Lug und Trug, hatte man sich demnach über die klaffende Kluft principieller Gegensätze mittels einer trügerischen Wortbrücke vorerst glücklich hinübergeschwindelt. Aber die Kluft wurde dadurch keineswegs geschlossen,

sondern sie hat sich vielmehr von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde erweitert.

Dies zeigte sich sofort, als die provisorische Regierung dazu verschritt, auf die allererste der wuchtvoll auf sie einstürmenden Fragen eine Antwort zu geben. Soll das illegitime, auf den Barrikaden geborene Dreitagekind anerkannt werden oder verleugnet? Soll die Republik amtlich verkündet und ausgerufen werden oder nicht?

Dupont und Arago, beide alt, schwach und krank, beide geneigt, die Sachlage eher noch schwärzer denn lichter anzusehen, als sie wirklich war, beide auf den angeblichen Republikanismus ihrer Landsleute mit dem Unglauben der Erfahrung blickend, waren für die Verneinung der Frage. Marie neigte zu ihnen. Ledru, Blanc und Flokon dagegen stimmten eifrig für Bejahung und Lamartine verrieth Neigung, ihnen beizutreten. Garnier-Pagès, Kremieux und Marrast meinten, die Frage sei einstweilen offen zu lassen. Die Debatte ist zu verschiedenen malen durch Anstürme von außen, welche die wachhaltenden Polytechniker und Studenten vergeblich abzuschlagen suchten, unterbrochen worden. Einmal schienen die wüsten Wogen der Anarchie geradezu die kaum konstituirte Regierung aus ihrem Zufluchtswinkel wegspülen zu wollen. Das immer wilder werdende Geschrei der Menge: „Die Republik! die Republik!“ machte die Mauern des Stadthauses erzittern. Um den Sturm zu besänftigen, mußte Blanc auf den Grèveplatz hinabsteigen und dort ankündigen: „Die provisorische Regierung will die Republik!“ Im selben Augenblick that auch Lamartine im Sale Saint-Jean eine beschwichtigende Ansprache an die kochende, strudelnde Masse. Der Schrei: „Tod dem Lamartine! Den Kopf Lamartine's!“ schlug, von der souveränen Unvernunft ausgestoßen, an die Ohren des Redners. Da sprang ihm ein glückliches Wort auf die Zunge. Mit einem Lächeln der Verachtung sagte er zu den Schreiern gekehrt: „Meinen Kopf? Wollte Gott, Bürger, mein Kopf säße euch allen auf den Schultern!“ Das schlug ein.

Die nach solchen Zwischenspielen wieder aufgenommene Debatte über die große Frage des Augenblicks wurde mühsälig zum Schlusse gebracht. In der von Lamartine entworfenen Proklamation der provisorischen Regierung an das französische Volk stand ursprünglich der Satz: „Obgleich die provisorische Regierung der republikanischen Staatsform den Vorzug gibt, so maßt weder sie noch maßt das Volk von Paris sich an, diese ihre Meinung den Bürgern Frankreichs aufzudringen, welche unverzüglich berufen werden sollen, die endgiltige Form des Staates festzustellen". Blanc, Ledru und Flokon verwarfen diesen Satz entschieden; allein Kremieux schnitt den wieder anhebenden Streit ab, indem er die von den Republikanern bestrittene Redensart aus dem Proklamationsentwurf strich und dafür diese einschaltete: „Die provisorische Regierung will die Republik, mit Vorbehalt der Zustimmung des Volkes, welches unverzüglich befragt werden soll". Die Kostbarkeit der Augenblicke machte sich so sehr fühlbar, daß kein weiterer Widerspruch erhoben und die ganze Proklamation, einschließlich des zuletzt angeführten Satzes, sofort in die Druckerei des Moniteur befördert, sowie in einer Menge mit fliegenden Federn gefertigten Abschriften auf den Grèveplatz ausgeworfen wurde*). Diesem ersten von der provisorischen Regierung erlassenen Aktenstücke schloß sich als zweites unmittelbar eine an die Armee gerichtete Proklamation an, worin den Generalen, Offizieren und Soldaten eine dicke Schichte Phrasenhonig auf die Lippen gestrichen ward.

Wie bekannt, hat sich die französische Armee unweigerlich der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt. Die in Paris

*) In sehr bestimmter Form und auch unwiderlegt ist die Sage aufgetreten, die Herren Dupont, Lamartine, Kremieux und Garnier-Pagès hätten es sofort bereut, dem Ausspruche, daß die provisorische Regierung die Republik wollte, zugestimmt zu haben, und sie hätten einen Vertrauten (den Herrn Bixio) nach der Druckerei des Moniteur gesendet, um den ihnen anstößigen Satz aus der Proklamation zu entfernen. Allein es sei schon zu spät und das Blatt bereits gedruckt und ausgegeben gewesen. Auch Marrast soll an diesem Verhinderungsversuch sich betheiligt haben.

anwesenden Truppen thaten das in den Personen ihrer Generale und Obersten noch in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar. Dieses Beispiel fand dann rasche Nachfolge in den Provinzen; auch in Algier, wohin man anfänglich mit Besorgniß geblickt hatte, weil man befürchtete, die daselbst anwesenden, im Heer und in der Marine nicht unbeliebten Söhne Louis Philipps, der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville, könnten einen Versuch machen, die Fahne der Julidynastie aufrecht zu halten. Die beiden Prinzen waren jedoch zu gute Franzosen, als daß sie dem, was nun einmal zur Stunde für den Nationalwillen galt, sich hätten entgegenstemmen wollen. Die Art, womit sie diesen Nationalwillen anerkannten und womit sie ihre Kommando's niederlegten, um ins Exil zu gehen, war durchaus würdig und eine schöne Frucht der verständigen Nicht-Prinzenerziehung, welche ihnen ihr Vater hatte geben lassen. Daß übrigens Armee und Flotte der neuen Ordnung der Dinge so leicht sich fügten, begreift sich unschwer. Erstens war ja niemand da, welcher ihnen das Gegentheil befohlen hätte; zweitens war das Bürgerkönigthum im Heer und in der Marine schon lang unpopulär gewesen; drittens hatten in den Regimentern wie auf den Kriegsschiffen die Ueberlieferungen der ersten Republik unauslöschlich sich fortgepflanzt und viertens endlich hat der französische Soldat an die Fabel von „des Königs Rock“ nie geglaubt und hat demnach nur unter so ganz außerordentlichen, so kunstvoll zu- und vorbereiteten Umständen, wie sie im December von 1851 gewesen sind, seine Sache gänzlich von der seines Volkes getrennt. Freilich, die Wirkung, welche die Zauberformel „Republik“ im Frühling von 1848 unzweifelhaft auf die französische Armee übte, war eben auch nur eine provisorische und konnte nur eine solche sein, da die Republik mit aller Welt im Frieden leben zu wollen erklärte und also den kriegerischen Erwartungen der Soldaten nicht entsprach ....

Nachdem die provisorische Regierung sich konstituirt und ihre ersten Verlautbarungen erlassen hatte, mußte sie sich organisiren, um den öffentlichen Dienst wieder in Gang zu bringen. Zu diesem

Zwecke nahm man zunächst eine Besetzung der wichtigsten Staatsämter vor. Der alte Dupont, dem wenig oder keine Arbeit mehr zugemuthet werden durfte, ward zu dem Ehrenamt eines Regierungspräsidenten ohne Ministerportefeuille berufen. Lamartine nahm das Ministerium des Aeußeren, Ledru das des Inneren, Kremieux das der Justiz, Marie das der öffentlichen Arbeiten, Arago das der Marine an sich. Zum Finanzminister ernannte man den Bankier Goudchaux, zum Kriegsminister den General Subervik, zum Unterrichtsminister Karnot, zum Handelsminister Bethmont, zum Maire von Paris Garnier-Pagès, zum Befehlshaber der Nationalgarde des Seinedepartements den Oberst Kourtais, zum Generalgouverneur von Algier den General Kavaignac. Kaussidière und Sobrier beließ man in der Leitung der Polizeipräfektur, deren sie sich „im Namen des souveränen Volkes" bemächtigt hatten. Nachdem diese Bestimmungen getroffen waren, traf man die weiteren von der Noth des Augenblicks eingegebenen Anordnungen.

So hatte man bis um Mitternacht regiert, als den Mitgliedern der Regierung die Thatsache, daß sie seit länger als 12 Stunden weder Speise noch Trank zu sich genommen, sehr deutlich sich fühlbar machte. Es ist wohl der Aufzeichnung werth, daß diese Diktatoren, welche in einem abgelegenen Winkel des pariser Stadthauses so eben Beschlüsse gefaßt und Dekrete erlassen hatten, die das Schicksal Frankreichs bestimmten, die äußerste Mühe hatten, kärglichste Mittel zur Stillung ihres Hungers und Durstes sich zu verschaffen. Mit Noth wurden ein halber Laib Kommisbrot und etliche Stücke Käse aufgetrieben, welche Lebensmittel die Soldaten, die das Stadthaus besetzt gehabt, daselbst hatten liegen lassen, ein Arbeiter brachte einen gefüllten Wasserkrug, ein von Hand zu Hand gehendes Taschenmesser mußte als gemeinsames Besteck, das Bruchstück einer Zuckerdose als gemeinsamer Becher dienen und die Mahlzeit begann, — die frugalste, welche jemals eine französische Regierung, ja wohl überhaupt jemals eine Regierung auf Erden gehalten hat. Aber nicht fehlte ihr die Würze von seiten des wahren und wirklichen Nothhelfers der Fran-

zosen, des geflügelten Feenkindes Esprit. Denn Lamartine sagte: „Seht mal, unser Bankett ist ein gutes, auf eine wohlfeile Regierung weisendes Vorzeichen (voici un festin de bon augure pour un gouvernement à bon marché).“ Nachdem Brot und Käse aufgezehrt und der Wasserkrug geleert war, wurde die Arbeit wieder aufgenommen und bis zum Tagesgrauen fortgesetzt. An 70 Manifeste, Anordnungen, Unterweisungen und Befehle sind die Frucht dieser Nachtarbeit gewesen, die in der fahlen Morgendämmerung des 25. Februars eingestellt werden mußte, weil im buchstäblichen Wortsinne die übermüdeten Augen und Hände den Mitgliedern der provisorischen Regierung den Dienst versagten.

3.

Wenig nur fehlte, daß schon an diesem also herangewachten 25. Februar das republikanische Provisorium noch etwas Provisorischerem hätte weichen müssen. Dem armen Wickelkinde von improvisirter Republik sammt ihren provisorischen Vormündern drohten nämlich die im Brütofen der socialistischen und kommunistischen Doktrinen ausgeschlüpften Phantasmen und Utopien alsbald über den Kopf zu wachsen. Am Vormittag und am Nachmittag erwehrte sich die provisorische Regierung nur mit äußerster Anstrengung der Gefahr, nicht allein sich selber weggeschwemmt, sondern auch den ganzen Gesellschaftsbau in Trümmer geworfen zu sehen. Diesen Sinn, dieses Ziel hatte in der That der wiederholte Ansturm proletarischer Banden auf das Stadthaus und ihre drohende Forderung, das blauweißrothe Nationalbanner durch die rothe Fahne zu ersetzen.

Nun kann man allerdings sagen, es wäre um den bedrohten Gesellschaftsbau nicht eben sehr schade gewesen. Aber welcher Mensch von fünf gesunden Sinnen wird behaupten wollen, daß an die Stelle dieses Gesellschaftsbau's ein besserer gesetzt worden wäre durch den

(übrigens im großen ganz unmöglichen) Versuch, die Träumereien Saint-Simons, die Abstraktionen Fouriers, die Windbeuteleien Kabets zu verwirklichen? Ein solcher Versuch würde und müßte, falls er über eine gräuelvolle Anarchie überhaupt sich hätte erheben können, nur zur bleischwersten aller Tyranneien ausgeschlagen sein. Der Wahnwitz des Kommunismus hat in alter und neuer Zeit überall nur da sich ausführbar, für sehr kurze Weile ausführbar erwiesen, wo er mit einem andern Wahnwitz, mit dem religiösen Fanatismus, solidarisch verbunden aufgetreten ist. Und wie haben die beiden Wahnwitze ihre armen Bekenner überall und allzeit so namenlos elend gemacht!

Jedermann weiß, daß und wie am 25. Februar der rothe Sturm glücklich abgeschlagen wurde. Abermals hauptsächlich durch einen glücklichen Einfall Lamartine's — ach, diese französische Republik und ihre provisorische Regierung sie lebten ja überhaupt nur von glücklichen Einfällen! — ja, wiederum durch einen glücklichen Einfall Lamartine's, welcher die rothe Fahne niederredete, „diese rothe Fahne, welche bloß um das Marsfeld die Runde gemacht hat, 1791 und 1793 geschleift im Blute des Volkes, während die dreifarbige Fahne die Runde um die Welt machte mit dem Namen, dem Ruhm und der Freiheit des Vaterlandes!" Diese so äußerst geschickt auf die französische Eitelkeit berechneten Worte brachten eine magischmächtige Wirkung hervor und es erfolgte eine jener großen Rührscenen, die auf der französischen Revolutionsbühne so häufig sind. „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!" Seinen künstlerisch-melodramatischen Gipfelpunkt hat das dreifarbige Fahnenschwenken, das patriotische Umschlungensein und das kosmopolitische Weltküssen im Frühling von 1848 in den plastischen Attitüden gefunden, welche die große Komödiantin und häßliche Jüdin Rachel im Theater Français zum besten gab, mit der Trikolore gestikulirend und die Marseillaise deklamirend, — auch so eine Freiheitsmuse, welche von den Sünden der Monarchie fett geworden war.

Der Sieg der „honetten" Republik über die „rothe" am 25. Februar ist jedoch nur ein zweifelhafter gewesen; denn die provisorische Regierung ließ sich ja an diesem Tage, um, wie sie glaubte, dem Proletariat gerecht zu werden, dieses Dekret entreißen: — „Die provisorische Regierung der französischen Republik verpflichtet sich (s'engage), die Existenz des Arbeiters mittels der Arbeit zu gewährleisten (à garantir). Sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu verschaffen. Sie anerkennt, daß die Arbeiter berechtigt sind, sich unter einander zu verbünden, um des gerechten Nutzens ihrer Arbeit zu genießen. Die provisorische Regierung zuerkennt den Arbeitern die verfallene Million der Civilliste des Exkönigs."

Allerdings war die Noth zur Stunde groß unter dem pariser Proletariat und die provisorische Regierung mußte sich, wie die Sachen lagen, zur Beibringung eines Beweises gedrungen fühlen, daß diesmal die Revolution nicht nur durch das Volk, sondern auch für das Volk gemacht worden sei. Allein bei alledem war das Dekret doch vom Uebel. Es lag darin der Keim der unseligen Nationalwerkstätten, es bestärkte die Arbeiter in dem durch die verrückten socialistischen Schreier ohnehin schon sattsam verbreiteten Irrwahn, der Staat sei eine Wunderkuh, welche man nur zu melken brauche, um den Topf, und was für einen Topf! stets voll Milch zu haben. Nicht als ob die verständigeren Arbeiter diesen Blödsinn nicht anerkannt und verworfen hätten; allein das zwar undemokratische, jedoch sehr wahre Wort Schillers:

„Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen!"

gilt nicht weniger von den arbeitenden Klassen als von den genießenden. Zudem konnte es gar nicht fehlen, daß jedes Zeichen, auch das leiseste, vom Vorhandensein socialdemokratischer Tendenzen im Schoße der Regierung für die gesammte Bourgeoisie, für den Groß- wie für den Kleinbesitz zu einem Schreckenssignal werden mußte, welches die geschworenen Feinde der Republik, die zahllose Bande der Nutznießer monarchischer Missbräuche, die Schranzen des

Königthums und die Priester des goldenen Kalbes, die ganze am 24. Februar in alle Winde gestäubte Horde der Korrupten vortrefflich im Sinne und zu Gunsten des Rückschritts auszubeuten wußten, — so auszubeuten wußten, daß wenige Wochen später dem französischen und dem europäischen Philister — und der Philister zählt nach Millionen — als unentwegliches Dogma galt, das schreckliche Wort Republik, obzwar nur dreisilbig, bedeute Plünderung, Raub und Mord, Gütervertheilung, Weibergemeinschaft, Guillotinepermanenz, kurz, alle möglichen wie auch alle unmöglichen Bestialitäten und Kanibalismen.

Natürlich ließen sich — man kennt ja die menschliche Niederträchtigkeit — die sämmtlichen Verleumder, Hasser und Todfeinde der Republik dadurch nicht abhalten, mit keuchender Beeiferung zur Anerkennung der Republik sich herbeizudrängen und ihre Anhänglichkeit an dieselbe zu betheuern. In Wahrheit, selten oder nie hat die Feigheit und Falschheit der Menschen glänzender sich geoffenbart, als hier geschah. Alle Stände und Parteien wetteiferten in dieser Anerkennung und in solchen Betheuerungen. Generalität, Admiralität, Prälatur, Bureaukratie, Konstitutionalismus, Orleanismus und Legitimismus (von den Berryer und Polignak an bis herab zu den Pfäfflingen Montalembert und Falloux), nicht zu vergessen den Bonapartismus, alles und alle huldigten der Republik und die Pfaffen sangen aus voller Kehle: „Domine, salvam fac rempublicam!“ Alle die Volksfeinde ergossen sich auch in bombastischen Lobpreisungen der Großmuth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit des Volkes. Nämlich öffentlich; denn im geheimen und unter sich signalisirten sie jeden Arbeiter als Plünderer und Todtschläger, jeden Proletarier als Räuber und Mörder. Es half nichts, auf die Thatsache hinzuweisen, daß die Blusen die Schätze der eroberten Tuilerien unberührt gelassen hatten; sowie auf die nicht weniger sprechende, daß die Bank von Frankreich am 24. Februar in den Händen der Insurgenten gewesen und nicht im geringsten gefährdet worden war; ebenso, daß die Kassendiener der Bank am 25. mit vollen Geldsäcken

über die Straßen gingen, ohne daß bei noch vollständiger „Anarchie“ auch nur ein einziger Versuch, einen dieser Geldsäcke anzutasten, vorgekommen wäre. Die ruchlosen Insinuationen der Royalisten auf der einen, die unbesonnenen Demonstrationen der Socialisten auf der andern Seite machten den Bourgeois zu einem siebenfach potenzirten, machten ihn zu einem Angstphilister, der nichts mehr sah, hörte, roch und schmeckte als das „rothe Gespenst“, der blind und taub wurde für alle Vernunft und Wahrheit und bereit war, aus lauter Feigheit tapfer, aus blasser Furcht brutal und aus purer Angst grausam zu werden.

4.

„Panem et circenses“, Brot und Spektakel dem Volke zu bieten, das mußte die provisorische Regierung als ihre dringlichste Aufgabe erkennen und sie hat sich redlich angestrengt, derselben zu genügen. Die Spektakel begannen mit der feierlichen Verkündigung der Republik am Fuße der Julisäule auf dem Bastilleplatz am 27. Februar, bei welchem Anlaß ein Hunderttausend Bürgerwehrleute und bewaffnete Blusen paradirten. Das Verhältniß zwischen den beiden Klassen, zwischen Bourgeois und Ouvriers, erschien an diesem Tage noch als ein ganz vortreffliches, äußerlich angesehen nämlich. Denn innerlich hatte der Fraternité-Schwindel bereits ein großes Loch bekommen.

In Wahrheit, der Argwohn der Besitzenden war schon in hohem Grade wachgeworden und die Mehrheit der provisorischen Regierung gab demselben beförderlich Ausdruck mittels einer Maßregel, deren wahren Sinn zunächst nur die Eingeweihten begriffen. Diese Maßregel war die Schaffung der sogenannten „Mobilgarde“, wodurch der unliebsamen Thatsache der Volksbewaffnung ihre gefährlichste Spitze abgebrochen werden sollte und wirklich abgebrochen wurde. Die Blüthe der pariser Straßenjugend, das beweglichste und krakehl-

lustigste Element des Proletariats, etwa 24,000 Bursche im Alter von 15—20 Jahren wurden zu 24 Bataillonen soldatisch organisirt, um den Sicherheitsdienst in der Hauptstadt zu thun. Es war dies ein sehr geschicktes „Abschöpfen des Revolutionsschaums" und hat die Mobilgarde die von ihr gehegten Erwartungen sogar noch weit übertroffen. Diese Kinder des Proletariats haben ja mit größter Hingebung und Tapferkeit die Interessen der Bourgeoisie verfochten.

Was das „Brot" angeht, so war es freilich schwieriger zu beschaffen als die „Spektakel". Aus allen den wohlgemeinten Veranstaltungen, welche die Regierung traf, um für Arbeit und Nahrung zu sorgen, setzte sich nur die unselige Rutschbahn zusammen, auf welcher die junge Republik in den Abgrund der Junikatastrophe hinunterrollte. Unter der Masse von Dekreten, welche in den letzten Februartagen vom Regierungssitz im Stadthause ausgingen — eins derselben stellte die republikanische Devise „Liberté, égalité et fraternité" wieder her, ein anderes befahl die Veräußerung der Krondiamanten und der Güter der Civilliste, ein drittes schaffte die Adelstitel ab, u. s. w. — war auch eins, welches eine permanente Regierungskommission „pour les travailleurs" errichtete, die den ziemlich nebelhaften Auftrag erhielt, „das Loos der Arbeiter zu verbessern". Der Socialismus lag nun einmal so sehr in der Luft, daß auch die allen socialistischen Experimenten grundsätzlich abgeneigte Mehrheit der provisorischen Regenten seinen Einwirkungen nicht sich zu entziehen vermochte. Die Minderheit vollends athmete diese Einwirkungen eifrigst ein und insbesondere fiel es dem, von Albert sekundirten Louis Blanc, dem „Minister des Vorschritts (ministre du progrès)", zu, die Doktrin der Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen zu lehren und das Problem einer sogenannten „Organisation der Arbeit" theoretisch zu lösen. Zu diesem Ende saß er dem „Arbeiterparlament" vor, welches, aus 250 Abgeordneten aller pariser Gewerbe — auch aus 3 Abgeordnetinnen — bestehend, in dem prächtigen Sitzungssale der weiland Pairskammer zusammentrat und in dieser Umrahmung das absonderlichste Bild einer sehr ge-

mischten Gesellschaft darbot. Während man hier eins jener qualvoll uralten und ewigjungen Räthsel, eine jener großen Fragen, —

„Worüber schon so manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme schwitzende Menschenhäupter,
Und worauf nur ein Narr Antwort erwartet" —

die Frage, wie der Herr Geld mit der Magd Arbeit glücklich zu verheiraten wäre, mittels mehr oder weniger verständiger Erörterungen und Debatten „studirte" und theoretisch zurechtzulegen unternahm, that die Regierung anderwärts einen weiteren Schritt auf diesem unsicheren Terrain, einen praktischen Schritt, d. h. einen ungeheuer großen Fehlschritt. Sie ließ nämlich in Folge des erwähnten unsinnigen Erlasses vom 25. Februar durch den Minister der öffentlichen Arbeiten durch Marie (also nicht, wie man lange gelogen hat, durch Blanc) die Staatswerkstätten („ateliers nationaux") einrichten, in welchen sich nach und nach an 70,000 Arbeiter oder vielmehr Nichtarbeiter zusammenfanden, um auf Staatskosten zu faulenzen. Denn nicht etwa Asyle für die redlichen und fleißigen Proletarier waren diese Staatswerkstätten, sondern Sammelplätze für die Masse der faulen und lüderlichen, was freilich nicht ausschloß, daß hunderte auch von braven Arbeitern, welche die äußerste Noth in die Staatswerkstätten trieb, in denselben allmälig an ein müssiges Taugenichtsdasein gewöhnt wurden. Selbstverständlich waren es auch diese heillosen Anstalten, deren Errichtung ebenso eine Sünde wie ihre spätere plötzliche Aufhebung eine berechnete Grausamkeit gewesen ist, ja, diese Anstalten waren es, wo die tollsten Ausgeburten des Kommunismus zu jeder Stunde auf Massen von Rekruten mit Sicherheit rechnen konnten.

Die provisorische Regierung auf keinem festen Princip fußend, in sich gespalten, nach verschiedenen Polen hingezogen, versuchte, wie das ja der Unzulänglichkeit und Schwäche gar häufig begegnet, das

allerschwierigste zu vollbringen, d. h. allen Parteien gerecht zu werden und zu gefallen. Den einzigen rettenden Gedanken hat sie niemals auch nur von ferne in's Auge zu fassen gewagt, den Gedanken, daß die Republik nur auf den Trümmern der vollständig zu vernichtenden Regierungsmaschine der Monarchie wirklich, wahr- und wesenhaft begründet werden könne. Freilich, das Franzosenthum, wie es nun einmal ist, leidet an dem organischen Fehler, das Wesen der freien Selbstbestimmung des Menschen gar nicht zu verstehen: es wird daher nie einen auch nur halbwegs glücklichen und dauernden Versuch machen, die Idee des demokratischen Selfgovernments zu verwirklichen. Sowie aber die Republik von 1848 drei Dinge so bestehen ließ, wie sie dieselben von der Monarchie überkommen hatte, die Centralisation der Verwaltung, die Omnipotenz von Paris und das stehende Heer, war sie schon verloren.

Die Arme fristete eben ihr flüchtiges Dasein nur durch schwächliche Koncessionen. Hatte die provisorische Regierung dem Proletariat das Arbeiterparlament und die Staatswerkstätten bewilligt, so machte sie jetzt der Bourgeoisie, welche davor zitterte, die Republik von 1848 könnte die kriegerische Propaganda der Republik von 1793 wieder aufnehmen wollen, das Zugeständniß, das berühmte Friedensmanifest vom 7. März an Europa zu richten, womit dann freilich wieder die Armee unsanft vor den Kopf gestoßen wurde. Das Manifest war von Lamartine verfasst und könnte, wenn statt in Prosa in Versen geschrieben, ganz gut in den „Méditations“ oder „Harmonies“ des Poeten stehen. Dieses Stück lyrischer Diplomatik oder diplomatischer Lyrik sagte den europäischen Machthabern: Thut ihr uns nichts, so thun wir euch auch nichts. Wir anerkennen zwar nicht mehr den Rechtsbestand, wohl aber den Thatbestand der Verträge von 1815 und unsere Republik wird nur auf moralische Eroberungen ausgehen.

Derweil gestalteten sich aber die Verhältnisse in Paris so, daß es doch wieder sehr fraglich wurde, ob sich nicht bald die Nothwendigkeit herausstellen werde, dem noch in voller Arbeit befindlichen

Revolutionsvulkan eine Gelegenheit zu eröffnen, seine Lava nach außen zu ergießen. Eine zügellose Presse rüttelte an den Grundvesten alles Bestehenden und das ganz Paris überwuchernde Klubbwesen stellte die Möglichkeit des Bestehens irgendeiner Regierung mehr und mehr in Frage. Zu Ende des März gab es 150 Klubbs, im April mehr als 300, Klubbs für alles und alle, sogar einen „republikanischen Centralklubb für die Taubstummen Frankreichs", und unter den Damenklubbs einen „Frauenemancipationsklubb" und einen „Klubb der Vesuverinnen (Vésuviennes)". Die eigentlich revolutionären Vereine machten entsetzlich viel Lärm, waren aber so ziemlich alle nur klägliche Nachäffungen ihrer Vorbilder während der ersten Revolution. Einen Danton, einen Robespierre oder auch nur einen Desmoulins hat das pariser Klubb-Wesen oder Unwesen von 1848 nirgends hervorgebracht. Wir leben ja überhaupt im Zeitalter der Mittelmäßigkeiten. Der gefürchtetste Klubb war die „Société républicaine centrale" in der Rue de Grenelle St. Honoré, welche gleich nach ihrer Gründung Einheimischen und Fremden für den wiedererstandenen Jakobinerklubb galt*). Präsident war August Blanqui, der skrupelloseste aller Fanatiker, der gefährlichste und zäheste aller Verschwörer, der wüthendste aller Hasser des Bestehenden und dabei nichts weniger als ein „vir integer". Dem „Club de la révolution" saß Armand Barbès vor, der standhafteste Idealist seines Landes und einer der bravsten, uneigennützigsten und liebenswürdigsten Menschen seiner Zeit, welcher kein Opfer, keine Gefahr und kein Leiden gescheut hat, wo es galt, für sein Ideal der socialdemokratischen Republik einzutreten, dessen Schwärmerei und Gutmüthigkeit aber vielfach von Demagogen unlauterster Sorte missbraucht worden sind. In der „Société fraternelle centrale" predigte der Chemiker Raspail seinen abstrusen Socialismus und im

*) Schon in einer Depesche Delley's vom 29. Februar heißt es, die „Société centrale républicaine" sei bestimmt, „à remplacer celui des jacobins." S. B. A.

„Club icarien“ leierte Kabet seinen konfusen Kommunismus her. Wenn alle Gänse der Erde gerupft und jede Gänsefeder von einem Schreiber in Bewegung gesetzt worden wäre, dennoch hätten sie alle mitsammen die Masse des in den 300 pariser Klubbs binnen 3 Monaten producirten Un- und Blödsinns nicht niederzuschreiben vermocht.

Wenn nun schon die in diesen 300 Vereinen grassirende Schwatzcholera vom Unheil war, weil sie die Leute an Müssiggang und an den Wahn gewöhnte, daß sie durch herbrüllen oder anhören souveränen Unverstandes eine patriotische Pflicht erfüllten, so griff der Klubbismus noch unheilvoller in die Entwickelung der Dinge ein, wenn er sich nicht auf das schwatzen und klatschen beschränkte, sondern handeln zu müssen glaubte. Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß diesem Triebe, zu handeln, der unzweifelhaft richtige Gedanke zu Grunde lag, daß die provisorische Regierung nicht das Zeug habe, die Republik zu begründen. Daneben aber hatten sich die Häuptlinge der Klubbisten in den Wahn verbissen, die Ersetzung dieser Regierung durch eine wohlfahrtausschüssliche Diktatur würde unfehlbar zum Ziele führen, während sie noch dazu inbetreff der Person des zu kürenden Diktators oder der Mitglieder des zu bestellenden Diktatoriums im höchsten Grade uneinig waren. In Wahrheit, die sogenannten „Rothen“ zerfielen in unendlich viele Farbenschattirungen, waren einander wie Gift und Galle zuwider, und wenn der Republikanismus, als dessen verschiedene Spitzen die „Citoyens“ Ledru, Blanc, Flokon, Kaussidière, Barbès, Sobrier, Huber, Blanqui, Proudhon, Raspail, Kabet, Thoré vorragten, einen augenblicklichen Sieg über die „trikoloren“ Republikaner und über die Monarchisten erlangt hätte, so würden sofort seine einzelnen Fraktionen wüthend unter einander sich zerfleischt haben.

Als seinen Haupthebel hat der Klubbismus bekanntlich die Massendemonstrationen angesetzt, welche aber die beabsichtigte Wirkung nicht thaten. Im Gegentheil! Denn sie riefen alle Besorgnisse der Besitzenden stets von neuem wach; sie verhinderten, weil sie das

Geld in seine Schlupfwinkel zurückschreckten, das Wiederaufleben von Handel und Wandel; sie befestigten und verhärteten die Bourgeoisie in der Ueberzeugung, daß einem Zustande, der täglich und stündlich alles in Frage stelle, um jeden Preis ein Ende gemacht werden müsse; sie verstärkten die Angstmannschaft der Spießbürgerei unermesslich und erfüllten diese Angstmannschaft mit dem Muth und mit der Wuth der Verzweiflung. Das thörichte kokettiren der Demagogen mit dem Proletariat, der mystische Kultus, welchen sie dem Abstraktum „Volk" (peuple) widmeten, die Schroffheit, womit sie diesen ganz willkürlich gemachten Volksbegriff als trennenden Keil in die nationale Gesammtheit hineintrieben, das alles mußte nothwendig zur Folge haben, daß die gebildeten und besitzenden Klassen fest und feindselig gegen das „Volk" sich zusammenschlossen. Auch sollte sich bald zeigen, daß sie die stärkeren waren. Die Bürgerwehr, insbesondere die der reichen und eleganten Stadtquartiere, zog sich entschieden von aller Gemeinschaft mit den Blusen zurück, reihte sich dicht um die provisorische Regierung, als die einzige konstituirte Autorität, und befliß sich bei jeder Gelegenheit, ihre frühere Allianz mit der schmollenden Armee wieder herzustellen, was auch gelang. Die Mehrheit der provisorischen Regierung ihrerseits trug Sorge, das bedeutende Machtmittel, welches sie in der Armee und Nationalgarde besaß, noch beträchtlich zu mehren und zu stärken durch Hinzufügung der Mobilgarde, welcher sie geschickt schmeichelte, nicht allein mit Worten, sondern auch mit materiellen Begünstigungen.

Mit starrenden Augen und klingenden Ohren, bleich vor Furcht, versteinert vor Schrecken hatte die Bourgeoisie mit angehört, wie Proudhon, ein Querkopf von Haus aus, den das Studium der hegel'schen Philosophie noch mehr verquert und verdreht hatte, in seinem Journal „Représentant du peuple", den alten Sieyès karikirend und travestirend, dieses Frage- und Antwortspiel getrieben: „Was ist der Arbeiter? Nichts. Was soll er sein? Alles. Was ist der Kapitalist? Alles. Was soll er sein? Nichts." Jetzt aber hatte sie sich von ihrem Starren und Entsetzen wieder erholt. Sie

bewies das schon bei Gelegenheit der klubbistischen Massendemonstration vom 17. März, noch mehr aber und nachdrücklicher bei der vom 16. April. An diesem Tage gab die Bourgeoisie auf die proudhon'sche Frage: „Was ist das Kapital?" ihre Antwort, die Antwort: „Das Kapital ist der Herr der Arbeit". Daß die „Rothen" am 16. April die provisorische Regierung mit Gewalt hätten stürzen wollen, ist unerwiesen und nicht einmal wahrscheinlich. Gewiß aber ist, daß die Nationalgarde einen Eifer entwickelte, welcher unbefangenen Beobachtern auffiel und dessen Sinn nicht misszuverstehen war*). An diesem Apriltage hat die Bourgeoisie noch nicht der Republik, wohl aber nicht allein dem Socialismus und Kommunismus, sondern auch der Demokratie den Krieg auf Leben und Tod erklärt.

Um den düstern Eindruck dieser Thatsache zu verwischen, ließ die Regierung vier Tage später, am 20. April, die geschickt gemachte Komödie eines sogenannten „Bruderschaftsfestes" in Scene gehen. Bei diesem Fahnenweihefest zogen in festlichem Waffenschmucke 300,000 Mann auf, lauter „Brüder", die sich zwei Monate später in wüthendem Mordkampf auf einander warfen. Uebrigens wurde, was an dem republikanischen Bruderschaftsschwindel sei, schon früher offenbar, schon drei Tage nach dem Feste vom 20. April. Denn am Ostersonntag begannen die Wahlen zur Nationalversammlung, deren Gesammtresultat ja nichts anderes gewesen ist als eine Kriegserklärung gegen die Republik, obzwar dieselbe amtlich noch verschwiegen wurde.

Die provisorische Regierung hatte schon am 5. März die Wahlen

---

*) Depesche Delley's vom 17. April: „Toutes les légions de la garde nationale de Paris et de la banlieue sont accourus pour prêter main forte au gouvernement dans le cas où il en aurait besoin: cet élan spontané avait quelque chose de vraiment imposant et surtout il a dû prouver d'une manière evidente aux meneurs combien leurs utopies sont peu goutées par la généralité de la population qui est vraiment lasse de démonstrations et de désordre." S. B. A.

zur konstituirenden Nationalversammlung ausgeschrieben, auf Grund des allgemeinen und direkten Stimmrechts, so daß jeder unbescholtene Franzose nach zurückgelegtem 21. Lebensjahre Wähler und wählbar war. Auf je 40,000 Einwohner sollte ein Deputirter kommen, so daß die Gesammtzahl derselben, Algier und die übrigen Kolonien inbegriffen, ungefähr 900 sein würde. Jeder Abgeordnete sollte während der Dauer der Sitzungen ein Taggeld von 25 Francs erhalten. Paris nun und das Seinedepartement wählten ihre 34 Vertreter ganz im Sinne des 24. Februar, d. h. im Sinne der „honetten" Republik, ein schlagender Beweis, daß zu Ostern der Royalismus in der Hauptstadt noch nicht wieder obenauf war. An der Spitze der Vierunddreißig stand mit 259,800 Stimmen Lamartine, am Ende mit 104,871 Lamennais. Der erstere war noch in 9 anderweitigen Wahlkollegien gewählt worden und hatte im ganzen 2,300,000 Stimmen auf sich vereinigt; aber, ach, wie bald und wie rasch sollte er von diesem stolzen Gipfel seiner Popularität herabstürzen! Der Klubbismus unterlag bei den pariser Wahlen vollständig; keiner seiner Häuptlinge erhielt mehr als 20,000 Stimmen. Das Wahlergebniß in den Provinzen kündigte die Reaktion gegen die Februarrevolution deutlich an; denn obzwar da und dort ein „Rother" durchgegangen, bestand die überwiegende Mehrheit der Gewählten keineswegs aus „dreifarbigen" Republikanern, sondern vielmehr aus Orleanisten, aus Legitimisten und (freilich in weit geringerem Maße) aus Bonapartisten. Die letzteren rührten sich übrigens sehr eifrig und emsig. Sie hatten das richtige Vorgefühl, daß ihre Zeit gekommen sei oder doch bald kommen werde. Natürlich gebärdeten sie sich vorerst als eifrige und eifrigste Republikaner. Verschiedene Prinzen vom Hause Bonaparte versicherten die Republik und die provisorische Regierung ausdrücklich ihrer „wärmsten Anhänglichkeit". Auch der Sohn von Hortense Beauharnais war schon am 28. Februar nach Paris gekommen, natürlich nur zu dem Zwecke, um der provisorischen Regierung seine Hingebung (son „dévouement") zu bezeugen. Auf einen Wink der Regierung hin hatte der Held von

Straßburg und Boulogne wieder nach England sich zurückbegeben, um, wie er erklärte, „der Befestigung der republikanischen Staatsform nicht durch seine Person hinderlich zu sein". Dann schlug Louis Bonaparte, sich kostbar machend, eine Wahl in die Nationalversammlung zunächst aus, sagte aber zur Marchioneß Douglas, seiner Verwandten von Karlsruhe her: „Bevor ein Jahr um ist, stehe ich an der Spitze der Regierung von Frankreich ...."

Donnerstags den 4. Mai trat die Nationalversammlung im Palais Bourbon zusammen. Warum die Monarchisten ihre offenkundige Mehrheit nicht sofort geltend zu machen versuchten, ist sehr leicht zu erklären. Die Herren hatten bewegliche Gründe, einstweilen die republikanische Maske vorzustecken. Erstens stand ja noch das „Volk" von Paris für die Republik kampfbereit und unbesiegt unter den Waffen und zweitens waren die Royalisten über das Wie? der Wiederherstellung des Königthums unter sich ganz zerfahren, zerfallen und gespalten. Man mußte — „mel in ore, fraus in corde" — die Republik sanft und sachte todtintrikiren. Das übrige würde sich mit der Zeit schon finden.

Die provisorische Regierung legte ihre Gewalt in die Hände der Nationalvertretung nieder und diese erklärte mit allen gegen eine Stimme (die von Barbès), daß sich jene um das Vaterland verdient gemacht hätte. Dann verschritt die Versammlung zur Wahl einer provisorischen Exekutivkommission („commission exécutive"), welche 5 Mitglieder zählen, als oberste Behörde die Minister ernennen und überhaupt die Regierung fortführen sollte, bis die Verfassung des Landes zum Abschlusse gebracht sein würde. Diese Exekutivkommission wurde von 774 Votanten bestellt aus Arago (mit 725 Stimmen), Garnier-Pagès (715), Marie (702), Lamartine (645) und Ledru-Rollin (458). Der einzige wirkliche Republikaner unter den Fünfen war also schon nur noch als der letzte gewählt worden und Lamartine, der gestern noch vergötterte Lamartine schon nur noch als der vorletzte. Es war eine tödtliche Beleidigung für den eitelsten der Lyriker und sicherlich von seiten der

Bourgeoisie eine grelle Undankbarkeit. Aber die Citrone war ja ausgepresst, warum sollte sie nicht weggeworfen werden?

Dem Provisorium also machte der Zusammentritt der Nationalvertretung keineswegs ein Ende. Im Gegentheil, jedermann fühlte, dachte, sagte jetzt mehr als je: Alles provisorisch! Im übrigen trug die Mehrheit der Versammlung ihre Maske mit solchem Anstand, daß fremde Diplomaten, die nicht zu den dümmsten gehörten, nach Hause berichteten, diese Mehrheit sei der Republik aufrichtig zugethan*).

Sie hatte das auch am 4. Mai feierlich betheuert. Um 5 1/2 Uhr Abends erschien die provisorische Regierung inmitten der Repräsentanten Frankreichs auf der Plattform der großen, der Konkordebrücke gegenüber gelegenen Freitreppe des Palais Bourbon, um angesichts einer ungeheuren Volksmenge zu verkündigen, daß die Versammlung so eben einmüthig und einstimmig die Republik anerkannt habe.

Und als nun das „Vive la république!“ hunderttausendstimmig zu ihnen emporbraus'te, da hoben die Mitglieder der Nationalversammlung, alle, alle, nicht allein die Republikaner, sondern auch die Orleanisten, Legitimisten, Bonapartisten und Jesuiten alle, alle die Hände zum bekräftigenden Schwur empor.

Weithin roch es nach Meineiden.

---

*) So versichert auch Delley in seiner Depesche vom 11. Mai, daß die Mehrheit der Nationalversammlung die Republik wolle („qu'elle veut la république“). S. B. A.

IV.

Des Liberalismus Wonnemond.

1.

Schrecken, ein lähmender, geradezu memmenhafter Schrecken auf der einen und Hoffnung, eine überschwängliche, geradezu närrische Hoffnung auf der andern Seite, das war es, was der Wetterschlag des Frühgewitters vom 24. Februar unmittelbar wirkte. Die Machthaber zitterten vor Furcht, die Völker zappelten vor Freude. Wenn nicht gerade für alle Welt ein Wonnemond, so ist der März von 1848 doch wenigstens ein Wundermonat gewesen. Denn märchenhaftes wurde da zu alltäglicher Wirklichkeit, unerhörtes und beispielloses so gemein wie Brombeeren. Die Könige bekamen plötzlich Ohren, die Pfaffen wurden bescheiden, die Polizisten höflich und alle Welt wollte nicht nur liberal und patriotisch sein, sondern auch von jeher, schon im Mutterleibe es gewesen sein. Wer damals die Augen eines Mephisto im Kopfe gehabt hätte! Er hätte vor Schadenfreude aus der Haut fahren müssen. Denn was für fabelhafte Narrensprünge machten da die Menschen-Marionetten an den Drähten des Demiurg-Aristophanes! Der fabelhafteste vielleicht ist der Traum von einer deutschen Republik gewesen, maßen ja die gelehrten Deutschen das Königthum erfinden würden, so es noch nicht erfunden wäre, damit sie doch ja das Vergnügen hätten, Buch 2, Vers 204—5 der Ilias citiren zu können. Eine deutsche Republik, während

jeder richtige Deutsche, wie bekannt, eine eigene Dynastie haben möchte und jede richtige Deutschin, wo möglich, deren zwei, — nein, so tolles steht weder im Rabelais noch im Swift! Gewiß, die drei Dutzende von deutschen Republikanern, wenn es so viele gegeben hat, waren schon darum strafbar, weil sie die „realpolitische“ Thatsache vergessen hatten, daß sie im Heimatlande des von einem königlich preußischen Minister am 15. Januar 1838 feierlich proklamirten „beschränkten Unterthanenverstandes“ geboren worden.

Aber wo blieb denn nur der Stolz auf die Resultate metternichtiger Kirchhofsruhepolitik? Wo die Zuversicht auf die Früchte einer „kalmirenden“ preußischen Staatsraison? Wo das Festhalten an den Beschlüssen karlsbader Kongresse und wiener Ministerkonferenzen, deren volksfeindlichen Machenschaften Judas-Iskariot-Gentz — (Schade, daß der Schuft das Jahr 1848 nicht mehr erlebte, um einen zehnfältigen Angsttod zu sterben!) — unverbrüchlichen Bestand prophezeit hatte? Wo blieb das mit so großem Pompe verkündete majestätische Selbstbewußtsein eines nie und nirgend „Sich-imponirenlassens?“ Wo endlich das Rathen und Thaten der mit so vielem Geräusch aus London importirten „englischen Erbweisheit?“ Ach, das alles mit mehrerem ist in die Brüche gegangen, als die furchtbare Luftdruckswoge der Explosion vom 24. Februar rheinherüber schlug. Die Kunde kam gegangen, wie wenn sie zu schildern des alten Vergilius schöne Verse eigens gemacht worden wären: —

> „Parva metu primo mox sese adtollit in auras,
> Ingrediturque solo et caput inter nubila condit.“

Das erste leise auftretende Gerücht, daß der alte König-Reineke aus seinem Tuilerien-Malepartus mit revolutionärem Pulverdampf hinausgeräuchert worden und die Republik proklamirt worden sei, wurde mit dem ungläubigen Lächeln vornehmer Ueberlegenheit aufgenommen. Als es aber im Handumdrehen zu einer in Riesengestalt einherbrausenden Thatsache sich wandelte, da ging ein ungeheurer Schlotter durch die Paläste und Schlösser, durch die Kanzleien und Sakristeien und ward kläglich-klärlich offenbar, —

„Wie sehr von manchem hohen Stamme
Die Wurzeln faul.“

Etliche Monate später schämte man sich freilich der gehabten Angst gründlich. Man hatte inzwischen einsehen gelernt, wie überflüssig diese Angst gewesen; denn man hatte erkannt, wie dumm und feig die Völker. Es ist auch ganz in der Ordnung gewesen, psychologisch korrekt so zu sagen, daß bei wiedergekehrtem Machtbewußtsein die Scham über die Märzangst zum schärfsten Sporn des Rachegenusses geworden. Nichts ja macht einen Menschen wüthender und brutaler als die Erinnerung, daß er sich schwach gezeigt, daß er sich vor seinen lieben Mitmenschen „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle“ habe sehen lassen.

Denkwürdig bleibt, wie bei den verschiedenen Nationalitäten, soweit sie überhaupt durch die pariser Botschaften tiefer und mächtiger ergriffen wurden, die Aufregung zunächst sich äußerte. Ganz national und praktisch that sie es bei den Italienern und bei den Polen: Abwerfung der Fremd- und Zwingherrschaft war hier das Stichwort. Auch bei den Magyaren trug die Bewegung einen nationalen und praktischen Charakter, jedoch mischte sich ihr eine starke Dosis von Romantik bei, indem es hinter dem Vorhang liberaler Phrasen auf die Wiederherstellung aristokratischer Autonomie abgesehen war. In England zeigten die energie- und resultatlos wiederaufgenommenen Versuche des zuerst in den 30ger Jahren formulirten und organisirten „Chartismus“ nur, daß auf diesem hocharistokratischen Boden der demokratische Gedanke gar keinen Halt habe und daß das Volk gegenüber den eng zu einer Oligarchie verbundenen Aristokratieen des Grundbesitzes und des Geldes ganz und gar machtlos sei. Durchweg romantisch gebärdeten sich die in der Kultur am weitesten zurückstehenden Europäer, die Slaven, mit Abrechnung der Polen. Denn die Czechen und Südslaven haben, nach einem kurzen Anlauf der ersteren in entgegengesetzter Richtung, bekanntlich gegen das moderne Freiheitsprincip Partei ergriffen, haben sich zur Bekämpfung desselben mit der wiener Hofburg verbündet und haben

daneben mehr oder weniger laut verkündigt, daß ihr Endziel ein russisch-panslavisches Carenthum sei, welches der verhassten, weil antilausewenzel'schen, Kamm und Seife handhabenden, frischgewaschene Hemden fordernden und überhaupt auf Vermenschlichung ganzer oder halber Barbaren ausgehenden deutschen Kultur ein Ende machen soll. Freilich findet, wie nicht verschwiegen werden darf, wenigstens der unter den slavischen Stämmen Oestreichs grassirende Haß gegen die deutsche Kultur seine ausreichende Erklärung darin, daß dieselbe den Slaven in der weit mehr abstoßenden als anziehenden Form schwarzgelber Beamtenrüpelei nahegetreten ist, obzwar die Deutschöstreicher ihrerseits behaupten, die rüpelhaftesten aller schwarzgelben Beamten seien von jeher böhmakischen, hannakischen und slovakischen Ursprungs gewesen. Im übrigen offenbarte sich die Romantik der slavischen Bewegung von 1848 auch darin, daß das Rückwärtsstreben zur heiligen Wenzelskrone und anderen altslavischen Antiquitäten und Kuriositäten ein Hauptgewicht auf theatralische Aeußerlichkeiten, Nationaltrachtenfirlefanz und dergleichen Kindereien mehr gelegt hat.

Hierin gerade verrieth sich die slavische Halbkultur deutlich genug. Während nämlich der kultivirte Europäer nicht daran denkt, eine andere Tracht anzuthun als eben die europäische oder vielmehr amerikanische, wie sie sich aus dem Anzug, in welchem Benjamin Franklin am Hofe von Versailles erschien, entwickelt hat, begehrt der nicht- oder halbkultivirte eine besondere „Nationaltracht", bunte Farben, mittelalterlichen Schnitt, Borten und Troddeln, Glimmer- und Glitzerzeug. Und noch etwas verrieth sich hierbei: der das Slaventhum kennzeichnende Mangel an Originalität und Produktivität. Das konnte so recht wahrnehmen, wer im Frühjahr oder Sommer von 1848 die richtigen „Nationalczechen" in den Straßen von Prag herumsteigen sah. Der klägliche Mummenschanz war aus aller Welt zusammengepumpt, aus Ungarn, aus Russland, aus Polen, aus Spanien, aus der Türkei, und zwar zusammengepumpt noch dazu durch einen verlaufenen deutschen Theaterschneidergesellen, welcher, wie es hieß, dieses slavische „Nationalkostüm" erfunden hatte.

Die Deutschen wurden durch die dritte Revolution Frankreichs in einen unübersehbaren Wirrwarr von Anschauungen und Stimmungen geworfen. Nur eins ist aus diesem Wirrwarr sofort deutlich hervorgetreten: die gänzliche moralische Unreife und die gänzliche politische Unmündigkeit der Massen, und zwar der Massen bis hoch hinauf. In den verworrenen Kundgebungen derselben überwog jedoch das freiheitliche Bedürfniß das nationale weit. Jedermann weiß — d. h. jedermann, wer überhaupt zu den Wissenden gehört und sich keinen blauen Dunst vormacht — daß die Bevölkerungen Deutschlands ein naturwüchsiges Nationalgefühl, ein elementares Nationalbewußtsein nicht besitzen. Sie sind von Haus aus nur Schwaben, Baiern, Oestreicher, Hessen, Sachsen, Preußen, sowie auch Flachsenfinger und Krähwinkeler; Deutsche werden sie erst auf dem Wege der Reflexion, folglich der Bildung. Redet mal einem mit dem schwarzen Staar glaubenseiniger Stupidität behafteten Tiroler oder einem mecklenburgischen, mit dem Halseisen der Hörigkeit zur Welt gekommenen Taglöhner oder auch einem im Fette seiner Schinken erstickenden westphälischen Bauer oder einem zur Verkörperung der Bieridee gewordenen Altbaier von seinem Deutschthum und alle Viere werden euch anglotzen, als hielten sie euch für nicht ganz richtig im Kopfe. Die mittelalterliche Reichsverfassung hat zur Schaffung eines deutschen Nationalbewußtseins so viel wie nichts gethan, und wenn zur Reformationszeit einzelne erleuchtete Patrioten, vor allen der arme Hutten, die Vorstellung von einer „deutschen Nation" betonten, so waren das Stimmen von Predigern in der (theologischen) Wüste. Erst Klopstock und die Hainbündler haben die Deutschheit zu einem bevorzugten literarischen Motiv erhoben und haben ein deutsches Nationalbewusstsein den Gebildeten dichterisch zu vermitteln und annehmlich zu machen gesucht und gewusst. Die Anfänge Göthe's streiften bekanntlich ebenfalls an diese Richtung, später jedoch ist Wolfgang der Einzige als der vollendete Weltbürger, welcher er war, der standhaften Ueberzeugung gewesen: —

„Zur Nation euch zu bilden, ihr Deutschen hofft es vergebens!"

Allein der vornehme göthe'sche Kosmopolitismus ward in den Hintergrund gedrängt durch die unwiderstehlich durchschlagende patriotische Tendenz von Schillers Johanna und Tell. Dazu kamen dann die Wirkungen der Reden Fichte's, kam die Vergoldung und Karfunkelisirung des deutschen Mittelalters durch die Romantiker, endlich die patriotische Lyrik der widernapoleonischen Kriegszeit, die Verherrlichung des Deutschthums durch die Kleist, Schenkendorf, Körner und Arndt. Von da ab hat es allerdings ein deutsches Nationalgefühl und Nationalbewusstsein gegeben, aber ein auf dem Wege literarischer Entwickelung künstlich gewonnenes, kein angeborenes, sondern nur ein anempfundenes und desshalb vorerst auf die gebildeten Kreise beschränktes. Diese Thatsache erklärt auch den Umstand, daß Deutsche von Un- oder Halbbildung, sowie solche vom Gaunerorden, so leicht sich entdeutschen und daß ein deutscher Ochse sich im Handumdrehen in einen Ochsyányi magyarisirt, ein deutscher Esel zum Eselinsky sich czechisirt und ein deutscher Schuft zum russischen Schubiak wird. Daß das auf dem Wege einer höheren Kultur gewonnene deutsche Nationalgefühl von den gebildeten Kreisen aus mehr und mehr in die Volkskreise sich verbreitet habe, ist Wahrheit; aber daß die Durchdringung aller Volksschichten mit dem nationalen Gedanken bereits vollendet sei, ist Phantasterei. Wer sich des Jahres 1848 erinnert, wird wissen, welche Mühe es gekostet hat, den Massen auch nur die nationale Bedeutung des frankfurter Parlaments begreiflich zu machen. Oder hätte der Volksinstinkt diese Bedeutung etwa nicht begreifen wollen, weil er nur allzu sehr begriff, was für ein Schwindel dieses Parlament?

2.

Die traurige Ehre, dieses Schwindels Erfinder zu sein, haben viele in Anspruch genommen. Ganz unrichtig ist die seiner Zeit

weit verbreitet gewesene Meinung, er sei eigens in der Absicht erfunden worden, die deutsche Revolution zu hindern, aus einer halben eine ganze zu werden. Benützt ist er hierzu allerdings sehr stark worden, aber nicht erfunden. Denn er war schon vor dem Ausbruch der Bewegung da. Sein Vater war zweifelsohne der deutsche Liberalismus, seine Mutter die konstitutionelle Illusion und seine Säugamme die deutsche Vertrauensduselei.

Officiell hat der Parlamentsgedanke seine Erscheinung schon vor der pariser Explosion vollzogen, schon am 12. Februar von 1848, obzwar in noch sehr bescheidener, in wickelkindlicher Form. Nämlich in Form des Antrages, welchen Herr Bassermann am genannten Tage in der Abgeordnetenkammer zu Karlsruhe gestellt hat, dahin gehend, den ganz klatterig gewordenen Bundestag in pupulärem Sinne zu renoviren, indem man demselben eine Art von deutscher Volksvertretung beigäbe.

Der badische Liberalismus ist, wie bekannt, in den 40ger Jahren der Flügelmann des deutschen gewesen. Er machte der ganzen Linie desselben die einzelnen Bewegungen des oppositionellen Exercitiums vor, mit etwelcher radikaler Uebertreibung, wie das eines richtigen Flügelmannes Art und Amt. Nicht etwa nur der Patriarch der badischen Opposition, der alte Itzstein, und die beiden jungen Heißsporne Hecker und Struve galten für erklärte Republikaner, sondern auch der Herr Hofrath Welcker und der Herr Bankier und Buchhändler Bassermann, welche beiden Herren namentlich zur Zeit der deutschkatholischen Bewegung durch schäumende Wuthergüsse gegen Thron und Altar als superlativische Revoluzer sich manifestirt hatten. Später that sich dann der eine durch die patriotische Resignation hervor, womit er die annehmliche Besoldung eines Bundestagsgesandten sich gefallen ließ, und der andere durch seine patriotische Geschicklichkeit als Centralgewaltpostillon und Diätenberechner. Der badische Radikalismus hat übrigens seine Wünsche und Forderungen schon im Herbst von 1847 bestimmt und deutlich formulirt und zwar im September auf einem großen, fast schon wie eine Volksversamm=

lung sich darstellenden Parteitag zu Offenburg, wo auch republikanische und socialistische Anklänge („Selbstregierung des Volkes“, „Volksbewaffnung“, „Garantie der Arbeit von seiten des Staates“) schlagwörtlich aufschwirrten. Einen Monat später hat die durch Itzstein begründete und alljährlich wiederholte Zusammenkunft von Führern der Opposition in den verschiedenen deutschen Kammern und Kämmerchen zu Heppenheim stattgefunden und da ist das Parlamentsideekindlein förmlich und feierlich getauft worden, so daß es dann, wie schon gemeldet, vier Monate darauf Herr Bassermann im Ständehause zu Karlsruhe mit Ehren vorzeigen konnte. Deutsche Patrioten, die ein warmes Herz, aber kein Hirn besitzen, und desshalb unserem Volke allerhand Eigenschaften, die es nicht hat und nie gehabt hat, andichten möchten, haben aus der Prämisse der Versammlungen zu Offenburg und Heppenheim den Schluß gezogen, in Deutschland würde es auch ohne das eindringliche Exempel der pariser Februarrevolution im Jahre 1848 „losgegangen“ sein. Die Deutschen von sich aus, selbstherrlich, aus eigenem Antrieb, Wunsch und Willen eine Revolution machen? Das heißt denn doch der deutschen Treue und Redlichkeit einen argen Schimpf anthun.

Mit Reden allerdings waren die Deutschen diesmal den Franzosen zuvorgekommen. Noch mehr, es hatte sogar den Anschein gehabt, als wollte man in Deutschland dem allmälig immer stürmischer gewordenen Reformdrängen von unten herauf halbwegs von oben herab entgegenkommen. Hatte doch Friedrich Wilhelm der Vierte in seiner unruhigen Weise auch an dem wurmstichigen Ding von deutschem Bundestag gerüttelt. Er wollte denselben anders haben. Wie? ist freilich nie recht klar geworden, aber, kurzum, anders sollte das Ding werden —

„Sic volo, sic jubeo; sit pro ratione voluntas!“

Natürlich hatten diese königlich preußischen Rüttelungsversuche in der Hofburg und Staatskanzlei zu Wien nur ein moros verneinendes Achselzucken zur Folge gehabt, d. h. bislang, bis zum Eintreffen der Februarbotschaft aus Paris. Denn jetzo schien mit einmal auch Herr

von Metternich zur Einsicht gekommen, es könnte doch wohl zu bedenken sein, ob es sich nicht als räthlich und thunlich empfehlen dürfte, zu untersuchen, ob man allfällig einige Vorbereitungen in Aussicht stellen sollte, welche darauf abzielten, die ferne Möglichkeit durchblicken zu lassen, daß man vielleicht, wenn alles wohl sich schickte, zu gelegener Zeit sich entschließen möchte, den Entwurf eines Plans zur Ueberweißung, theilweisen Neutapezirung und Lackirung des wurmstichigen Dinges zu Frankfurt am Main in reifliche Ueberlegung und späterhin sogar in Vorberathung zu ziehen. Nicht sobald hatte der König von Preußen wahrgenommen, daß man in der Staatskanzlei in Wien zu solcher Höhe der Reformstimmung sich erhoben hätte, als er auch schon seinen Vertrautesten, den Herrn Joseph, nicht Balsamo, sondern von Radowitz an Metternich entsandte, um zu vereinbaren, daß die deutschen Großmächte das Reformwerk zur Hand nähmen. Herr von Radowitz, welcher zum Hauptmacher der nationalen Wiedergeburt Deutschlands vortrefflich sich eignete, weil er in seiner mysterienhaften Person den wiener Ultramontanismus mit dem berliner Pietismus so schön vereinigte, Herr von Radowitz hatte Erfolg. Denn er brachte es zuwege, daß Oestreich und Preußen in rührender Eintracht am 10. März mitsammen eine Kundgebung ausgehen ließen, welche den glücklichen deutschen Völkerschaften versprach, daß noch in demselben Monate März zu Dresden ein Fürstenkongreß zusammentreten sollte, um die Angelegenheiten Deutschlands in Betrachtnahme und Berathung zu ziehen.

Sintemalen nun, wie männiglich weiß, auf Fürstenkongressen allzeit für die Interessen des deutschen Volkes so höchst vorzüglich gesorgt worden ist, so war es unsäglich beklagenswerth, daß „der in die Zeit gefahrene Sturm“ — mit dem greisen Uhland zu reden — nicht geduldig genug war, zu warten, bis ein nach Dresden berufener Fürstenkongreß das Heil Deutschlands mit Weile und Würde in Betrachtnahme und Berathung gezogen hätte. Statt treu und bieder dem Hoffmann von Fallersleben nachzusingen:

„Wer hindert uns in unsern Zwecken und Entwürfen
Und unseren Ideen?
Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß dürfen
Wir immer vorwärts geh'n;
Die Obrigkeit hat doch,
Ja, ja, das Best' im Sinn;
Sie führet uns auch noch
Zur deutschen Einheit hin —“

unterwanden und unterstanden sich die beschränkt verständigen Unterthanen da und dort, insbesondere in dem „ganz und gar durch- und unterwühlten“ Südwestdeutschland, ohne alle Rücksicht auf die Polizeiordnung sich zu gebärden und ihre Angelegenheiten so zu sagen in die eigenen Hände zu nehmen. In Wahrheit, der Märzensaft schoß mitunter so üppig in Zweig und Blatt, daß Wetterkundige die Brauen bedenklich in die Höhe zogen und nicht nur ein „tolles“ Jahr prophezeiten, sondern geradezu eine „Götterdämmerung“ — keine mythologische, aber eine historische.

Denn es fehlte nicht an Zeichen, daß auch der deutsche Bauer, welcher doch so geduldig ist wie der Boden, den er bearbeitet, vom Wirbelsturm der Zeit angefaßt worden sei. In den Bauerschaften Schwabens und Frankens zuckte da und dort eine wilde Erinnerung auf, daß ihre Vorfahren vor 323 Jahren im „hellen Haufen des Odenwalds und Neckarthals“ oder in der „schwarzen Schar“ des Florian Geyer mitgefochten, und die noch wildere, daß sie die Nachkommen der Rebellen, welche am Ostersonntag von 1525 Stadt und Burg Weinsberg mit Sturm genommen und am Ostermontag Kaiser Maximilians des Ersten Eidam, den Grafen von Helfenstein, mit 13 andern Edelleuten daselbst unter Zinkenklang und Trommelschlag „durch die Spieße gejagt“ hätten. Aus der unter einer dicken Kruste Zeitasche noch immer fortglimmenden Erinnerung an den alten Bauernkrieg schien die Glut eines neuen emporschlagen zu wollen, und wie zur Reformationszeit die Bauern dem lutherischen Text von der „evangelischen Freiheit“ eine etwas andere Auslegung gegeben haben als das „sanftlebende Fleisch zu Wittenberg“, so illustrirten

jetzt im März von 1848 die Bauern im Odenwald und im Hohenlohischen das Evangelium von der „deutschen Freiheit“ in ihrer Weise, indem sie den Schlössern der Feudalherren den rothen Hahn auf die Dächer setzten und mit besonderer Vorliebe die baronlichen Archive verbrannten, in welchen alle die „wohlerworbenen“ Rechte registrirt waren, denen zu Gunsten der „arme Mann“, was der Bauer dort herum im 19. Jahrhundert nicht minder war als er es im 16. gewesen, jahrein jahraus seinen Schweiß hatte vergießen müssen.

Ja, es fehlte gar nicht viel, daß in Südwestdeutschland auf dem flachen Lande die „Bundschuh“-Fahne wieder erhoben worden wäre. Es fehlte auch nicht viel, daß von den Städten aus das vielbeschwerte Kleinbürgerthum den grollenden Bauern die Hand gereicht hätte. Aus Stadt und Dorf, aus Werkstätten und Scheunen züngelten revolutionäre Flammen empor und schienen zu einem allgemeinen Brande zusammenschlagen zu wollen.

Da trat — es ist hier zunächst überall von den deutschen Mittel-, Klein- und Kleinst-Staaten die Rede — der Liberalismus ins Mittel, um die Reform nicht in die Revolution überspringen zu lassen, und begann als Allerweltsmohr seine Vermittelungsarbeit.

3.

Nur schnöder Undank kann leugnen, daß der deutsche Liberalismus — d. h. der politische Ausdruck der besitzenden und gebildeten Mittelklassen, also der Bourgeoisie, denn man kann diesen französischen Begriff nicht umgehen — im Frühling und Sommer von 1848 der Schirm und Schild der Dynastieen, der Retter des Adels und der Kirche gewesen ist. Allerdings war er das nicht aus purer Großmuth, denn der Liberalismus ist zuvörderst Geschäftsmann und dann erst Mensch, Christ, Jude und Patriot. Er unternahm also sein

Schirm-, Rettungs- und Vermittelungsgeschäft zunächst im eigenen Interesse, d. h. um seine bisherigen Bestrebungen in gesetzmäßig festgestellte „Errungenschaften" umzuwandeln; aber er führte das Geschäft, wie zu seinem eigenen Vortheil, so auch zu dem seiner Klienten, der Fürsten, der Edelleute und der Priester, eifrig, geschickt und redlich durch. Dieses gethan, konnte der Mohr nicht nur „gehen", sondern wurde auch mit Fußtritten „von dannen gegangen", mit so brutalen Fußtritten, daß einer der liberalen nicht Hauptmacher, aber Hauptschwätzer, ein gewisser Beseler, sich nicht enthalten konnte, den Schmerzensschrei auszustoßen: „Man behandelt uns unmenschlich!" Jedoch muß man dem Anno 1849 von dannen gefußtretenen Mohren nachsagen, daß er in dieser misslichen Situation als ein ganzer Christ sich benommen hat. Denn er nahm, wie bekannt, das Kreuz des Undanks ergeben auf sich und sagte, allzeit unterthänigst-dienstbereit, im Abgehen zu seinen höhnenden Verabschiedern: Wenn ihr mich wieder braucht, so ruft mich nur!

Eine vornehmste der Ursachen, welche den Liberalismus sein großes 48ger Geschäft mit Glück abwickeln ließen, war ohne Frage die Schlauheit, womit er gleich zu Anfang das in der Bauerschaft glostende Revolutionsfeuer zu löschen wusste, auf die krasse bäuerische Selbstsucht sehr geschickt spekulirend. Er verständigte sich, sei es ausdrücklich durch Worte oder stillschweigend durch Winke, mit den Regierungen, mit dem Adel und mit der Kirche dahin, daß die Bauern der feudalen Lasten und Leistungen entledigt werden sollten; gegen billige Entschädigung aller Besitzer von „wohlerworbenen" Rechten natürlich, aber so rasch, wie menschenmöglich. Dies geschah und hatte ganz die beabsichtigte Wirkung. Die schwäbischen Bauern knöpften die Taschen ihrer Lederhosen zu, schmunzelten so pfiffig, wie nur ein schwäbischer Bauer schmunzeln kann, und — (ipse audivi, saepe, saepius, saepissime) — sagten: „So, jetzt han wir unser Sächle. Jetzt mögen die Stadtleut' gucken, wie sie's auch kriegen. Jetzt sind wir für Ruah und Ornig (Ruhe und Ordnung)". Anderwärts dachten und sprachen die bäuerischen „Satisfaits" dasselbe, nur in anderen Mundarten und vielerorten

gehörten die Bauern, nachdem sie „ihr Sächle hatten", sofort zu den allerärgsten Angstkappen, Ruheheulern und Ordnungsfanatikern; um so mehr, da die von ihrem Märzschrecken mälig wieder sich erholenden Pfaffen den Bauernweibern gehörig die Hölle heiß machten mit der Drohung, die Ketzer von Demokraten wollten dem Volke seine „Regillion" nehmen.

Um es kurz zu sagen, der Liberalismus hat mittels der Befriedigung der Bauern das die Bauerschaft und das Kleinbürgerthum zusammenhaltende Band revolutionärer Stimmungen und gemeinsamer Interessen durch- und abgeschnitten und hat dadurch der deutschen Bewegung die massige Unterlage der ländlichen Bevölkerung entzogen.

Eine zweite, ebenfalls mit Geschicklichkeit eingeleitete und mit Glück durchgeführte Handirung der Liberalen war, daß sie, demokratisch-revolutionäre Regungen zu dämpfen, den Hauptakcent von der deutschen Freiheit schnell auf die deutsche Einheit hinübertaschenspielten. Schon am 28. Februar brachte Herr Heinrich von Gagern — bald darauf, als die liberalen Haupthandirer und Obermachenschafter einander gegenseitig als die „edelsten und besten Männer" anweihrauchten, als „der Edeln Edelster" lobpsallirt — ja, Herr Heinrich von Gagern brachte schon am genannten Tage in der darmhessischen Abgeordnetenkammer den Antrag ein, es sollte ein deutsches Parlament einberufen werden und zwar unter der Voraussetzung, daß gleichzeitig der Nation ein oberstes Haupt bestellt würde. Damit war die liberale Losung ausgegeben, und da bei der politischen Unbildung der Massen jedermann froh war, daß überhaupt eine Losung gegeben, eine Fahne erhoben war, so scharte sich die Menge um die Parlamentsfahne.

Die liberalen Fahnenträger proklamirten dann als Anhängsel zur Parlamentslosung den Orakelspruch: „Revolution auf gesetzlichem Boden!" Dies war freilich ein Widerspruch in sich selbst, geradezu ein Kretinismus; allein die „besten und edelsten Männer" Deutschlands mußten ja rechthaben, auch wenn sie Kretinisches von

sich gaben. Soweit es übrigens in ihren Parteikram paßte, nahmen sie es mit dem „gesetzlichen Boden“ keineswegs genau. Sie traten z. B. ohne Umstände über diesen Boden hinaus, als eine Versammlung der liberalen Matadore am 5. März zu Heidelberg beschloß, einen Aufruf an die Nation zu erlassen, worin ein nach der Volkszahl gewähltes Nationalparlament als unumgänglich nothwendig erklärt und gefordert wurde; weiterhin beschloß, zu erklären, jede Einmischung der deutschen Regierungen in die Angelegenheiten Frankreichs oder gar ein Bündniß mit Rußland wäre vom Uebel; endlich beschloß, einen Ausschuß von Sieben zu erwählen, welcher die Wahl und Einberufung des Parlaments berathen und betreiben, zunächst aber ein „Vorparlament“, bestehend aus Vertrauensmännern der Nation, berufen sollte, um die Nationalversammlung vorzubereiten. Hieß das etwa auf dem „gesetzlichen Boden“, auf dem Bundesverfassungsrechtsboden stehen? Dieselben liberalen Gaukler, welche zu Heidelberg und anderwärts, wo und wie immer es ihren Interessen entsprach, den gesetzlichen Boden verließen, haben sich nachmals kein Gewissen daraus gemacht, ihre früheren Parteigenossen, welche nicht an die Ministerunfehlbarkeit der Herren glauben wollten, als „Revolutionäre“, „Anarchisten“ und „politische Verbrecher“ zu verfolgen, was freilich ganz in der Ordnung war; denn wer in der Macht ist, der ist im Recht.

Und in der Macht waren sie, so unbestritten, daß auch die alte Oberpolizeimaschine Deutschlands, der Bundestag, sich beeilte, diese Macht anzuerkennen. Es ist ohne Frage einer der burleskesten Schnörkel des „tollen“ Jahres gewesen, als die Mumiensammlung im taxis'schen Palast in der eschenheimer Gasse zu Frankfurt urpatriotisch und urliberal zu rumoren und zu handiren anfing, als sie am 9. März das von ihr bislang so heftig verpönte und verfolgte Schwarzrothgold für die Farben des deutschen Bundes erklärte, die deutsche Fahne wirklich und leibhaftig heraushing und den Beschluß faßte, es seien sämmtliche Bundesregierungen zu schleuniger Verstärkung des Bundestags durch Männer des allgemeinen Vertrauens

einzuladen, damit alsbald eine Revision und Reform der Bundesverfassung auf wahrhaft nationaler und zeitgemäßer Grundlage bewerkstelligt werden könnte. Man sieht, die armen alten Mumien strengten sich gewaltig an, mit der Zeitbewegung gleichen Schritt zu halten. Es wollte aber nicht gehen. Ihr im liberalen Lenzwonnemond plötzlich so wunderbarlich zur schwarzrothgoldenen Blüthe gediehener Urpatriotismus wurde schnöde verkannt, was sich allerdings nicht allzu schwierig daraus erklärt, daß der „hohe" Bundestag seit lange in Deutschland so ungefähr für das angesehen war, wofür in Frankreich die von-guizotische Kammer der „Korrupten" galt, d. h. für die Centralkloake der Verachtung.

In denselben Tagen, wo die Macht des deutschen Liberalismus eine moralische war, wurde sie auch eine amtliche. Noch bevor sie hierzu förmlich gelangte, war das liberale Programm, wie es mustergebend zuerst durch eine am 27. Februar unter Itzsteins Vorsitz zu Mannheim tagende Volksversammlung formulirt wurde, in manchen Mittel-, Klein- und Kleinst-Staaten theilweise oder ganz in mehr oder weniger tumultuarischer Weise verwirklicht worden. Dieses Programm enthielt die landläufigen Forderungen des Liberalismus: Pressfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Befreiung von Grund und Boden, Nationalvertretung. Die Nachgiebigkeit der Regierungen, ihre Zustimmung zu diesem Programm war hier eine schnellere, dort eine langsamere. Blut hat die Durchsetzung der liberalen Wünsche nicht gekostet. Der Name der deutschen Revolution in den Mittel-, Klein- und Kleinst-Staaten war Adresse. Denn, in Wahrheit, mittels Losbrennung von mehr oder weniger fein- oder grobkörnigem Adressen-Pulver sprengte man das ganze bisherige System absoluter Bevormundung in die Luft. Die Fürsten warteten nicht die Rebellion ab, sie wichen der Demonstration. Am langsamsten und widerwilligsten in Dresden, Kassel und Hannover. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm und der König Ernst August Kumberland waren in ihrer Weise unter ihren Herren Kollegen die ehrlichsten. Denn sie ließen so deutlich, daß kein Mensch darüber

zweifelhaft sein konnte, merken, daß sie, sobald der „Schwindel" und „Rummel" vorüber wäre, zum gewohnten und angestammten Despotismus zurückkehren würden.

Es war naturgemäß und unumgänglich, daß zur Insceneſetzung der neuen nationalen und liberalen Politik die Führer und Leiter der bisherigen Opposition berufen wurden. In den fürstlichen Palästen mag es manchen schweren Stoßseufzer gekostet haben, bis man sich entschließen konnte, die verhassten Oppositionsmänner, die „Demagogen" zur Audienz zu berufen. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung fanden die Fürstlichkeiten, männliche und weibliche, daß die liberalen Tyrannenfresser und Schreckensmänner bei weitem nicht so schrecklich waren wie ihr Ruf bei Hofe, gar nicht revoluzisch-wild, sondern im Gegentheil ganz zahm und manierlich. Umgekehrt konnte man aus dem Munde von liberalen Matadoren und Ministerkandidaten, welche noch Abends zuvor die Marsellaise mitgesungen hatten, vernehmen, sie hätten sich gar nicht vorgestellt, daß die fürstlichen Personen so „charmant" wären. Auf Grund dieser gegenseitigen angenehmen Ueberraschung verschritt man zur Herstellung des Instituts der „Märzministerien" in den verschiedenen Mittel-, Klein- und Kleinst-Staaten, — eines der kläglichsten Institute, welche jemals die Sonne auf ihrer Bahn beschienen hat, obzwar man von den Märzministern, was ihre Personen anlangt, sagen kann, was Antonius von Brutus und Genossen sagte: —

„So are they all, all honourable men."

Männer freilich weniger, Staatsmänner am wenigsten; aber ehrenwerthe Leute sammt und sonders, meist wohl auch gute Leute, jedoch schlechte Musikanten. Sie konnten nichts dafür; es war von ihrer Mittelmäßigkeit zu viel verlangt, daß sie mehr als Flick- und Stückwerk schaffen sollten. Sie waren, bei Lichte besichtigt, nur noch ausgebrannte Raketenhülsen, keine Raketen mehr. Was allenfalls von Kraft und Feuer in ihnen gewesen, war in Kammerzänkereien und Kämmerchenstänkereien verpufft worden. Enge Köpfe, gingen

sie jedem großen Gedanken aus dem Wege, aus Furcht, er müßte ihnen den Schädel zersprengen. Kleine Herzen, blickten sie mit Argwohn auf jede selbstständige Kraft, welche sich neben ihnen geltend zu machen wagte. Auf das Volk würden sie mit äußerster Verachtung geblickt haben, wenn die Angst es ihnen zugelassen hätte. In jedem dieser Märzminister steckte ein vormärzliches Despötlein. Sie allein und ihre Parteigesellen waren, wähnten sie, im absoluten Alleinbesitz aller politischen Weisheit. Sie verlangten, daß man mit unbeschränktem Vertrauen von ihrer Wohlmeinenheit erwarte, was von ihrer Schwäche kein Verständiger hoffen konnte. Im Innern der Einzelstaaten war ihre erste Sorge und Arbeit auf möglichste Beschirmung und Beschildung von Thron und Altar gerichtet und ihre zweite darauf, ihrer Partei die Mitregierung oder wenigstens den Schein der Mitregierung zu sichern. Inbetreff der nationalen oder auch nichtnationalen Politik waren sie mit Ausnahme solcher unter ihnen, welche die deutsche Einheit von vorneherein also verstanden, daß Deutschland preußisch werden sollte und müßte, etwas mehr oder weniger maskirte Partikularisten; aber so sehr Partikularisten jeder Zoll wie einer der vorragendsten von ihnen, Herr Stüve in Hannover, welcher ja ehrlich von sich bekannt hat, er sei eigentlich nur Osnabrücker und es koste ihm schon Mühe, sich als Hannoveraner zu fühlen, geschweige denn als Deutschen.

Nun wäre es aber ungerecht im höchsten Grade, verkennen oder verschweigen zu wollen, daß die Schwierigkeiten, womit die Märzministerien zu ringen hatten, außerordentlich große und vielartige gewesen sind. Weit befähigtere und thatkräftigere Männer würden dieselben nur mit Noth bewältigt haben. Weil der Liberalismus vermöge seiner ganzen Anlage zwischen Revolution und Gegenrevolution sich in die Mitte gestellt hatte, mußte er nach zwei Seiten hin einen Kampf führen, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren. Sein ganzes Schalten und Walten bot ein betrübsames Schauspiel. Er wurde durch die werdende Demokratie — die aber auch nie etwas rechtes wurde — nach links geschoben, durch seine

neuen Beziehungen zu den Höfen nach rechts gezogen. Sein Zustand war so recht ein „hangen und bangen in schwebender Pein". Er hatte nicht den Muth, entschieden mit dem Volke zu gehen, er wollte sich aber auch nicht unbedingt an die Fürsten verkaufen. Von diesen trennte ihn doch immer wieder seine ganze Vergangenheit, von jenem sah er seine ganze Gegenwart und Zukunft bedroht, — eine Besorgniß, welche sich vornehmlich aus der Angst der Bourgeoisie vor socialistischen und kommunistischen Tendenzen entwickelte. Diese Angst ist freilich im Grunde damals eine ganz abgeschmackte und lächerliche gewesen. Denn es gab in Deutschland in den Bewegungsjahren 1848 und 1849 allerdings etliche Dutzend Leute, welche sich zu Sprachrohren des französischen Socialismus und Kommunismus machten und selbstverständlich um so lauter schrieen, je hohler sie waren; aber eine socialistische und kommunistische Partei hat es damals nicht gegeben und man brauchte jenen Gesellen nur etwas näher zu treten, um zu erkennen, daß sie sehr wenig furchtbar und gefährlich. Wenn sie jedoch sonst zu nichts taugten, so taugten sie doch dazu, von schlauen Rückwärtsern zu Schreckgespenstern herausgeputzt zu werden, womit man zu Gunsten der Höfe, des Adels und der Kirche die Bourgeoisie ins Bockshorn jagen konnte. Als dann vollends im Verlaufe der Ereignisse die verhetzten und verbitterten Massen da und dort ihre Rohheit herauskehrten und zu schandbaren Ausschreitungen sich fortreißen ließen, da bequemte sich der Liberalismus in die Angstlosung: „Ruhe um jeden Preis!" miteinzustimmen und eine der vielgepriesenen „Märzerrungenschaften" nach der andern preiszugeben.

Vorderhand jedoch, d. h. im März von 1848, hätte man jeden unbedingt für einen Narren erklärt, wer da prophezeit haben würde, daß dem aufblühenden Völkerfrühling gar bald ein solcher Herbst und Winter folgen könnte. Alle Welt trug ja Brillen mit rosenrothen Gläsern und es war nicht räthlich, ohne eine solche Brille sich sehen zu lassen, so man nicht für einen Dummkopf gelten wollte. Die urtheilslose Menge war wie berauscht und ihre Propheten redeten

in allen Zungen, nur nicht in der des gesunden Menschenverstandes. So lange Wien und Berlin noch nicht ihre Märztage gehabt hatten, konnte mitunter noch ein Saul es wagen, unter diese Propheten sich zu mischen und in das Gefackel und Geflunker derselben hinein ein die gloriosen „Märzerrungenschaften" und glorioseren „Märzminister" anzweifelndes Wort zu werfen. Als aber die schwarzrothgoldne Fahne auf der Hofburg der Lothringer-Habsburger und auf dem Königsschlosse der Hohenzollern entfaltet worden, da war kein Halt und keine Hemmung mehr. Alle Schleußen des patriotischen Schwatzes und liberalen Klatsches thaten sich auf und rauschend und brausend ergoß sich eine alles mit sich fortwirbelnde Phrasenflut.

Freilich, es sah auch ganz so aus wie aus dem keckſten aller Märchenbücher herausgeschnitten, dieses schwarzrothgoldne Geflatter auf den Hofburgen von Wien und Berlin.

V.

„Ich lass' nit schießen!"

1.

Ein grober Irrthum wär' es, zu wähnen, daß es nicht auch in die Fenster der Hofburgen von fernher hereingewetterleuchtet hätte, bevor das Gewitter heranzog. Sie waren gewarnt, die allerhöchsten Herrschaften. Sogar in der Hofburg zu Wien, deren Uhr doch sonst um ein Jahrhundert oder auch um zwei zu spät zu gehen pflegte, hörte man mitunter den Tritt der „Geister, die den großen Geschicken voranschritten", und nahm die „Schatten" wahr, welche „die kommenden Ereignisse vorauswarfen".

Wäre dem nicht so gewesen, hätten die Vorgänge in Italien, hätte der klägliche Ausgang der Sonderbundsmachenschaft in der Schweiz nicht neuerlichst der lothringisch-habsburgischen Indolenz und der metternichtigen Frivolität dann und wann einen unsanften Rippenstoß versetzt, so würde ja das Unerhörte nicht erklärlich sein, daß der Kehrreim aus einer damals in Wien beliebten Liederposse: „So kann's nicht mehr bleiben; muß anders werden" — sogar im Innern der kaiserlichen Familie Widerhall fand und daß öſtreichische Regierungsmänner kecklich sich vermaßen, von einer „Reichsverfassung" behutsam zu reden, welche zu schaffen sei, natürlich „in einer späteren Periode". Schade nur, daß solchen Unerhörtheiten und Keckheiten

sofort immer wieder das Bedenken sich gesellte, ob es überhaupt möglich, aus diesem östreichischen Wirrsal centrifugaler Nationalitäten etwas zu machen, was einem modernen und soliden Staatsbau einigermaßen ähnlich sehen würde*).

Zu Anfang des Jahres 1848 war man dem erwähnten Bedenken zum Trotz in Wien soweit vorgeschritten, an die Vorbereitung von Grundlagen zu denken, auf welchen dereinst — in ferner Zukunft, versteht sich — eine Verfassung errichtet werden könnte. Der Versuch, welchen im vorhergegangenen Jahre Friedrich Wilhelm der Vierte mit der Berufung des „Vereinigten Landtags" gemacht hatte, wirkte auch an die Donau herab. Freilich war dieses Experiment nicht so ganz im Sinne seines königlichen Urhebers ausgeschlagen, welcher daraus eine neue, pompos-dekorative Folie seines unbedingten Königthums hatte schaffen wollen; allein es machte sich in der wiener Hofburg und ihrer Umgebung nun einmal das Gefühl geltend, es müsse irgendetwas versucht werden, was den Wunsch und Willen verriethe, an dem offenkundigen Marasmus senilis des franz- und metternichtigen Systems herumzudoktern. Man sagte sogar einem Blatte des Dreiblattes der „Staatskonferenz" (Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat), welche im Namen des armen kranken und

*) Effingers Depesche vom 19. Februar 1848: „Seit ungefähr einer Woche ist in Wien viel davon die Rede, daß mehrere Mitglieder des Kaiserhauses die Ueberzeugung ausgesprochen hätten, wie die östreichische Staatsverwaltung dem Andringen moderner Ideen von außen und von innen auf die Länge ohne Koncessionen nicht mit Erfolg widerstehen könne. Hierbei zeigt sich in den Regierungskreisen die Neigung, den Provinzialständen größere und gleichartige Wirksamkeit zu gestatten, um dadurch die Grundlagen zu erhalten, auf denen in einer späteren Periode, wenn es die Umstände erfordern und erlauben, eine allgemeine Reichsverfassung sich aufbauen lasse. Nur ist zu besorgen, daß bis zu diesem kaum sehr nahen Zeitpunkt die den Kaiserstaat bildenden Volksstämme, die seit einem Jahrzehent in auffallender Weise zu den alten Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität und Sprache zurückkehren, sich zu sehr entfremdet haben werden, um einer einzigen und gemeinsamen Reichsverfassung anzugehören". S. B. B.

unzurechnungsfähigen Kaiſers Ferdinand regierte, d. h. nicht regierte, — ja, man ſagte dem Grafen Kolowrat nach, daß er den Anhauch der zeitbewegenden Ideen mitunter leiſe verſpürte. Noch mehr, man wollte auch wiſſen, daß die Erzherzogin Sophie — von der man ſpäter ganz anderes wiſſen wollte — zeitweilige Anwandlungen hätte, das „So kann's nicht mehr bleiben!“ mitzuſingen*).

Eine ganze Reihe von guten Beobachtern und verläſſlichen Zeugen ſtimmt darin überein, daß die erſte Kunde von dem, was am 24. Februar in Paris geſchehen, in Wien weit mehr eine betäubende als aufregende Wirkung hervorbrachte. Daß die Kaiſerſtadt an der Donau binnen wenigen Tagen der Schauplatz ähnlicher Ereigniſſe werden würde, ließ ſich gewiß keiner ihrer Bewohner einfallen. Unten dachte man in den erſten Stunden und Tagen nach dem Eintreffen der Revolutionsbotſchaft ſicherlich kaum an die Möglichkeit einer Demonſtration; oben munkelte man, daß es vielleicht räthlich wäre, wenn die Frau Erzherzogin Sophie die Gnade haben wollte, das Reformlied hörbarer als bislang anzuſtimmen**). Noch am 3. März jedoch ging die Sorge in den Hofkreiſen nur dahin, das

---

*) Effinger am 23. Februar: „Daß man ſich zu Wien in den höchſten Regionen der Staatsverwaltung mit der Vorbereitung von Reformen beſchäftige, die einer einſtigen Verfaſſung zur Grundlage dienen ſollen, iſt ferner nicht zu bezweifeln. Den Anſtoß dazu hatte vor einem Jahre die Einberufung der vereinigten Landſtände in Preußen gegeben. Doch ließ man die Sache bald wieder liegen. Diesmal veranlaſſten die Bewegungen in Italien den Grafen Kolowrat, ſie wieder in Anregung zu bringen; allein erſt zu Anfang dieſes Monats erhielt dieſe Anregung den erforderlichen Nachdruck, als im nämlichen Sinne eine Prinzeſſin auftrat, die als Gemahlin des nächſten und Mutter des einſtigen Thronfolgers die Lage der öſtreichiſchen Monarchie ſchon längſt mit ſorgenvollen Blicken betrachtet und, obwohl ſonſt ſehr konſervativ geſinnt, die Nothwendigkeit, dem Zeitgeiſt Konceſſionen zu machen, erkannt zu haben ſcheint.“ S. B. A.

**) Effinger am 1. März: „Man meint, der Erzherzogin Sophie werde es gelingen, den Erzherzog Ludwig, welcher als Präſident der Staatskonferenz den Ausſchlag gibt, von der Unerläßlichkeit einiger Neuerungen zu überzeugen“. S. B. A.

pariser „Weltereigniß“ könnte die Gefahr eines europäischen Krieges näherrücken*).

Auch in Prag wollte zuvörderst wenig oder nichts sich regen. Die oberen Führer des Czechenthums waren entweder, wie die Herren Schafarik und Strobach, persönlich nicht geeignet und nicht geneigt, die Opposition aus der Studirstube und dem Advokatenbureau auf den offenen Markt hinauszutragen, oder sie waren, wie Herr Palazky, den neuzeitlichen Anschauungen abgeneigt. Die untergeordneteren czechischen Häuptlinge aber waren entweder, wie die Herren Faster und Trojan, so unter dem Strich ordinär oder, wie der Herr Brauner, so wenig geachtet, daß sie nur langsam und mühsälig die Demonstrationsmode, welche sie übrigens den deutschen Nachbarländern absahen und entlehnten, in der Hauptstadt Böhmens in Gang zu bringen vermochten. Energie und feste Leitung kam in die czechische Bewegung erst, als der von seinen Landsleuten eilends aus Italien heimberufene Rieger die oberste Führung übernahm. Die Deutschböhmen haben in dieser Bewegung eine erbärmliche Rolle gespielt, insbesondere in Prag. In sich zerfahren und unter sich zerfallen, konnten sie es zu keiner Organisation bringen und hat ihre Mehrzahl dem Czechenthum sich gebeugt, ihre Minderzahl sogar demselben niederträchtig sich angeschmeichelt. Denn es ist nun einmal alte dumme deutsche Art, von allem, was mit der gehörigen Unverschämtheit auftritt, und demnach auch von der slavischen Halb- oder Ganzbarbarei sich imponiren zu lassen.

Einen viel rascheren und glänzenderen Gang als in Wien und Prag, ja geradenwegs einen Schwung und Flug nahm die Bewegung in Preßburg, wo das ungarische Parlament versammelt war. Freilich besaß Ungarn in diesem seinem Parlament ein schon anerkanntes und geübtes Organ, seinen Wünschen und Forderungen Ausdruck zu

---

*) Effinger am 3. März: „Die Februarrevolution wird hier als ein Weltereigniß angesehen, welches den gefürchteten europäischen Krieg näher rücken dürfte“. S. B. A.

geben, während die Bevölkerungen des cisleithanischen Oestreichs unsicher nach irgendeinem Ding, das einem Sprachrohr der öffentlichen Meinung gliche, umhertasteten. Es wurde sofort klar, wie sehr die Magyaren, weil im Besitz einer althergebrachten, obzwar ganz aristokratischen Verfassung, und parlamentarischer Bräuche, den übrigen Nationalitäten des Kaiserstaats gegenüber im Vortheil seien. Politisch geschult, wie sie waren, wurden sie das leitende Volk in Oestreich, während die Deutschöstreicher, obgleich an Kultur den Magyaren und Slaven weit überlegen, nur mühsälig und schüchtern unter der vom Despotismus über sie gebreiteten Bleidecke sich hervorarbeiteten und dann keinen andern Rath wußten als den, an das deutsche Gesammtvaterland sich anzulehnen, welches aber erst zu schaffen war und bekanntlich noch lange zu schaffen geblieben ist.

Der Februarsturm blies mit solcher Macht in das parlamentarische Sprachrohr Ungarns, daß dessen Klanggewalt von einer bloß magyarischen zu einer gesammtöstreichischen, ja zu einer europäischen anschwoll. Schon am 3. März erhob sich zu Preßburg an der „Ständetafel“, d. h. im Repräsentantenhause, Ludwig Kossuth — ohne Frage einer der größten Redekünstler von damals — um der auf der Tagesordnung stehenden Banknotenjammerdebatte eine Wendung zu geben, kraft welcher seine Rede so recht die schmetternde Trompetenfanfare wurde, welche zum Ausbruch der ungarischen und der östreichischen Revolution das Signal gab. In Wahrheit, von allen im „tollen“ Jahre gehaltenen Reden war diese die wirksamste. Kossuth unterzog die Metternichtigkeit einer zerreibenden, einer vernichtenden Kritik. Er riß schonungslos alle Hüllen von der „Beinkammer des wiener Systems, aus welcher eine verpestende Luft weht, alles niederdrückend, lähmend und vergiftend“. Er zeigte, daß der Parlamentarismus Ungarns nur eine unfruchtbare „Tretmühlarbeit“ sein könnte und müßte, so lange die übrigen Theile der östreichischen Monarchie das Joch des Absolutismus schleppten. Schließlich spitzte er seine genialisch-kühnen Ausführungen zur Beantragung einer „Repräsentation“ an den Kaiser zu, in welcher jede der geforderten

Reformen noch einmal kräftig betont und zuletzt dieser Haupttreffschuß losgebrannt wurde: „Wir wissen, daß unsere Wünsche nur dann verwirklicht werden können, wenn eine nationale Regierung errichtet wird, welche aus der Mehrheit des Reichstags hervorgeht und dem Volke verantwortlich bleibt. Daher verlangen wir ein verantwortliches ungarisches Ministerium. Ferner wissen wir, wie sehr die gedeihliche Entwickelung unserer Verfassung wesentlich dadurch gehemmt wurde, daß in den Erbländern nach anderen, unserem politischen Leben feindseligen Grundsätzen regiert wurde. Nur in der innigsten Verbindung der verschiedenen Provinzen der Monarchie liegt die Gewähr für die Ruhe, die Stütze für die Dynastie, der Schutz für unsere Freiheit. Wir bitten daher, den kaiserlichen Thron mit konstitutionellen Einrichtungen zu umgeben, allen Ländern Oestreichs eine Verfassung verleihen zu wollen." . . . In dieser Repräsentation, welche im Jubelsturm des Augenblickes von der Ständetafel einmüthig beschlossen wurde, wimmelte es von Illusionen, vielleicht von berechneten Täuschungen. Denn wie für Kossuth, welcher stets Magyar und nur Magyar gewesen ist, der Kosmopolitismus nie etwas anderes war als eine oratorische Floskel, so konnte es ihm auch mit dieser Begeisterung für Gesammtöstreich und für eine östreichische Gesammtstaatsverfassung unmöglich ernst sein. Möglich allerdings, daß das Märzfieber auch den ungarischen Agitator so gewaltig schüttelte, daß er außer standes, die Tragweite seiner Worte zu ermessen; möglich aber auch, daß er schon am 3. März recht wohl wusste, wie eitel das Bemühen sein würde, Oestreich unter einen konstitutionellen Gesammthut zu bringen, und daß er zu diesem Bemühen dennoch ermunterte in der Hoffnung, die zu erwartende östreichische Anarchie würde in dem Magyarenthum ihren Rettungsanker suchen müssen und in Folge dessen Oestreich in Ungarn aufgehen.

Einstweilen war der Meisterredeschuß vom 3. März losgebrannt und die Kugel traf ins Centrum.

2.

Man erzählt, Haus-, Hof- und Staatskanzler Metternich sei, als das „Vive la république!" von Paris her zum erstenmal an sein Ohr schlug, zehn Minuten lang bleich und erstarrt dagesessen, wie versteinert durch den plötzlichen Wiederanblick der Medusa Revolution, welche man für immer eingesargt und begraben zu haben glaubte.

Aber dieser erste Schrecken ging vorüber; der Herr Fürst gewann sein gewöhnliches Aplomb wieder und wußte dann bis zu seinem Abgetretenwerden von der Bühne die gewohnte vornehm-kühle Haltung zu bewahren. Warum auch nicht? Etwas wie ein Herz hatte Metternich nie gehabt, und was seine Sinne betraf, so waren dieselben jetzt bis zu jener Blasirtheit abgestumpft, welche nichts fürchtet, weil sie nichts mehr hofft.

Dagegen ging es im Innern der kaiserlichen Familie ziemlich unruhig, ja fast turbulent her. Sogar bis in die innersten Gemächer der Hofburg, allwo man den Kaiser Ferdinand, den armen Epileptiker und gutmüthigen Blumenzüchter, sorgsam verschlossen hielt, war eine Kunde von den unerhörten Dingen gedrungen, die draußen in der Welt, in Paris und dann Schlag auf Schlag in deutschen und anderen Landen geschahen. „Schauen's — sagte die kaiserlich-königliche Majestät, den armen schweren Wasserkopf bedächtig hin- und herwiegend, zu ihrem kammerdienerlichen Lieblingskrankenwärter — schauen's, eins weiß ich halt: — ich lass' nit schießen!" Eines der menschlichsten Worte, welche je über lothringisch-habsburgische Lippen gegangen. Vielleicht hat der gute Schattenkaiser diese oder ähnliche Worte auch im Familienrathe gesprochen, falls man ihn zu den Sitzungen desselben zuließ. Es soll in diesen Sitzungen nicht gerade still und einmüthig hergegangen sein. Der alte Erzherzog Johann — auch eine der vielen Nullen, welche Anno 1848 recht hoch hinaufgeschraubt worden sind, damit ihre Nullität weithin sichtbar würde — also der Erzherzog Johann habe da für eine sachliche und

persönliche Aenderung des Regierungssystems gesprochen und sei von dem Staatskonferenzmitglied Kolowrat leise sekundirt worden und von der Erzherzogin Sophie laut. Aber der Präsident der Staatskonferenz, Erzherzog Ludwig, der „graue Schleicher“, welcher ganz so aussah und war, wie Philipp der Zweite im 19. Jahrhundert ausgesehen hätte und gewesen sein würde, verweigerte jede Koncession an den „verdammlichen Zeitgeist“, erklärend, er habe es seinem höchstseligen Bruder Franz an dessen Sterbebette versprochen, daß bei seinen (des grauen Schleichers) Lebzeiten keinerlei Veränderung in der Staatsverwaltung zugelassen werden sollte. Metternich trat dieser Abweisung aller Reformwünsche bei, worauf die Erzherzogin Sophie zornig aus dem Gemache rauschte, im Abgehen das bittere Fragewort hinschleudernd: „Man will also meinem Sohne das Schicksal des Herzogs von Bordeaux bereiten?“

Das „System“ kümmerte sich wenig um derartige Fragen. Es that vielmehr noch ungemein dick und patzig. So in einer Auslassung der amtlichen „Wiener Zeitung“ am 4. März, wo die pariser Revolution als eine kommunistische Machenschaft „vom hohen Olymp herab“ verdonnert, auf die Treue, d. h. Schafsgeduld der Bevölkerung Oestreichs gepocht und schließlich das Orakel ertheilt wurde: „Nur in dem festen Anschließen der Regierten an ihre Regierungen ist das Mittel des Heils zu finden“.

Die Regierten waren aber so frei, sich die Freiheit zu nehmen, den Stiel umzukehren. Die Geduld der Wiener war doch nicht so ganz schäfig, wie das „System“ vorausgesetzt hatte. Eines „verdammlichen Zeitgeistes“ Sturm fuhr auch in die frommen Oestreicher, alle die spanischen Wände umwerfend, welche Señor Egnazio Tartuffio dagegen aufgestellt hatte. Ah, der arme Lenau, welcher draußen im Irrenhause zu Döbling der Erscheinung des Befreiers Tod entgegenbrütete, hatte es wohl prophezeit —

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder schwarzen Kutten“ . . .

Das „Kapua der Geister“ erwies sich in der Wirklichkeit doch

nicht so ganz als das Kapua, als welches Wien der hypochondrischen Phantasie eines andern östreichischen Dichters sich dargestellt hatte. Die gutmüthigen Wiener waren zwar zuvörderst wie angedonnert von dem, was in Paris geschehen, und hatten Mühe, es zu fassen, wie man dort so ohne Umstände das Julikönigthum in einen schmierigen Miethwagen verpackt und zum Kukuk geschickt hatte. Aber als sie wahrnahmen, wie leicht es ihren „deutschen Brüdern" draußen im „Reich" wurde, binnen wenigen Tagen oder gar binnen etlichen Stunden „frei" zu werden, da fragten sie sich: Warum sollten wir nicht auch thun wie die da draußen im Reich? Und siehe, sie thaten so und machten sich an's Adresseln; denn das war ja vorerst die deutsche Revolutionsform. Schon am 6. März brachte in der Monatsversammlung des niederöstreichischen Gewerbevereins in Anwesenheit des Erzherzogs Franz Karl, des Bruders von Kaiser Ferdinand, und des Grafen Kolowrat Herr Arthaber den Entwurf einer Adresse vor, deren Spitze die bereits angedeutete Stielumkehrung war, daß das Heilmittel bestehe in dem „festen Anschließen der Regierung an die Regierten". Auch flimmerte und schimmerte es in dieser Adresse schon recht schwarzrothgoldig, denn es hieß da: „Nur ein inniges Anschließen Oestreichs an die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes kann das alte Vertrauen wieder gewinnen". Im übrigen war die Haltung der Adresse ganz nebelhaft; aber daß überhaupt eine solche von einem, wohlverstanden! durchweg konservativen Kreise ausging und daß der Erzherzog Franz Karl auf Ersuchen sich herbeiließ, das Schriftstück seinem kaiserlichen Bruder zu überreichen, das lieferte einen unzweifelhaften Beweis von der bedenklichen Erkrankung des „Systems".

Nach diesem Anfang wurde lustig weiter geadresselt. Mitglieder der zu ihrer gewohnten Frühlingssitzung auf den 13. März berufenen niederöstreichischen Ständeversammlung fühlten sich stark versucht, ihre liberalen Reden, welche sie bislang hatten schweigen müssen, jetzo in Adressenform von sich zu geben. So der Herr von Schmerling, nachmals als deutscher „Reichsminister" einer der größ-

ten Ha—nnswurste der weltgeschichtlichen Komödie seiner Zeit. Der juridisch-politische Leseverein, der Sammel- und Mittelpunkt der wiener „Intelligenz“, gab einer zuerst im Shakespeareklubb angeregten und an die niederöstreichische Ständeversammlung gerichteten Adresse eine erweiterte Form. Einer der besten Oestreicher, der auch einer der besten blieb, Bauernfeld, hat gemeinsam mit dem Doktor Bach — welcher damals eins der hellsten und feurigsten Lichter auf dem Leuchter des östreichischen Liberalismus war, um später im Günstlingsfutter des Hofes zu einer dicksten Konkordatskerze sich anzumästen — diese Adresse entworfen, welche, mit Unterschriften reichlich versehen, die Nothwendigkeit einer Verfassung für Oestreich klarlegte, auch die sonstigen Wünsche des „verdammlichen Zeitgeistes“ formulirte und nicht unterließ, kräftig zu betonen, daß „Oestreich, dessen Herrscher durch Jahrhunderte die deutsche Kaiserkrone trugen, nur in festem Anschluß an deutsche Interessen sein wahres Heil gewinnen könnte“.

Die wichtigste Seite der Adressenmachenschaft in Wien war diese, daß sie die Brücke geworden, über welche die Studentenschaft in die Bewegung eintrat. Arme Jungen, schwer habt ihr den heiligen Irrthum gebüßt, zu wähnen, diese unsere Welt sei zur Verwirklichung von Idealen da. Aber lasst es euch und eure Manen nicht anfechten, wenn die Herren Realpolitiker euch hinterher mit Koth beworfen haben; sie schöpften eben aus dem Vorrath der eigenen Gemeinheit .... Die deutsche Studentenschaft hat, abgesehen von Wien, in den Jahren 1848 und 1849 keine vortretende Stellung genommen, wenigstens nirgends massen- und dauerhaft. Der deutsche Student, soweit er sich überhaupt um Politik kümmerte, war ja ebenfalls zum Realpolitiker geworden, seitdem die Regierungen, allen voran der „teutsche“ König Ludwig von Baiern, allergnädigst ihm wieder gestattet hatten, Kraft und Geist in den Spektakeln und Orgien der Komment-Romantik „nach alter Väter Weise“ zu vertoben, und dann das übriggebliebene „Phlegma“ seiner Existenz an der Staatskrippe zu loyal-vegetativem Beamtendasein aufzufüttern. Hat

es doch in Deutſchland eine der vormärzlichen Regierungskünſte ausgemacht, der Studentenſchaft ebenſoſehr einen Korpsgeiſt einzupflanzen wie der Soldatenſchaft. Kein Wunder daher, daß jeder unwiſſende Nichtsnutz, welcher eine buntfarbige Mütze aufhatte, gerade wie jeder ſtupide Bauerlümmel, der einen zweierleifarbigen Rock anhatte, ſich für hocherhaben über das Bürgerthum hielt und vom „Philiſter" ganz ſo dachte und ſprach, wie der Junker-Offizier von der „Kanaille" von Volk, welches ihn ernährte. Freilich, die zahlloſen Opfer der Komment-Sklaverei waren und ſind mehr noch zu bemitleiden als zu verklagen. Dagegen gebührte jenen Herren Profeſſoren und Hofräthen die Ruthe, welche ſich nicht entblödeten, die jugendliche Phantaſie irrezuleiten und dem jugendlichen Unverſtand zu ſchmeicheln, indem ſie die ſtudirende Jugend in der barbariſchen „Studentenromantik" ſteiften und mittels kauderwelſchen Geſaſels von „akademiſcher Freiheit" u. dgl. m. die albernſte Ausſchließlichkeit pflanzten und pflegten.

Unter die wiener Studentenſchaft hatte die Kommentromantik ihre phyſiſchen und moraliſchen Verwüſtungen noch nicht verbreitet. Sonſt hätte ſie gar nicht idealiſtiſche Stimmung, Naivität und Muth genug beſeſſen, eine weltgeſchichtliche Rolle anzutreten und durchzuführen. Daß aber dieſe Studentenſchaft eine weltgeſchichtliche Rolle überhaupt antreten und durchführen konnte, iſt das am meiſten charakteriſtiſche Merkmal der öſtreichiſchen Revolution. Die „Aula" verlieh derſelben eine ganz einzig daſtehende Jugendlichkeit und Friſche, geradezu einen Farbenſchimmer und Klang von Poeſie. Allerdings barg ſich hinter dieſer Poeſie die ſehr proſaiſche Thatſache der Unmündigkeit des öſtreichiſchen Volkes; allein warum immer kritiſch den Vorhang lüften in dieſer Welt des Scheins und der Täuſchung? Laſſt es uns dankbar hinnehmen als einen flüchtigen Glücksſonnenſtral, ſo die Proſa nicht überall und allzeit breitſpurig im Vordergrunde ſteht.

Am 7. März hat in einer Studentenkneipe der Alſervorſtadt ein junger Mediciner zuerſt den Gedanken hingeworfen, daß die Studenten auch eine Adreſſe machen ſollten, eine Adreſſe an den Kaiſer.

Das zündete unter den Medicinern, Juristen und Technikern. Die Adresse erhielt am 11. März ihre Schlußredaktion. Am folgenden Tage sollte die Unterzeichnung und Ueberreichung statthaben, aber auf eine Weisung des Hofkanzlers Inzaghi hin verhindert werden. Es geschah nicht, was wiederum einen merklichen Vorschritt der Krankheit des „Systems" bekundete. Zweitausend Studenten unterzeichneten in der Aula der Universität die Adresse, welche auf Rede-, Preß-, Lehr- und Lernfreiheit, Gleichstellung der Konfessionen, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Volksvertretung in Oestreich und beim deutschen Bundestag antrug. Die Professoren Endlicher und Hye — der letztere ein pfiffiger Schaukelmensch, der in einem Athem gegen und für die Adresse redete — wurden beauftragt, die Adresse in die Burg und vor den Kaiser zu bringen, was ihnen nach Ueberwindung von allerhand Hindernissen am Abend dieses 12. Märztages gelang. Der gute Ferdinand gab den beiden Adresseträgern gute Worte, deren Sinn jedoch, falls sie überhaupt einen hatten, schwer oder gar nicht zu entziffern war. Sechsunddreißig Stunden später hat der Kaiser schon deutlicher gesprochen.

3.

Aber was dachte denn nur die Metternichtigkeit, daß sie eine Revolution so straflos gewähren ließ, und wäre es auch nur eine papierene Adressenrevolution? O, die Metternichtigkeit dachte gar nichts. Sie saß ruhig, sicher und vornehm-kühl, wie immer, in der Staatskanzlei. Was ging sie das unerhörte Neue an, welches seit dem 6. März in Wien geschah? Sie hatte ja ihrerseits wohlweislich beschlossen, alles beim alten zu lassen*).

---

*) Effinger am 10. März: „Die Lage der Dinge ist auch hier auf einmal viel ernster geworden als man vor wenigen Tagen für möglich hielt. Die Vorgänge in Deutschland, insbesondere die Proklamation des Königs von Baiern, in welcher unter anderem auch eine Revision der deutschen Bundesverfassung verheißen wird, haben in den höchsten hiesigen Regionen der

Das kranke „System" fieberte sachte einem „Nachlaß der Natur" zu. Indessen unterließ es noch nicht, auf seinem Krankenlager die Farbe der Gesundheit und Kraft sich anzuschminken. Hat doch noch am 12. März einer der Herren Staatsräthe (Graf Hartig?) geäußert, man sollte die frechen Jungen in der Aula peitschen; das wäre die beste Antwort auf die Adresse. Allein im Laufe des Tages waren im Sinne von Bewilligungen oder wenigstens Scheinbewilligungen Hände thätig, wie sie an byzantinischen Höfen stets ihre fünf und zehn Finger in Staatssachen hineinzustecken pflegen, Weiberhände. Erzherzogin Sophie hörte nicht auf, zu wiederholen, der Metternich brächte die Dynastie ins Unglück. Das kam auch der Metternichin zu Ohren und die wollte es nicht auf sich sitzen lassen. Melanie Zichy, des Haus-, Hof- und Staatskanzlers dritte Frau, vereinigte zwar den Hoch- und Uebermuth von hundert Junkern in ihrer weiland schönen Person, erkannte aber mit scharfem Fraueninstinkt, daß Petrefakte wie ihr Herr Gemahl und der „graue Schleicher" Ludwig nicht das Zeug hätten, einem Wickelkind von Revolution mit energischem Griffe den Hals umzudrehen. Folglich müßte es rathsam sein, dem Adressen hergreinenden Balg einen Scheinkoncessionenlutschbeutel ins Maul zu stopfen. Frau Melanie suchte das zuwegezubringen, indem sie den Grafen Montekukoli, den Marschall der niederöstreichischen Stände, einen Koncessionsmann, zu ihrem Gemahle führte und beide mitsammen in ein Zimmer versperrte, bis der Fürst dem Drängen des Grafen nachgab. Das Resultat dieser Unterrocksdiplomatie war, daß am späten Abend vom 12. März die Staatskonferenz ein Kabinettsschreiben aufsetzte, worin sie den Kaiser erklären ließ, er hätte zu beschließen geruht, es sollten „aus allen Provinzen Mitglieder der Stände und zwar aus jedem Stande ein Mitglied nach Wien berufen und dort mit einer Regierungskommission in Berührung gebracht werden, damit sie mit derselben in An-

---

Meinung Zugang verschafft, daß die seit mehreren Wochen vorberathenen Reformpläne nicht mehr genügen und daß es daher besser ist, bis Ruhe in die Gemüther zurückgekehrt, alles beim alten zu lassen." S. B. A.

sehung ihrer ständischen Verhältnisse in Rücksprache träten". Eine Art von metternichtig verdünntem „Vereinigtem Landtag" also. Ferner, „der Kaiser habe sich vorbehalten, dieser ständischen Deputation die Maßregeln andeuten zu lassen, welche die Bedürfnisse des Augenblickes erfordern". Man sieht, in dem Lutschbeutel war wenig Zucker, aber viel Sägmehl. Begreiflich daher, daß das Wickelkind, dem Arme und Beine wunderbar schnell wuchsen — die Arbeiterbevölkerung der Vorstädte hatte sich nämlich derweil allgemach auch zu rühren begonnen — an dem kläglich-unschmackhaften Dinge nicht lutschen wollte, sondern vielmehr ungebärdiger zu schreien und zu strampeln sich anschickte.

Am nächsten Tag, am 13. März, hob dann wirklich jene sogenannte wiener Märzrevolution an, welche eigentlich keine Revolution gewesen ist und die nur den wirrsäligen Beweis lieferte, daß man im machen und im bekämpfen von Revolutionen in der Donaustadt beiderseits noch gar keine Uebung hatte. Ueberhaupt gewähren die deutschen Regungen und Erhebungen vom Frühjahr von 1848, so man sie von einem über die Parteidunstsphäre erhöhten Standpunkt aus betrachtet, keinen erquicklichen Anblick. Zwar fehlen nicht ganz die heldischen Züge, aber überall fehlt die Grazie, — jene Grazie, welche den meisten der pariser Revolutionen ein so hübsches Relief verleiht. Auch verletzt das Plump-Nachahmerische der deutschen Bewegung den gebildeteren Sinn. Der Mangel an Eigenwüchsigkeit, elementarer Leidenschaft und spontaner Kraft macht sich allzu sehr fühlbar. Wär' es gestattet, einen studentischen Ausdruck zu gebrauchen, so müßte man sagen: Was die Franzosen ihnen in Wein vorgetrunken, haben die Deutschen in Bier nachgeläppert. Man spürt an allen Ecken und Enden den widerwärtigen Bierstubengeruch.

Am 13. März trat der niederöstreichische Landtag in seinem Sitzungshause in der Herrengasse zusammen. Diese Statisten-Versammlung hatte sonst nicht die geringste Bedeutung und ihre Verhandlungen waren nur ein Formalitätsschwindel. Da aber die Menschen stets einen beliebigen Afterglauben haben müssen, so war in

Wien an diesem Tage der Afterglauben an die nieder-östreichischen Landstände Trumpf, für etliche Stunden nämlich. Zeitig am Morgen sammelten sich Scharen von „wohlgekleideten" Bürgern in dem Hofe des Landhauses. Der 13. März war ja überhaupt der Revolutionstag des wohlgekleideten, wohlhabenden, behäbigen wiener Bürgerthums *). Ein anderer Sammelplatz war die Universität, wo Schaukler Hye einen langen Schwatz that, um der Studentenschaft zu sagen, daß Se. kaiserliche Majestät die Adresse sehr huldvoll entgegenzunehmen geruht hätte. Die Studenten wollten nicht begreifen, wie denn der Herr Professor dazu käme, um solcher kaiserlicher nichtssagender Huld willen diesen Tag „als den größten in der Geschichte Oestreichs" zu psalliren. Sie ließen also den Schwätzer drinnen in der Aula schwatzen und organisirten sich derweil draußen im Hofe zu einem Zuge nach dem Ständehause.

Das „System" seinerseits warf sich auf seinem Krankenlager, das übermorgen zu seinem Sterbebette werden sollte, hin und her, rath- und thatlos. Staatskonferenz und Staatsrath waren in der Burg versammelt und warteten höchst wahrscheinlich auf eine Eingebung von oben; denn sie selber dachten und thaten nichts. Der arme Kaiser war in das innerste der inneren Gemächer verschlossen. Man schützte seine Krankheit vor, fürchtete aber seine Gutmüthigkeit. Selbst die gewöhnlichsten militärischen Vorsichtsmaßregeln waren vernachlässigt und es ist eine kennzeichnende Thatsache, daß die Staatskonferenz- und Staatsrathsmumien an diesem Tage mit der Welt außerhalb der Hofburg mittels keiner andern Organe verkehrten als mittels der kommenden und gehenden Wortführer der Bewegung. Trotz alledem behauptete die Metternichtigkeit noch immer ihre vielbelobte vornehme Kühle. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte am Morgen eine Konferenz mit dem preußischen General-Diplo-

*) Effinger am 13. März: „Die Volkshaufen, die übrigens durchaus nicht das Aussehen der arbeitenden, sondern der wohlhabenden Klasse an sich tragen, scharen sich nunmehr beim bürgerlichen Zeughaus zusammen." S. B. A.

maten oder Diplomaten=General Radowitz. Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Meldung, daß auf den Straßen große Unruhe zu herrschen begänne. „Was geht das mich an? Das gehört nicht in mein Ressort", sagte der Fürst mit „klassischer Ruhe" und nahm den Faden der Unterhaltung wieder auf. Der „Familienrath", weder Fleisch noch Fisch, aber ein Inventarstück in diesem lothringisch=habsburgischen Byzantinerthum, war ebenfalls in der Burg beisammen und zwar, parlamentarisch zu kauderwelschen, gewissermaßen als Linke. Denn es gab darin den widermetternichtigen Ton an die Erzherzogin Sophie, welche schon seit etlicher Zeit den Fürsten gern durch einen andern ersetzt gesehen hätte oder eigentlich durch eine andere, nämlich durch die Frau des Erzherzogs Franz Karl.

Wie jedermann weiß, hat nachmals, als in Oestreich die Mörderin Reaktion über die Schwärmerin Revolution Meisterin geworden, die wiener Märzbewegung von den „Juden", schlechterdings nur von den „Juden" gemacht worden sein müssen. In Berlin dagegen konnten es bekanntlich die Juden nicht allein thun. Dort hat „eine Handvoll von Literaten, Advokaten, Juden und Fremden" die „Erzinfamie" der Märztage zuwegegerichtet. Nun wohl, es ist wahr, an beiden Orten haben die Kinder Israel bedeutend mitgethan. Das machte, ihre Pulse und ihre Zungen gingen rascher als die der germanischen „Gojim". Aber ebenso wahr ist, daß 9 Zehntel dessen, was die Rückwärtserei von der märzlichen Thätigkeit und Wirksamkeit der Juden sich erzählt, absurde Lügenmärchen sind, der Mühe einer Widerlegung unwerth. Die Reaktion ist doch sonst nicht gerade so dumm, wie sie aussieht. Wie kommt sie also dazu, ihren Pfaffen und Junkern die Schmach anzulügen, sie seien von „lausigen" Juden besiegt worden?

Die Haltung der auf dem Hofe des Ständehauses in der Herrengasse versammelten Menge von Bürgern und Studenten war zuvörderst eigentlich gar keine. Diese guten Wiener guckten einander dämisch und verlegen an. Sie hatten das Gefühl, daß etwas angefangen werden, etwas geschehen sollte. Aber was wollte man an=

fangen und wer sollte anfangen? Eine verteufelte Frage, stachelig wie ein Igel! Denn daß das „System“ nur noch ein System „in extremis“ sei, wußte man nicht; wohl aber, daß es nach dem Spielberge nicht sehr weit wäre. Endlich wurde aber der Igel doch angefasst und zwar allerdings von einem Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs. Der junge Doktor Fischhof, ein Enthusiast, ehrlich und brav in jeder Fiber, schwingt sich auf das Dach des Hofbrunnens und bricht von dort herab mit einem „Hoch die Freiheit!“ das Eis. Sofort stürzt der Phrasenschwall hervor und „Gewissensfreiheit!“ „Pressfreiheit!“ „Ministerverantwortlichkeit!“ „Konstitution!“ u. s. w. spritzen nach allen Seiten hin und umher. Man setzt sich mit der Statisten-Versammlung im Ständehaus in Beziehung, etwas tumultuarisch zwar, doch in Gemüthlichkeit. Sprecher Fischhof sagt: „Das Volk ist gekommen, um durch seine Haltung die Stände zu unterstützen, so sich diese verpflichten wollen, die allgemeinen Wünsche an den Kaiser zu bringen.“ Der Landtagsmarschall Montekukoli erwidert: „Mit Vergnügen. Des Volkes Wünsche sind auch unsere, der Stände, Wünsche.“ Allgemeines Vergnügen soweit.

Inzwischen hat aber ein Student angefangen, von der Rednerbühne, d. h. von dem Brunnendache draußen im Hofe herab die Kossuthrede vom 3. März vorzulesen und alsbald beginnt das Feuer derselben auch hier Funken zu werfen. Diese Funken platzen inmitten der Menge, daß es kracht und dampft. Die Rede gibt ein handliches Programm. Die trefflich gestimmten Kehlen haben jetzt einen Text mit Noten und die Symphonie hebt an. „Abdankung des allverhassten Ministers!“ — „Weg mit den Volksverdummern, den Jesuiten!“ — „Keine Russen!“ — „Augenblickliche Bürgerbewaffnung!“ In dieses Koncert herab fällt aus einem Fenster des Ständehauses ein Blatt Papier, worauf geschrieben steht, die Stände hätten beschlossen, den Kaiser um Veröffentlichung des Staatsbudget und um Berufung eines ständischen Ausschusses aus allen Provinzen zu bitten. „Mehr nicht?“ — „Zum Teufel mit den Ständen!“ — „Zerreißt den Wisch!“ Ein Student thut so, erturnt dann den

Balkon des Ständehauses und ruft die Losung über die Menge hin: „Wir wollen eine Verfassung! Es lebe der konstitutionelle Kaiser von Oestreich!“

Wenn der „allerhöchstselige“ Kaiser Franz in seiner Gruft bei den Kapuzinern diesen Ruf gehört hätte, er würde sich zweifelsohne nicht nur einmal, sondern dreimal im Grabe herumgedreht haben. Dem bei Lebzeiten eines Tages Verschnupften hatte sein Leibarzt Stifft gesagt, die Sache habe nichts zu bedeuten, Se. Majestät habe ja eine gute Konstitution. „Was Konstitution!“ rasselte der steinherzige Despot den Arzt an. „Was schwatzen's da, Stifft? Dies Wort lassen's mich halt nit wieder hör'n! Eine gute Natur, sagen's mein'thalb, oder in Gottesnamen eine gute Komplexion; aber, schauen's, eine gute Konstitution gibt es gar nit. Ich hab' keine Konstitution und will keine hab'n!“

4.

Soweit also war man zu Wien an den Iden des März vorgeschritten, daß man die Gebote der Loyalität und die Anforderungen des Liberalismus in dem Rufe: „Vivat der konstitutionelle Kaiser von Oestreich!“ zusammenkuppelte. Damit hielt man sich noch innerhalb der Schranken der wiener Gemüthlichkeit. Aber nur noch einen Augenblick; denn im nächsten that man doch schon einen Schritt darüber hinaus und zwar zunächst in das Ständehaus hinein.

Daran war eine Art Panik schuld, welche aber diesmal die Leute nicht rückwärts, sondern vorwärts scheuchte. Auf der einen Seite des Hofraums hieß es: „Der Doktor Fischhof und unsere übrigen Vertrauensmänner, die mit dem Landtagsmarschall verhandeln, werden da drinnen im Landhaus als Gefangene zurückgehalten.“ Auf der andern: „Vom Schottenthore zieht Militär heran.“ Zorn und Furcht können die Menschen bekanntlich zu allerhand machen.

Hier machten sie die versammelte Menge zu einem kolossalen Sturmbock, welcher mit einmal wüthend gegen das Ständehaus stieß. Die Treppe hinan, hinein, hinauf, geradeaus, rechtshin, linkshin, in alle Zimmer und Gänge splitterten die einzelnen Theile hinein, in welche die Maschine innerhalb des Hauses auseinandergeborsten war. Die „Stände" entfuhren ihrem Sitzungssale wie ein Klumpen Quecksilber unter einem Hammerschlag nach allen Seiten hin auseinanderspritzt. Der Landtagsmarschall Montekukoli spricht nur noch die geflügelten Worte: „Meine Herren, es ist nichts mehr zu thun als die Volkswünsche dem Kaiser zu überbringen." Etliche seiner Kollegen schließen sich ihm an, Studenten vorauf, Studenten hinterdrein, so geht es zur Burg.

Hier erschrickt man nicht wenig über den unceremoniösen Aufzug des Herrn Landtagsmarschalls, lässt jedoch denselben nicht bis zum Kaiser dringen. Die Staatskonferenz nimmt, was Montekukoli bringt, in Berathung. Sie fasst alles, was von Weisheit und Thatkraft in ihr ist, zusammen und bringt es richtig zu dem Beschlusse, es sei den Ständen der Bescheid zu ertheilen: — „Dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspricht, wird durch ein eigens hierzu aufgestelltes Komité geprüft und der allerhöchsten Entscheidung unterzogen werden, worüber Allerhöchstdieselben das zum allgemeinen Wohle der Gesammtheit ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beschleunigung beschließen werden" .... Hört ihr das Glöcklein? Macht Platz, damit man dem „System" die Sterbesakramente bringen kann.

Aber horch, ein anderer Ton! Knatterte da drüben beim Ständehause nicht eine Gewehrsalve? Und folgte derselben nicht ein wirres Weh- und Wuthgeschrei?

Wohl, so war es. Auf demselben Platze, wo vorhin die wiener Revolution mit Reden getauft worden, hatte sie auch ihre erste Bluttaufe empfangen ... Schon am Morgen waren Truppenabtheilungen aus den Vorstädten nach der innern Stadt gezogen und insbesondere die Zugänge zur Burg stark mit Fußvolk und Reiterei besetzt, auch

zum Schutze dieser Zugänge, sowie anderwärts, Kanonen aufgefahren worden. Das Kommando hatte der Erzherzog Albrecht, eines volksbeliebten Vaters, des Erzherzogs Karl, unbeliebter Sohn, obzwar sich ihm weiter nichts nachsagen ließ, als daß er eben ein Erzherzog vom gewöhnlichen erzherzoglichen Schlag, schnauzbärtig-barsch, wie das ja einem Prinzen und Soldaten geziemt. Er leitete vom Platz „am Hof" aus die militärischen Anordnungen und Bewegungen, in welchen übrigens kundige Augen von Anfang an eine gewisse Unbestimmtheit und Schlaffheit bemerkt haben wollen. Die Truppen dagegen waren im Ganzen „vom besten Geiste beseelt", d. h. sie waren willenlose Maschinen, wie dies die Soldaten einer stehenden Armee von Disciplin- und Subordinationswegen sein sollen. Als die Nachricht kam, das Ständehaus sei vom Volke gestürmt worden, wurden vom Minoritenplatz aus Grenadire und vom Schottenthore her Pionire in Bewegung gesetzt, um Haus und Hof zu säubern. Es geschah dies ohne Zweifel nicht in der Absicht, einen gewaltsamen Zusammenstoß hervorzurufen; allein die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines solchen lag schon in der Luft.

Denn die Stimmung der auf allen Plätzen und Straßen dicht und dichter sich ansammelnden Massen war seit etlichen Stunden immer heißer geworden. Das blitz- und donnerschwangere Fluidum, welches die Menschen mit Veränderungslust und Kampfzorn tränkt, lag auf der Stadt. Das Glacis wimmelte von Vorstädtern. Auf dem Ballplatz vor der Staatskanzlei brach ein „Pereat Metternich!" nach dem andern los. Auf der Freiung schrie es: „Fort mit Sedlnitzky!" und eine Straße warf der andern die Verwünschungen des verhaßten Staatskanzlers und seines dreimal vermaledeiten Obersbirren zu. In dem Gewühle und Gewoge mußten die Bewegungen der militärischen Patrouillen, ja ganzer Kolonnen immer schwieriger werden. Die unbewaffnete Menge wich zwar überall vor den Kompagnien und Bataillonen auseinander, aber allenthalben schlug sie sofort hinter den Soldatenreihen wieder zusammen, zischend, heulend, brausend wie ein brandendes Meer. Mitunter gab es auch schon

Vorzeichen späterer Ereignisse, Vorzeichen, daß die militärische Maschine doch nicht ganz durch und durch niet- und nagelfest sei. Man sah eine Kompagnie von Grenadiren dem Zuruf von seiten des Volkes: „Gewehr bei Fuß!" nachkommen; man sah anderwärts, daß ein Zug von Pioniren aus freien Stücken die Bajonnette von den Gewehren that.

Auf dem Hofe des Ständehauses wurden die Truppen mit zischen und grunzen empfangen. Als sie Anstalt machten, den Platz zu säubern, verschritt das Volk, welches die Räume des Ständehauses von unten bis oben anfüllte, dazu, alles Mobiliar zu zerschlagen, um mit den Trümmern von den Fenstern aus gegen die Soldaten bombardirend zu handiren. Ein Offizier der Pionire wird von einem dieser Wurfgeschosse mehr nur gestreift als getroffen. Er schreit seinem Zuge zu: „Schlagt an! Feuer!" und die erste Salve entladet sich gegen die Fenster. Sie verwundet niemand, aber das Geknalle steigert den Trotz und Zorn des Volkes und Haus und Hof widerhallt von dem Ruf: „Fort mit dem Militär!" Da kommt der kommandirende Erherzog selber angeritten mit seiner Generalität. Er will in seiner Weise Ordnung schaffen. Er hat so eben drüben „am Hof" einem Bürger, welcher ihn dringend bat, die Bürgergarde ausrücken und durch sie die Ruhe herstellen zu lassen, wie das Volk es verlange, die Abfertigung zutheil werden lassen: „Einem Volke, das verlangt, geb' ich nichts; ich werde es zu traktiren wissen!" So traktirt er es denn auf seine Manier, nicht aber — man darf das nicht verschweigen — ohne persönlich gereizt worden zu sein. Eines der aus den Ständehausfenstern fliegenden Holzstücke trifft den Erzherzog empfindlich und unmittelbar darauf krachen zwei Gewehrsalven. Ob der Prinz selber dazu das Kommando gegeben oder nicht, gleichviel; die Salven krachen los, mitten in das Gedränge der unbewaffneten Menge im Hofraum hinein und strecken fünf Personen todt zu Boden, darunter einen Greis mit langen schneeweißen Haaren.

Als Sieger zieht der Erzherzog mit seinen Generalen, Kor-

poralen und Soldaten ab. Denn diese Waffenthat hat den Platz im Nu gesäubert. Aber die Fliehenden wollen Rächer sein. „Waffen! Waffen!" schreit es. „Zum Zeughaus!" Und sie werfen sich in die engen Gassen, welche zum bürgerlichen Zeughause führen, in ihrem Grimm und Groll nicht darauf achtend, daß die dort einschwenkende schwere Reiterei sie niederhaut und niederstampft. Sie suchen sich, hier geworfen, auf der Freiung wieder zu setzen. Andere Scharen, noch immer waffenlos, machen sich mit fliegendem Athem und ungeschickten Händen daran, auf dem Judenplatze Barrikaden zu improvisiren. Auch beim Sankt Stephan, am „hohen" Markt und in der Nähe der Hofburg spielen einzelne Kampfscenen. Aber das alles sieht noch nach nicht viel aus, ist verzettelt, kraftlos, dilettantisch. Man erkennt deutlich, daß die Weltgeschichte in dieser guten Stadt Wien bislang noch keinen Lehrstuhl der Barrikadosophie errichtet hatte.

Nun aber bekam es ganz den Anschein, als sollte diese Wissenschaft auch in Wien nicht allein theoretisch gelehrt, sondern sofort in praktische Uebung gebracht werden. Denn das beim Ständehause vergossene Blut schrie, wenn nicht zum Himmel, so doch zu den Herzen der wiener Bürger und zwar der wohlhäbigen wiener Bürger, welche berechtigt waren, die Uniform der altherkömmlichen städtischen Bürgergarde zu tragen. Vielleicht hatte keiner dieser ehrenwerthen Familienväter jemals die Orestie des Aeschylos gelesen, allwo die Chorführerin meint: —

„Für blutigen Mord sei blutiger Mord
Als Buße gesetzt! Wer frevelte, büße!"

aber als die Kunde dessen, was beim Landhause geschehen, blitzschnell durch alle Quartiere der Stadt sich verbreitete, ging unter den Leuten vom „Besitz" und von der „Intelligenz" ein zorniges Rumoren um, so etwas könnten sie sich doch nicht gefallen lassen, und die Mehrzahl entschloß sich denn auch, obzwar sehr allmälig, so etwas sich wirklich nicht gefallen zu lassen. Angesehene Männer aus ihrer Mitte, wie die Herren Scherzer, Arthaber, Hornbostl und Bach, waren nach ver-

schiedenen Seiten hin thätig, um das wiener Bürgerthum auf den Plan und in Thätigkeit zu bringen. Die einen bestürmten den Bürgermeister, einen Tropf der Tröpfe, durch schlagenlassen des Generalmarsches das bewaffnete Bürgerkorps zur Sammlung zu rufen, und als der Jammermensch es nicht wagte, ließen sie auf eigene Hand von Gasse zu Gasse die Trommel wirbeln. In Folge dessen begann sich in den ersten Nachmittagsstunden die Bürgergarde auf den Glacis zusammenzuthun. Vom Versammeln bis zum Handeln war es freilich noch weit. Die willenlose Schäfigkeit und viereckige Unbehilflichkeit, welche durch einen jahrhundertelangen Despotismus gepflanzt worden, konnte nicht plötzlich verschwinden. Darum brachte es der unermüdliche Scherzer nur mühsälig dazu, daß sechs seiner Mitbürgeroffiziere sich bereit finden ließen, ihm als Abordnung nach der Hofburg zu folgen.

Diese Abordnung sollte zuvörderst nur die Zurückziehung der Truppen und die Betrauung der städtischen Bürgermiliz mit der Wiederherstellung der Ordnung von der Staatskonferenz erwirken; allein unterwegs mußten sich die Mitglieder der Deputation überzeugen, daß mehr, viel mehr gefordert werden müßte, falls einem äußersten vorgebeugt werden sollte, alles in allem: die Entfernung Metternichs. Denn „mit der Schlange stirbt auch ihr Gift". Man sollte jedoch die Erfahrung machen, daß die Schlange mitunter ihr Gift hinter sich zurückläßt.

Um 5 Uhr Abends langte Scherzer mit seinen Kameraden in der Burg an. Etwas später traf daselbst eine Abordnung der Universität ein. Die Studenten nämlich hatten sich wieder in Masse in der Aula gesammelt und erhoben den Ruf nach Waffen. Professor Hye suchte sie mittels eines Schwatzes hinzuhalten, welcher unter anderen schönen Dingen auch die großartige Selbstberühmung enthielt, daß er, Hye, „obgleich Vater von 4 Kindern", so muthig in die Bresche träfe. Als aber die Blutbotschaft vom Ständehausplatze hereinkam, machten die jungen Leute dem professorlichen Geschwätze tumultuarisch ein Ende, einstimmig nach Waffen schreiend und drohend,

sie würden, so man ihnen keine Waffen gebe, das Zeughaus stürmen. „Der Rektor soll unsere Bitte um Bewaffnung an den Kaiser bringen — schlug ein junger Arzt, Doktor Köck, vor — er hat ja das altherkömmliche Recht, allzeit unangemeldet beim Kaiser erscheinen zu dürfen." Man holte den Rektor Jenull herbei und der zweiundsiebzigjährige Hofrath war an diesem 13. März so sehr Mann und Nichthofrath, daß er die Sendung übernahm und, begleitet von den Herren Hye und Endlicher, nach der Burg sich aufmachte, nachdem ihm die Studenten versprochen hatten, bis zu seiner Rückkehr nichts zu unternehmen.

So fanden sich denn nach und nach drei Abordnungen, die ständische, die bürgerliche und die akademische, in der Burg zusammen. Das Wickelkind der wiener Revolution war nur erst zum halbwüchsigen Mädelchen geworden, welches als Bittgängerin sein Glück versuchte.

5.

Das labyrinthische Winkelwerk der wiener Hofburg, allwo hispanisches Mittelalter in allen Ecken kauerte, hatte so ungeheuerliches, wie an diesen Märziden geschah, noch nie geschaut. Selbst an jenem Junitag von 1619 nicht, als die Faust einer adeligen Rottirung den zweiten Ferdinand in seinem Kabinett am Koller packte. Denn das war eben ein Junkerkrawall gewesen, weiter nichts; heute aber schien die Stammgästin der Tuilerien, Dame Revolution, auch einmal im Kaiserpalast an der Donau einen Besuch abstatten zu wollen.

Die Burg bot in ihrem Innern ein mikrokosmisches Spiegelbild dessen, was ganz Wien, was ganz Oestreich an diesem Märztage war: — ein Bild hilfloser Anarchie. Oberceremonienmeisterin Etikette that schon auch hier, was sie 18 Tage zuvor im Königs-

palaſt an der Seine gethan hatte: ſie packte ihren Kram zuſammen. In den inneren Gemächern ſaß die Staatskonferenz da in Permanenz und der Familienrath dort. In den Vorzimmern und Korridoren drängten ſich Staatsräthe, Generale, Hofräthe, Hofdamen, Zofen und Lakaien. Da war zweck- und zielloſes Kommen und Gehen, jenes haſten und taſten, jenes flüſtern und wiſpern, deſſen Summe Rathloſigkeit heißt. Wie Geſpenſter des Mittelalters ſchauten die wachthaltenden Trabanten der Arcièrengarde in das ängſtlich-bewegte Treiben; ſie bildeten in ihrer hiſpaniſchen Tracht, Grandezza und Unbeweglichkeit einen geradezu lächerlichen Kontraſt zu dem Gewimmel und Gewuſel um ſie her.

Die Metternichtigkeit ſuchte derweil ihr Einziges, ihre vornehme Kühle und Unnahbarkeit, noch immer zu bewahren. Dies zeigte der Nichterfolg der akademiſchen Abordnung. Rektor Jenull und ſeine zwei Begleiter verſuchten umſonſt, zu dem abgeſperrten Kaiſer zu dringen. Man führte ſie endlich zu deſſen Bruder, dem Erzherzog Franz Karl, welcher ihnen „als ehrlicher Mann“ die Verſicherung gab, es ſeien „Konceſſionen im Werke“. Ob der Erzherzog auch die Uebertragung des Oberbefehls über die geſammte Macht an den Fürſten von Windiſchgrätz — welche mit diktatoriſcher Vollmacht ausgeſtattete Uebertragung noch am Abend des 13. März ſtattfand — unter dieſen „Konceſſionen“ verſtanden habe, iſt nicht recht klar. Die Abordnung wollte aber einen beſtimmteren Beſcheid haben und drängte ſich mühſälig bis zum Erzherzoge Ludwig durch. Der zeigte ſich anfänglich noch völlig eingemauert in ſeinen lothringiſch-habsburgiſchen Dünkel. Da warf ſich der alte Jenull vor ihm auf die Kniee: — „Kaiſerliche Hoheit, es ſteht alles auf dem Spiele, wenn unſere Bitten abgeſchlagen werden!“ Herr Ludwig war zwar ein Erzherzog, aber keineswegs ein Erzheld. Er wankte. „Nun ja — ſagte er — die Staatskonferenz wird beförderlich berathen, welche Zugeſtändniſſe allfällig zu machen ſeien.“ — „Und die Bewaffnung der Studirenden?“ — „Man wird ſie in Erwägung ziehen.“

Mit dieſem ſattſam untröſtlichen Ergebniß ihrer Sendung machte

sich die Deputation auf den Rückweg zur Aula, kreuzte sich aber unterwegs mit einer zweiten von dort kommenden, welche, von der medicinischen Fakultät abgeordnet, die Forderungen der Studirenden in noch energischerer Form nach der Burg zu bringen beauftragt war. Der Dekan Lerch und die Doktoren Engel und Schilling machten diese Abordnung aus, Männer einer jüngeren Generation, deren Haltung dem Gelehrtenstande Wiens einen sehr ehrenwerthen Antheil an den Märzereignissen sicherte. Dieser Deputation gaben die Studenten das Versprechen, bis 9 Uhr Abends zu warten. Würde bis zur bezeichneten Stunde ihr Gesuch nicht bewillig sein, so wollten sie losbrechen. Die Abordnung konnte nur mit großer Mühsal zur Burg gelangen. Denn die unteren Schichten der Stadtbevölkerung hatten jetzt in ihrer Manier in die Bewegung einzugreifen begonnen. Die Menge hatte sich mit Wehr und Waffen versehen, so gut es gelingen wollte, d. h. mit dem Geräthe der Werkstätten und der Feldarbeit. Unter Vortragung von wunderlichen Standarten und Emblemen, z. B. eines schmutzigen Lappens an einer Stange mit der Inschrift „Vivat Sedlnitzky, der Hauptlump!" — scharten sich die Haufen und warfen sich zerstörend auf Wachthäuser und öffentliche Gebäude. Freut euch, ihr Glasermeister von Wien, ihr werdet morgen unendlich viel Arbeit vorfinden. Wurden doch sogar die Fenster des dem Josephsplatze zugekehrten Flügels der Hofburg zertrümmert. Aber am wildesten ras'te die Verwüstungslaune an und in der orientalisch-üppig eingerichteten Villa Metternich am Rennweg. Es blieben von diesem Prachtwohnsitze vornehmer Kühle nur die nackten Mauern stehen. Auch an den Gasleitungen übte sich die Zerstörungswuth. Vom Kärnthnerthor bis zum Burgthor waren auf den Glacis die Röhren bloßgelegt und aus denselben loderte das entzündete Gas in dicken, baumhohen Säulen in den Nachthimmel empor.

Da und dort verschritten die aufgestellten Truppen zum Angriff auf das Volk. Es war aber kein Plan und Zusammenhang in diesen Angriffen. Ein heftiger und dauernder Kampf hatte am 13. März

nirgends statt: die Gesammtzahl der Getödteten und Verwundeten erreichte nicht die Ziffer 50. Aber freilich hing es nur an einem Haare, daß vor den Thoren der Burg selbst ein grässliches Blutbad angerichtet worden wäre. Die Menge stand dort so dicht, daß ihre Vorderreihe hart an die Bajonnette der den Palast absperrenden Soldatenkette und an die Mündungen der daselbst aufgefahrenen Kanonen gepreßt war. Einer der vielen Erzherzoge, welche an diesem Tage in der Burg sich unnütz machten, Maximilian, hatte den Befehl gegeben, das Volk mit Kartätschenschüssen zurückzutreiben; allein ein verständiger Feuerwerker nahm den Artilleristen die brennenden Lunten weg und trat sie aus. Feuerwerker müssen Verstand besitzen, Erzherzoge müssen geboren sein.

Aber wie war es inzwischen den abgeordneten Bürgerwehroffizieren in der Burg ergangen? Schlecht genug. Zunächst hatte ihnen der Herr Staatsrath Graf Hartig auseinandergesetzt, sie irrten gröblich, wenn sie wähnten, dem Kaiser mitspielen zu können, wie dem Louis Philipp in Paris oder dem Ludwig in München mitgespielt worden. Die Offiziere ließen sich auf keine Entgegnung ein und wollten zum Kaiser oder wenigstens zum Stellvertreter desselben, zum Erzherzoge Ludwig. Zum letzteren zu dringen gelang endlich. Aber Se. kaiserliche Hoheit war wieder ganz starr und störrig. Die einzige Antwort, welche der Präsident der Staatskonferenz der Abordnung zu geben sich herabließ, lautete: „Koncessionen? Nichts da! An den Bürgern ist es, für die Wiederherstellung der Ordnung zu sorgen. Basta." Aus dem Empfangsale des Prinzen in das von Menschen wimmelnde Vorzimmer hinausgetreten, sagt Scherzer zu seinen Mitdeputirten: „Wir haben hier nichts mehr zu thun. Lasst uns gehen." Da fasst ihn jemand im Gedränge beim Arm und Scherzer erkennt den Erzherzog Johann, welcher zu ihm sagt: „Ich weiß, wo es fehlt, lieber Freund; aber warten Sie noch!" und dann schnell in den Sal hineingeht. Die Wartenden tritt wiederum der Graf Hartig an mit der Frage: „Was wollen Sie denn eigentlich?" — „Den Rücktritt Metternichs." — „Wie? Was unterstehen Sie

sich? Glauben Sie denn, daß der Kaiser den Mann, welcher seit 30 Jahren das Staatsruder geführt hat, einer Volkslaune opfern wird?" — „Das weiß ich nicht; aber was ich weiß, ist, daß ich im Namen und Auftrag des Volkes hier bin und daß es meine Pflicht, auszusprechen, was das Volk denkt." Der Herr Graf schwand weg und dieser Hauptadept der Metternichtigkeit hat dann, wie selbstverständlich, den am 13. März noch vergötterten Herrn und Meister schon am 14. verleugnet und zwar, wie ebenfalls selbstverständlich, gerade für so lange, bis die Metternichtigkeit in Oestreich eine verböserte Auflage erlebte.

Nach allerhand nutzlosem hin- und herreden rief ein Adjutant die Bürgerwehroffiziere wieder in den erzherzoglichen Audienzsal hinein. Sie fanden jetzt in demselben außer dem Erzherzog Ludwig die Erzherzoge Albrecht und Maximilian, sowie den Fürsten Metternich. Im Hintergrunde hielten sich verschiedene Gruppen von Hofwürdeträgern, Staatsbeamten, Generalen und Ständemitgliedern. Metternich trat vor, klopfte dem Sprecher der Deputation auf die Schulter und sagte: „Sie sind ein wiener Bürger. Für die Bürger Wiens wäre es eine Schande, so sie im Verein mit dem Militär nicht einen Straßenkrawall besiegen könnten." — „Durchlaucht", entgegnete Scherzer genau mit den Worten, welche Abends 10 Uhr am 14. Juli 1789, am Abend des Bastillesturmtages, der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt im Schlosse zu Versailles zu Ludwig dem Sechszehnten gesagt hatte — „Durchlaucht, das ist kein Straßenkrawall, sondern eine Revolution, an welcher alle Klassen sich betheiligen." — „Das ist nicht wahr. Es sind nur Juden, Polen, Italiener, Schweizer, welche das Volk aufwiegeln." — „Durchlaucht, die Petition an die niederöstreichischen Stände ist von Tausenden aus allen Ständen unterzeichnet und außerdem kann Ihnen ein Blick in die Straßen die Wahrheit meiner Aussage bestätigen. Mit dem Militär zusammenwirken, ist für uns Bürger eine Unmöglichkeit geworden, seitdem jenes auf das Volk geschossen hat." Der Erzherzog Albrecht hielt diese Unmöglichkeit keiner Beachtung werth.

Er sagte: „Man könnte die Bürgergarden gemeinsam mit dem Militär die Wachtposten beziehen lassen; aber jene müßten darauf gefaßt sein, daß bei dem ersten Zeichen von Widerstand scharf geschossen würde." — „Wir müssen uns entschieden weigern, diesen Vorschlag anzunehmen", erklärten die Bürger. Worauf der schießlustige Erzherzog Maximilian hoch herab: „Nun wohl, so seid auch ihr Rebellen und wird man auch auf euch schießen." Das war aber den guten Wienern doch zu erzherzoglich. Sie kehrten der durchlauchtigen Versammlung den Rücken, stürzten in das Vorzimmer hinaus, wo sie ihrer Entrüstung in unzweideutigen Worten Luft machten, und wollten fort. Da wurden sie aber von den Höflingen, deren meisten das Herz aus Furcht schon anderswo saß als in der Brust, mit sanfter Gewalt zurückgehalten, um wenigstens keinen trostlosen Bescheid aus der Burg hinaustragen zu können.

Gerade jetzt traf auch die Abordnung der medicinischen Fakultät im Vorzimmer ein. Ihr erster Sturm auf die knöcherne Halsstarrigkeit des Erzherzogs Ludwig und auf die vornehme Kühle des Fürsten Metternich schien gar keinen Erfolg zu haben. Allein schon vereinigten sich in dem Audienzsale mit den Bitten der Deputation die Vorstellungen von Herren wie Kolowrat und aus dem mehr und mehr in den Zustand tumultuarischer Bewegung gerathenen Vorzimmer drang ein lauter Warnungsruf nach dem andern herein. Dorthin hatte so eben ein Offizier der Bürgergarde die Nachricht gebracht, daß von im Polizeigebäude versteckten Soldaten auf friedlich vorbeimarschirende Bürgergarden geschossen worden und durch diese meuchlerischen Schüsse zwei Gardisten getödtet seien. Allgemeine Entrüstungsbezeugung, denn sogar Höflinge und Hoflakaien stimmen in dieselbe mit ein. Der aus dem Empfangssale tretende Erzherzog Albrecht mochte aber diese Entrüstungsbezeugung als an seine Adresse gerichtet ansehen und sagte unwirsch: „Der Vorfall soll untersucht werden. Uebrigens ist ja mit Holz und Steinen auch auf mich geworfen worden und zwar von Bürgern." Ein Mitglied der zuletzt von der Universität angelangten Deputation will einen Einwurf vor-

bringen. „Halten Sie das Maul!“ runzelt ihn der Erzherzog an. Da geschieht etwas in diesem Raume noch nie geschehenes: — der Erzherzog wird ausgezischt. Der Angerunzelte sagt so etwas wie: „Kaiserliche Hoheit, Grobsein ist keine Kunst“ — und setzt dann deutlicher hinzu: „Es sieht alles danach aus, als würde es auch hier bald heißen müssen, wie es in den Tuilerien geheißen hat: — Zu spät!“ Unwillkürlich echot die ganze bunt durcheinander gewürfelte Versammlung das schicksalsschwere Wort.

Ob es auch drinnen hinter den Flügelthüren einen Widerhall gefunden? Ob dieser Widerhall verschärft worden durch das Büchsengeknatter, welches von den Stallgebäuden der Burg herüberscholl? Es mag sein; denn gewiß ist, daß man sich im Audienzsal endlich zu einer Koncession verstand und zwar zur Aufhebung der Censur, weil man damit den Dank der „Intelligenz“ zu erwerben und die dankbare vom Volke zu trennen hoffte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler begab sich aus dem Sal in ein anstoßendes Kabinett, um den Entwurf einer Presseverordnung, etwa nach dem Muster der preußischen vom 8. März, zu Papier zu bringen. Da schlägt durch die halboffene Thüre vom Sale her das Wort an sein Ohr: „Metternich muß abdanken!“ Er glaubt zu träumen, er hat wohl falsch gehört, er lauscht. Wahrhaftig wiederum: „Ja, der Fürst muß zurücktreten!“ Aber solcher frechen Rebellion wird doch sofort widersprochen, sie wird, sie muß von der Wucht des allgemeinen Unwillens erstickt werden? Ach nein, kein Widerspruch, sondern vielmehr vielstimmige, fast stürmische Zustimmung.

Nun, Mann der vornehmen Kühle, zeige, ob du mit derselben Gelassenheit, womit du das Glück der Völker zu Grunde zu richten geholfen, das eigene Glück dahinfahren sehen kannst .... Er konnte es, das muß man ihm lassen! Und sei es auch nur mit der Würde der Blasirtheit, er ist wenigstens nicht ohne Würde gefallen; nicht so kläglich und jämmerlich, wie Louis Philipp und Monsieur Guizot fielen. Er ist in Wahrheit „aufrecht von dannen gegangen“. Gar manche, gar viele im Umkreise von Deutschland haben ihm ein ge-

meines Hohngelächter nachgesandt, die nach seinem Falle zur Macht gelangten, um dieselbe wie Lumpe zu handhaben und wie Lumpe wieder zu verlieren . . . .

Wer aber hat im Audienzsale des Erzherzogs Ludwig am 13. März um 8 Uhr Abends den Rücktritt Metternichs zuerst offen gefordert? Ein Mitglied der niederöstreichischen Stände, ein Graf, dem man nachgesagt hat, er sei nur das Sprachrohr der Erzherzogin Sophie gewesen.

Im Vorzimmer drängten sich inzwischen die bedrohlichen Botschaften, mehrte sich das chaotische Durcheinander, stiegen Spannung und Ungeduld bis zur Unerträglichkeit. Da thaten die Salthüren sich auf und die Abordnungen der Bürgerwehr und der Hochschule wurden hineingerufen. Aus dem Kreise der Erzherzoge, Staatsräthe u. s. w. trat der Fürst Metternich hervor und ließ sich, zu den Bürgerwehroffizieren gewendet, mit „ruhigem Anstand" also vernehmen: „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, von meinem Standpunkt aus für das Heil der Monarchie zu sorgen. Glaubt man, daß das Beharren auf jenem Standpunkte dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen. Sie haben erklärt, nur mein Rücktritt vermöge die Ruhe wieder herzustellen. Ich effektuire denselben also mit Freuden. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung, wünsche Oestreich Glück." — „Durchlaucht", entgegnete einer der Bürgeroffiziere, „wir haben nichts wider Ihre Person, aber alles wider Ihr System, und darum müssen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie. Wir danken Ihnen also für Ihren Rücktritt. Vivat Kaiser Ferdinand!"

Das Vivat widerhallte im Sale, scholl in das Vorzimmer hinaus und wurde von dort durch die ganze Burg weitergerufen. Metternich wiederholte die Versicherung der Bereitwilligkeit seines Rücktritts, welche Wiederholung ganz überflüssig war und den künstlerischen Effekt seines „Abgangs" bedeutend beeinträchtigte. Er verlor sich dann unter den Anwesenden, verschwand im Hintergrunde, glitt un=

bemerkt aus der Burg, wusste in den Palast des Fürsten Lichtenstein zu gelangen, wo er die Nacht verbrachte, entkam dann am folgenden Morgen mit allerlei Listen, wenn auch nicht gerade in einem kaiserlichen Wäschewagen, unter der energischen Bedeckung seiner Frau Gemahlin aus der Stadt und auf den Bahnhof der gloggnitzer Bahn, dann über Olmütz nach Prag, von da weiter und endlich über die See nach London, dem gemeinsamen Ziel- und Sammelpunkte der hohen, höheren und höchsten Februar- und Märzflüchtlinge. Hier konnte er seinem Mitsonderbundspolitiker Guizot die Abenteuer seiner Flucht erzählen und von diesem sich erzählen lassen, wie es dem steifleinensten aller Doktrinäre zu Muthe gewesen, als er in Weiberkleidern hatte davongehen müssen. Vielleicht würde Metternich gelacht und sogar Don Guizot gelächelt haben, wenn sie gewusst hätten, daß einer heiteren Sage zufolge dasselbe binnen kurzer Zeit auch Sr. Heiligkeit Pius dem Neunten begegnen und also die alte Päpstin-Johanna-Fabel von einem Papst im Unterrock im 19. Jahrhundert wieder aufgewärmt werden würde . . . .

Recht charakteristisch ist, daß man den Haus-, Hof- und Staatskanzler aus dem Audienzsal abziehen ließ ohne allen Habedank. Der Erzherzog Ludwig, dem das von amtswegen geziemt hätte, fand nicht ein einziges anerkennendes Abschiedswort. Ueberhaupt keins. Die knöcherne Halsstarrigkeit des „grauen Schleichers“ schien jetzt einer vollständigen „Verdatterung“ gewichen zu sein. Auf das Andrängen der Abordnungen bewilligte der „Verdatterte“ nur so im Schwick und Handumdrehen die Bewaffnung der Studenten und die Einreihung sämmtlicher Bürger in die Bürgergarde, d. h. die Volksbewaffnung.

Die Deputirten eilten auf den Burgplatz hinunter. Scherzer erkletterte dort einen Gaskandelaber und rief in die wogende Volksmasse hernieder: „Metternich ist gestürzt, ist fort!“ Das sagte alles oder schien wenigstens alles zu sagen. Ungeheurer Jubel brach aus und wälzte sich brausend aus der inneren Stadt nach den Vorstädten. Die Bürger Wiens illuminirten und auch die Proletarier der Vorstädte illuminirten; nämlich in ihrer Weise, indem sie die ver-

haßten Mauthhäuser an den Linien niederbrannten. Noch in der Nacht fand die nothdürftige Organisation und Bewaffnung der „akademischen Legion" statt, die ihren Namen unauflöslich mit der Geschichte Oestreichs im Jahre 1848 verknüpft hat. Die „Aula" wurde das „Hotel de Ville" von Wien.

6.

So war denn das „System" todt und ab? Es hatte, nachdem sein Hauptträger Metternich gefunden, die Luft der Hofburg sei für ihn nicht länger zu athmen, seinen letzten Odemzug gethan? Behüte! Die Agonie des zählebigen Dinges war noch nicht vorüber. Im Gegentheil, es gab sogar Leute, welche wähnten, mittels tüchtiger Dosen von Moschus müßte es sich am Leben erhalten lassen. Mit anderen Worten: der Metternich war fort, aber die Metternichtigkeit war noch da und die Kamarilla, welche sich nicht erst seit heute oder gestern um die Erzherzogin Sophie her gebildet hatte, war des Dafürhaltens, jetzt, da sie obenauf gekommen, sei alles gut und weiter nichts mehr zu thun, als dafür zu sorgen, daß die im Verlaufe des 13. März gemachten Bewilligungen über die Bedeutung von Scheinkoncessionen nicht hinauswüchsen. Der Prinzessin selber, welche sich jetzt als Gewalthaberin fühlte, kam es nicht entfernt zu Sinne, dem Absolutismus Valet zu sagen. Sie glaubte aber, denselben geschickter und straffer handhaben zu können als der „schwache alte Mann", der Metternich, und konnte dies für etliche Stunden glauben, da sich natürlich alle militärischen und bureaukratischen Absolutisten sofort der aufgehenden Sonne Sophie zuwandten. Alle diese Damen und Herren hatten ja von der Lawinen-Natur einer Bewegung, wie die des 48ger März eine gewesen ist, gar keine Vorstellung. Für sie handelte es sich auch am Morgen des 14. März noch nur um die Be-

seitigung eines „Straßenkrawalls". Der Fürst Windischgrätz, ein siebenfach potenzirter Junker-Offizier, sollte das besorgen.

Allein die Lawine war trotzdem einmal im Rollen, und als man in der Hofburg die widerwilligen Ohren dem Gerolle nicht mehr verschließen konnte, gab man sofort zaghaft nach. Kein Zweifel, das Ausschlaggebende ist gewesen, daß das gesammte wiener Bürgerthum, auch in solchen seiner Schichten, wo Vernunft und Freiheit sonst nicht weniger verhasst waren als in den Hofkreisen, über Nacht liberal und reformlustig geworden oder, dem unwiderstehlichen Zug der Tagesmode folgend, wenigstens so that. Es sah sich unendlich lächerlich an, wie alte und junge Hofräthe, beschnittene und unbeschnittene Bankherren am Morgen des 14. März nach dem bürgerlichen Zeughause keuchten, um sich in die „Nationalgarde" einregistriren und für „Kaiser, Freiheit und Vaterland" irgendeinen rostigen Schießprügel auf die Schultern legen zu lassen. Allein von den Fenstern der Burg aus gesehen, hatte dieser massenhafte Zudrang zur „Volksbewaffnung" nichts lächerliches, sondern etwas bedrohliches, etwas so bedrohliches, daß man gar nicht wagte, von den Streitkräften an Linientruppen Gebrauch zu machen, welche in dichten Scharen auf den Glacis lagerten.

Frühmorgens hatte man das allerdings beabsichtigt und noch bis nach Mittag an dieser Absicht festgehalten. Sonst wäre es ja unerklärlich, wie man um 3 Uhr eine Bekanntmachung ausgehen lassen konnte, welche von Seiten der Wiener nur als Drohung und Herausforderung gedeutet werden konnte, die Bekanntmachung: „Der Kaiser hat beschlossen, zur Wiederherstellung der Ruhe dem Feldmarschalllieutenant Fürsten Windischgrätz alle nöthigen Vollmachten zu übertragen und ihm alle Civil- und Militärautoritäten zu unterordnen."

In Wahrheit aber hatte der arme, gute, eingeriegelte Kaiser Ferdinand etwas ganz anderes beschlossen, als man ihn da sagen ließ. Er hatte beschlossen: „Ich lass' nit schießen!" Er suchte auch, soweit es in seinen Kräften stand, diesem s e i n e m Beschlusse Geltung

zu verschaffen und man durfte seine Stimme doch nicht ganz überhören, maßen, wie die Sachen lagen, die Fiktion von seiner Kaiserschaft schlechterdings nicht ganz beiseite gestellt werden konnte. Es müssen während jener Märztage sonderbarliche Auftritte in den Familiengemächern der Hofburg gespielt haben und es konnte, was da vorging, nicht ganz verholen bleiben. Die strenge Wacht haltende Etikette war ja weg geschwunden, die Kontrolirung der Kommenden und Gehenden hatte aufgehört und schon der summende Wirrwarr im ganzen Palaste mußte den Kaiser aufmerksam machen, daß drinnen und draußen ungewöhnliches vorging. Sehr begreiflich und verzeihlich auch, daß die Vorhängeschlösser, welche in gewöhnlichen Zeiten die Lippen der kaiserlichen Leibdiener verschlossen hielten, durch die unerhörten Ereignisse dieser Tage aufgeschlossen wurden. Genug, es lief schon am Abend des 14., noch bestimmter aber am Morgen des 15. März in der ganzen Stadt die Sage um, der Kaiser habe, nachdem ihm klar geworden, daß der Fürst Windischgrätz mittels Bajonnetten und Kartätschen die Wiener Mores lehren sollte, im Familienrathe wiederholt ausgerufen: „Ich lass' nit schießen! Und wenn ihr schießen lasst, geh' ich fort!"

Es ist dann auch wirklich nicht geschossen worden. Theilweise doch gewiß auch aus Rücksicht auf die kaiserliche Willensäußerung; größeren Theils aber sicherlich darum, weil sowohl dem vielköpfigen Familienrath als der Erzherzogin-Sophie-Koterie jene Entschlossenheit abging, die das äußerste wagte. Die rollende Lawine flößte doch Respekt ein. Erst weit später, als ihr Donnergeroll aufgehört hatte und sie zu Wasser geworden war, fand man den Muth, seine Standrechtswollust auszulassen. Aber wiederum später sollte ein Tag kommen, ein Junitag von 1867, wo auch Haus Lothringen-Habsburg einmal erfahren mußte, wie es Vätern und Müttern, Frauen und Kindern, Brüdern und Schwestern thut, wenn Standrechtsschüsse knallen.

Halbes wollen bringt überall nur ganze Dummheiten zuwege. Halb wollte man in der Hofburg nachgeben, halb widerstehen. So

wurde der 14. März in lauter kläglichen Halbheiten verzettelt, bis dann noch am späten Abend richtig eine ganze Dummheit daraus geworden ist.

Die Bevölkerung der Stadt hatte gegen Abend zu, nachdem die erwähnte Bekanntmachung ruchbar geworden, eine unverkennbar drohende Haltung angenommen. Dichtgescharte Massen umstanden die Burg. Das revolutionäre Roth vollzog in Gestalt von Bändern und Kokarden seine Erscheinung. Unaufhörlich schlugen die tausendstimmigen Rufe: „Pressfreiheit!“ „Nationalgarde!“ „Konstitution!“ an die Mauern des Palastes. Im Prätorium, in der Aula, rüstete man sich alles Ernstes zu einem Waffengange. Derweil hatte das Hin- und Herparlamentiren zwischen der Burg und der Stadt immer seinen Fortgang. Nach Einbruch der Nacht gab einer Abordnung, an deren Spitze die Herren Engel und Arthaber standen, der Fürst Windischgrätz die Versicherung, am folgenden Tage würde dem Volke alles gewünschte gewährt werden. Etliche Stunden nachher wurde in den von Bürger- und Studentenpatrouillen durchzogenen Straßen — es klingt unglaublich dumm — ein Plakat angeschlagen, das höchst lakonisch Wien in Belagerungszustand erklärte. Dieser Windischgrätzismus verschwand aber so schnell wieder, wie er gekommen. Noch später hielt die durch Metternichs Austritt verstümmelte Staatskonferenz unter Beiziehung einzelner Staatsräthe eine gemeinsame Sitzung mit dem Familienrath, bei welcher Gelegenheit der siebzehnjährige Erzherzog Franz Joseph, der nachmalige Kaiser, zum erstenmal an einem Staatsakte sich betheiligte. Der Rathschlag ging dahin, ob Oestreich eine Konstitution haben sollte oder nicht? Dabei muß es nun hochkomisch mitanzusehen gewesen sein, wie schon das Wort „Konstitution“ die Herren kopfscheu machte. Es war, als ginge das Gespenst des höchstseligen Kaisers Franz durch den Konferenzsal, den knöchernen Finger drohend erhoben. „Konstitution? Stifft, was schwatzen's da? Das Wort lassen's mich nie wieder hör'n!“ Man wollte auch wirklich nichts davon hören und hören lassen. Das Resultat der Berathung war demnach wieder ein halber

Entschluß, also abermals eine ganze Dummheit. Man beschloß nämlich, am nächsten Tage kundzuthun, daß „die Stände der deutschen und der slavischen Länder Oestreichs, sowie die Centralkongregationen des lombardisch-venetianischen Königreichs spätestens bis zum 3. Juli Abgeordnete nach Wien senden sollten, da der Kaiser die Absicht habe, sich in legislativen und administrativen Fragen ihres Beirathes zu bedienen.“ Nebel!

7.

Der „Nebel“ wirkte am Morgen des 15. März keineswegs beruhigend, um so weniger, als er von einer Bekanntgebung des Fürsten Windischgrätz begleitet war, worin den Wienern, obzwar mit etwas verblümten Worten, verdeutet war, daß ihre Stadt eigentlich im Belagerungszustand sich befände. Als wär' es darauf abgesehen gewesen, diesen Belagerungszustand ins Gesicht zu verhöhnen, flatterte das erste censurfrei gedruckte Flugblatt lustig durch die Stadt, das „Lied an die Universität“, vom guten Poeten Frankl während des Wachtstehens gedichtet*). Unter der Bevölkerung war das mit un-

---

*) „Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht.
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität.

Die Stunde ist des Lichts gekommen!
Was wir ersehnt, umsonst erfleht,
Im jungen Herzen ist's entglommen
Der Universität.

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Joseph arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.

verholener Erbitterung kundgegebene Gefühl allgemein, daß es heute zum biegen oder zum brechen kommen müsse. Und es wäre zweifelsohne zum brechen, d. h. zu einer Vorwegnahme der Oktoberereignisse gekommen, so man in der Hofburg nicht zuletzt doch noch zum sichbiegen entschlossen hätte.

Im Laufe des Vormittags schlug nämlich im Palaste die Widerstandsstimmung, welche frühmorgens herrschend gewesen, wieder um. Hauptsächlich in Folge eindringlicher Warnungen und Beschwörungen, womit insbesondere die Erzherzogin Sophie bestürmt wurde. Als solche Warner und Beschwörer werden genannt der erzherzogliche Leibarzt Hussian, die Grafen Czernin und Breuner, der Freiherr Sommaruga und — nicht als der letzte, sondern als der erste — der geistreichste Oestreicher, Bauernfeld. Auch Graf Anton von Auersperg (Anastasius Grün) soll mitbestimmend eingegriffen haben.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern;
Horcht, wie es dithyrambisch geht!
Und wie die Herzen sich erwiedern:
Die Universität!

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefall'nen Freiheitsopfern, seht:
Bezahlt hat mit den ersten Leichen
Die Universität.

Doch wird dereinst die Nachwelt blättern
Im Buche der Geschichte, steht
Auf einem Blatt mit goldnen Lettern:
Die Universität."

Man wird zugeben müssen, daß dieser erste censurfreie Lerchenschlag in Oestreich nicht sehr tief gegriffen und volltönig war, wenn auch sehr wohlgemeint. Die dichterische Ausbeute des Jahres 1848 war überhaupt in ganz Deutschland keine bedeutende. Großartig steht nur eine poetische Aeußerung aus jener Zeit da: Freiligraths Zornflammengedicht „Die Todten an die Lebendigen".

Es muß aber eine mühsamste Arbeit gewesen sein, die Erzherzogin und ihre Umgebung von der unausweichlichen Nothwendigkeit der Gewährung einer Konstitution zu überzeugen. Auch gelang es nur mittels wiederholter Anläufe.

Zunächst versuchte man noch, das Verhasste abzuwenden und die Möglichkeit, des Absolutismus süße Gewohnheit zu retten, zu erproben, ein althergebrachtes dynastisches Hausmittel. Se. kaiserlich königlich apostolische Majestät sollte ihren geliebten Unterthanen sich zeigen. Vielleicht daß dann der loyale Jubel alle unliebsamen konstitutionellen Forderungen verstummen machte. Dies ist der Sinn jener Umfahrt, welche man vormittags den guten Kaiser Ferdinand im offenen Wagen machen ließ. Doch auch hier, wie so häufig im Leben und in der Geschichte, bewahrheitete sich Mephisto's Wort: „Ihr glaubt zu schieben und werdet geschoben". Der kaiserliche Kranke wurde auf seiner Fahrt mit einem unendlichen „Vivat Kaiser Ferdinand, der nit schießen lässt!" begrüßt und von den Volksmassen dermaßen mit Zärtlichkeiten überschüttet, daß er bei seiner Heimkehr in die Burg bis zu Thränen gerührt war und entschieden, soweit er entschieden sein konnte, erklärt haben soll, „ein so gutes Volk, welches ihn so sehr liebe, müsse halt auch die verlangte Konstitution haben". Demnach wäre die kaiserliche Aus- und Umfahrt zum Gegensatze von dem ausgeschlagen, was die Veranstalter derselben damit bezweckt hatten.

Noch andere Motive drängten einer Entscheidung zu. Gegen Mittag traf der Palatin von Ungarn, der Erzherzog Stephan, in der Hofburg ein, einer Abordnung des ungarischen Reichstages voraufeilend, an deren Spitze Kossuth und Batthyany standen. Wie nämlich die Rede des ersteren vom 3. März aus Preßburg nach Wien herübergewirkt, so hatten auch die wiener Ereignisse vom 13. März ihre Wirkung in Preßburg gethan. Die kossuth'schen Anträge waren nun auch von der Magnatentafel, die bis dahin gezögert hatte, zu Beschlüssen erhoben worden und die vom Reichstag entsendete Deputation kam, diese Beschlüsse vor den Thron zu bringen. Der Erzherzog Stephan

galt für einen weißen Raben, d. h. für einen „liberalen" Erzherzog. Jedenfalls besaß er Scharfblick genug, um die Sachlage in Wien klar zu erkennen. Er meinte, man könnte dreierlei thun: entweder die Anarchie künstlich großfüttern, damit sie baldigst im eigenen Fett erstickte; oder den Absolutismus gewaltsam herstellen; oder endlich den Zeitforderungen mit klug rechnender Nachgiebigkeit entgegenkommen. Er für seine Person riethe zum letzteren. Außerdem machte der Prinz aufmerksam, daß bei der unverkennbar entschlossenen und drohenden Haltung der Bevölkerung Wiens ein längeres Zögern alles auf Spitze und Knopf stellen würde. Zwar machte die Partei in der Hofburg, von welcher geschrieben steht:

„Der Kaiser Franz war ihr noch zu josephisch,
Die Klerisei war ihr zu wenig pfäffisch,
Der Papst noch nicht genug Papist
Und Christus selbst zu wenig Christ" —

noch eine letzte Anstrengung, „alles beim alten zu lassen", und als sie damit nicht aufzukommen vermochte, fing sie ein wahrhaft läppisches feilschen und markten um das entsetzliche Wort „Konstitution" an. Es sollte in dem zu erlassenden kaiserlichen Manifest genannt und doch auch wieder nicht genannt werden. Man vereinigte sich dann, nicht „konstitutionelle Gestaltung" und auch nicht „Konstituirung", sondern „Konstitution des Vaterlandes" zu sagen, — ein möglichst dummer Ausdruck.

Ein Herr Hock hat sich gerühmt, das Konstitutionsmanifest in der Hofburg niedergeschrieben zu haben, und zwar vom Grafen Hartig — („et tu, Brutum?") — dazu aufgefordert. Dieser Entwurf sei dann von Kolowrat durchgesehen und nachmittags von der Staatskonferenz angenommen worden. Das Ding ist übrigens wunderlich auf Schrauben gestellt und entsetzlich schlecht stilisirt. In dem Augenblicke, wo das Manifest dem Kaiser zur Unterschrift vorlag, sollen die Absolutisten einen letzten Versuch gemacht haben, abwehrend zwischen das Papier und die kaiserliche Hand sich zu drängen. Eine historisch un=

greifbare Sage will, Anastasius Grün sei es da gewesen, welcher halb im Raube die kaiserliche Unterschrift erlangt hätte; eine halb, wenn auch nicht ganz verbürgte dagegen will, Ferdinand habe die Abmahner und Abwehrerinnen mit einem zornigen „Bin ich der Kaiser oder nicht?" weggescheucht.

So ist denn Schlag 3 Uhr Abends am 15. März das „System" endlich unselig im Teufel entschlafen.

Eine halbe Stunde später trat ein kaiserlicher Herold aus dem Hauptportale der Burg, um der harrenden Menge das Manifest kundzumachen. „Wir Ferdinand der Erste haben nunmehr solche Verfügungen getroffen, die wir als zur Erfüllung der Wünsche unserer treuen Völker erforderlich erkannten. Die Pressfreiheit ist durch meine Erklärung der Aufhebung der Censur in derselben Weise gewährt wie in allen Staaten, wo sie besteht. Eine Nationalgarde, errichtet auf den Grundlagen des Besitzes und der Intelligenz, leistet die erspießlichsten Dienste. Wegen Einberufung der Abgeordneten aller Provinzialstände und der Centralkongregation des lombardisch-venetianischen Königreichs in der möglichst kürzesten Frist mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes und unter Berücksichtigung der bestehenden Provinzialverfassung zum behufe der von uns beschlossenen Konstitution des Vaterlandes ist das nöthige verfügt."

Abends schwamm die ganze Stadt in einem Licht- und Jubelmeer. So leicht sind die alten Kinder, die Völker, mittels Wortspielzeugs zu entzücken. In der Aula ließ Kossuth in deutscher Sprache den „harmonischen Katarakt" einer seiner Reden brausen und fand eine jauchzende Verbrüderung statt zwischen Deutschthum, Magyarenthum und Slaventhum. Der Rausch währte nicht länger als eben Räusche zu währen pflegen, allein so ein Verbrüderungsrausch ist immer etwas werth in diesem „der Diskordia geweihten Tempel", wie der alte Voltaire unsere arme Erde füglich genannt hat („un vaste temple dédié à la discorde"). In unendlicher Procession umschritt auf dem Josephsplatze die Volksmasse das Erz-

bild des großen und unglücklichen Kaisers, dem man eine Fahne mit den deutschen Farben in den Arm gelegt hatte, ihm, dem einzigen Lothringer-Habsburger, der — (in einem Briefe vom 13. Juli 1787 an den Koadjutor Dalberg) — von sich bekannte, daß er „das gemeinsame Vaterland liebe und stolz darauf sei, ein Deutscher zu sein". Ununterbrochen rauschten jubelnde Vivats zu dem auf den Burgbalkon herausgetretenen Ich-Laß-Nit-Schießen-Ferdinand empor. Thränen erstickten seine Stimme, als er seinen Dank in ein Lebehoch auf sein Volk zusammenfassen wollte. Unter den vielen Glücklichen dieses Tages war der arme gute Kaiser vielleicht der glücklichste. Auch in die nächstfolgenden Tage reichte die Feststimmung hinein. Die Bürgerwehr und die Studentenlegion sorgten eifrig und erfolgreich für die Aufrechthaltung der Ordnung*). Aber doch begann die Heiterkeit des Horizontes schon am 1. April sich zu trüben; denn die Widerhaarigkeit der Völkerelemente, aus welchen Oestreich zusammengesetzt war, ließ sich nicht länger hinter Verbrüderungsphrasen verstecken**).

Das ist sehr bald widerlichst offenbar worden. Am 2. April wurde die schwarzrothgoldene Fahne auf dem Thurme vom Sankt Stephan aufgepflanzt; aber in Prag, der Hauptstadt eines deutschen

---

*) Effinger am 16. März: „In Wien ist die Freude überaus groß, doch weit mehr unter den gebildeten Klassen, die nicht zu der höchsten Aristokratie und Bureaukratie gehören, als unter dem Handwerkerstand und dem Volke, welche die Ereignisse der letzten Tage noch gar nicht begreifen." Am 17. März: „Die Nationalgarde, welche aus dem ehrenwerthesten Theile der Bevölkerung Wiens besteht und bereits 50,000 Mann zählen soll, ist vom besten Geiste beseelt. Dank ihrer und der Studirenden Unermüdlichkeit herrscht in der Stadt die musterhafteste Ordnung und fast alle Tage seit der Revolution trug Wien einen durchaus festlichen Anstrich."

**) Effinger am 1. April: „In Folge der Abreise vieler reicher Familien und auch in Folge der zum Nachtheile Wiens immer deutlicher hervortretenden separatistischen Bestrebungen der den Kaiserstaat bildenden Länder hat sich der Jubel über die Errungenschaften der Märztage unter der hiesigen Bevölkerung schon bedeutend vermindert." S. B. A.

Bundeslandes, war schon kein Deutscher, welcher die deutschen Farben trug, vor Beschimpfung und Misshandlung sicher. Die Mitglieder der „Swornost" stolzirten da im Hochgefühle slavischer Nationaltracht und eines Tages sagte einer der Chorführer des Czechenthums, der Publizist Hawliczek, auf der Straße zu dem deutschböhmischen Poeten Moritz Hartmann: „Ja, wir sind lieber russische Leibeigene als freie Deutsche." — „Darf ich von diesen Worten öffentlich Gebrauch machen?" — „Sagen Sie es der ganzen Welt!" Das war wenigstens deutlich und ehrlich gesprochen. Andere Czechen und sonstige Slaven verkleideten ihren Haß gegen das Deutschthum noch eine Weile in Freiheitsphrasen, bevor sie offen zur Vergötterung des Carismus sich bekannten.

Fernhin freilich warf die wiener „Revolution" einen ungetrübten rothen Freudenschein. In Paris war gerade eine Sitzung des Arbeiterparlaments im Luxemburgpalaste zu Ende, als dieser Freudenschein daselbst aufging. Der Vorsitzende, Louis Blanc, hatte bereits den Sal verlassen, kehrte aber mit freudestralendem Gesichte in denselben zurück und rief aus: „Kommt, meine Freunde, ich habe euch eine große frohe Botschaft mitzutheilen. Ich erfahre so eben von meinem Kollegen Lamartine, daß Oestreich in voller Revolution ist." Schallender Zuruf von allen Seiten: „Hoch die Republik! Hoch die allgemeine Republik!" Der „National" stimmte einen Jubelpsalm an: — „Metternich ist besiegt und mit ihm der Despotismus des Nordens, das letzte Bollwerk des Absolutismus. In der Revolution von Wien begrüßen wir das Morgenroth der Befreiung Deutschlands, und du, oh Polonia, bleiche Scheintodte, steig' aus der Nacht deines Grabes empor!"

Die Geographie, welche französisch-leichtweg Wien nach dem Norden versetzt, ist zwar in diesem Ausrufe nicht sehr korrekt; aber man hört aus demselben heraus den Herzschlag jener wunderbaren Märztage, wie sie wohl in einem Jahrtausend kaum wiederkehren werden. Wer jenen Frühling nicht miterlebte, vermag sich nicht

vorzustellen, wie er geglänzt und geblüht hat, die schönste aller Illusionen, welche jemals über Europa hinleuchtete. Fremd, seltsam, unverstanden klingen die Stimmen jener Tage in unsere enttäuschte, ernüchterte und vergemeinerte Zeit herein, wie aus einer Welt, die schon weit, weit hinter uns versunken und verschwunden ist.

VI.

„Ein Mißverständniß!“

1.

Friedrich Wilhelm der Vierte tafelte im Schlosse zu Potsdam, als die Botschaft anlangte, Wien wäre im Aufruhr und der „Nestor konservativer Staatsweisheit“ auf der Flucht. Der König legte Messer und Gabel hin und sagte: „Nun werd' ich wohl nach Berlin müssen, damit sie mir dort nicht auch tolle Streiche machen“.

Es war das keine Redensart, es war ein Ueberzeugungswort. Denn Friedrich Wilhelm lebte und webte ja in der Atmosphäre eines romantisch-mystischen Königthums, welches die Herren Radowitz, Jarcke und die übrigen Heiligen des „Politischen Wochenblattes“ ihm künstlich zurecht gemacht hatten. Er glaubte demnach aufrichtig an die Allmacht seiner Persönlichkeit und war überzeugt, seine Anwesenheit in Berlin würde vollständig genügen, jedes allfällige Revolutionsgelüste niederzuhalten. Zwar könnte man meinen, daß ein Christ par excellence, was der König zu sein sich berühmte, einem so hoffärtigen Gefühle von Omnipotenz nicht hätte zugänglich sein sollen; oder wenigstens, daß der in der Devisenkunde des Mittelalters so wohlbewanderte Liebling Radowitz seinen Gebieter zeitweilig an den alten Spruch:

> „Quid superbit homo? cujus conceptio culpa
> Nasci poena, labor vita, necesse mori!“

hätte erinnern sollen. Allein man weiß ja, daß ein anderer alter

Spruch sagt: „Hinter dem Kreuze steht der Teufel" — das will sagen: Auch im christlichsten Christen steckt noch ein gut Stück vom alten Adam, vom eiteln, hoffärtigen Menschen; und ebenso weiß man, daß Höflinge nicht dazu da sind, den Königen die Wahrheit zu sagen. So blieb Friedrich Wilhelms romantisches Allmachtsbewußtsein unversehrt, bis es in der Nacht vom 18. auf den 19. März jenen furchtbaren Stoß erhielt, vor dem es jählings zusammenbrach.

Als am 28. Februar um Mittag die Nachricht nach Berlin kam, daß in Paris die Republik ausgerufen und Louis Philipp in einem Fiaker entflohen sei, schrieb Friedrich Wilhelm an Alexander von Humboldt: „Laissons passer en silence la justice de dieu." Wenige Wochen zuvor hatte er an den König der Franzosen geschrieben: „Sire, Sie sind der Schild der europäischen Monarchieen; Sie sind der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten." Donec eris felix, cet. Die alte Geschichte! Der Prinz von Preußen, kein Schöngeist und Romantiker, sondern ein einfacher und ehrlicher Soldat, sagte: „Louis Philipp ist durch Barrikaden gestiegen und durch Barrikaden gefallen; das ist in der Ordnung."

Dem Prinzen, als der Verkörperung des preußischen Militärgeistes, mußte alles konstitutionelle und parlamentarische Wesen höchlich zuwider sein. Daß ihm vollends jede revolutionäre Regung als ein abscheulichstes, rücksichtslos zu bestrafendes Verbrechen erscheinen mußte, liegt auf der Hand. Aus dieser Ueberzeugung heraus hat er, der, wie gesagt, kein Schöngeist und Romantiker, kein schwankendes Rohr, sondern ein Mann war, nicht nur geredet, sondern auch gehandelt. Darum verwarf er von Anfang an alles, was den demokratischen Gedanken verrieth, wie Volksbewaffnung, allgemeines Stimmrecht, deutsches Parlament, mit Entschiedenheit. Aber seines Vaters echter Sohn, hatte er die nüchterne Anschauung Friedrich Wilhelms des Dritten geerbt und besaß eine gute Dosis praktischen Verstandes. Dieser sagte ihm, daß in einer Krisis, wie sie in Folge der Ereignisse in Frankreich auch in Preußen eintreten könnte und viel=

leicht müßte, mit dem mystisch-romantischen Ding von Königthum, wie sein Bruder es sich vorstellte und zu besitzen wähnte, nicht auszureichen sein würde; sowie, daß die Leute, aus welchen der Mehrzahl nach das Ministerium zusammengesetzt war, diese Eichhorn, Savigny, Thile und Konsorten nicht das Zeug hätten, in einer solchen Krisis zu handeln, wie gehandelt werden müßte, damit die Krone von Gottes Gnaden unbeschädigt und unbemakelt bliebe. Ueberhaupt sollte man, meinte der Prinz ganz richtig, nicht unvorbereitet die Ereignisse an sich herankommen lassen; ebenso, daß man der Mittel, die man bei der Hand hätte, sich bedienen müßte, um die Gewalt des herandrohenden Sturmes zum voraus zu brechen. Deßhalb hat er denn auch den König erinnert, die Verabschiedung der versammelten Ausschüsse des Vereinigten Landtags böte eine gute Gelegenheit, die vom Lande gewünschte Bürgschaft für die regelmäßige Wiederkehr der Sitzungen dieser „Reichsstände" zu gewähren und kundzugeben. „Warum?" entgegnete Friedrich Wilhelm. „Wer darf mir etwas vorschreiben? Niemand soll mir Forderungen machen. Ich fürchte nichts. Ich bin eine geheiligte Person." Gegen ein so superlativisch-romantisches Persönlichkeitsgefühl war natürlich mit Gründen des armen gesunden Menschenverstandes nicht an- und aufzukommen.

In den Reihen der preußischen Bureaukratie verbreitete der erste Schrecken über die pariser Explosion eine völlige Verbiesterung. Allein der in siebenfältige Steifleinwand eingewickelte Dünkel des Mandarinenthums an der Spree war doch nicht so leicht zu beugen wie die wohllebige Indolenz des Mandarinenthums an der Donau. Nach Ueberwindung des ersten Staunens und Schreckens über die „Monstrositäten" vom 24. Februar richtete sich dieser Dünkel wieder kerzengerade auf und that so vornehm, daß er sich bis zu Erinnerungen an die „Kampagne in der Champagne" von 1792 verstieg und wohl gar von einer Wiederholung dieses kläglichen Kreuzzuges für Thron und Altar phantasirte. Der Herr Minister von Bodelschwingh — derselbe, welcher sich unlängst bei einem Zweckessen von

einem alten Enthusiasmus von Hofrath den kolossalen Schmeichelei-Unflat hatte ins Gesicht gahnen lassen: „Künftig wird man nicht nur auf Adlerschwingen, sondern auch auf Bodelschwinghen sich erheben" — der Herr Minister von Bodelschwingh warf lässig die Aeußerung hin: „Ich denke, binnen vierzehn Tagen lassen wir marschiren" -- und am 2. März sprach das Regierungsorgan, die „Allgemeine Preußische Zeitung", im gewohnten neunmalweisen Orakelton ihr Verdammungsurtheil über die Februarrevolution, welche, meinte sie, nur auf zwei Motiven beruhte, auf „Untreue" und „roher Gewalt". Weiterhin wurde sehr zuversichtlich erklärt, daß die Großmächte keine Verletzung der Verträge von 1815 dulden würden. Allein mit dem bodelschwinghischen „Marschirenlassen" schien es doch nicht sehr zu eilen, da der Staatszeitung zufolge die Regierung „fern war von dem Gedanken einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs" und sich einstweilen begnügen wollte, „mit scharfem Blick den Bewegungen desselben zu folgen". Sodann konnte die Neunmalweise doch auch nicht umhin, die zweifelnde Frage zu thun: „Wird die Revolution auch anderswo neue Triumphe feiern?" tröstete sich aber sofort wieder damit, daß „unser deutsches Vaterland durch zwanzigjährige schmerzliche Erfahrung gründlicher als irgendein anderer Theil Europa's über die Geschenke der französischen revolutionären Freiheit belehrt ist".

Ach, es gibt Augenblicke im Völkerleben, wo selbst eine unfehlbare königlich preußische Staatszeitung dem Irrthum näher ist als der Wahrheit. Denn das arme deutsche Vaterland, für welches die preußische Allgemeine mit einmal so zärtlich besorgt sich zeigte, war, wie die Vorgänge in Südwestdeutschland bewiesen, hinsichtlich der „Geschenke der französischen revolutionären Freiheit" in anderem als staatszeitunglichem Sinne „belehrt" und gerade 24 Stunden, bevor das berliner Regierungsorakel gesprochen, hatte die Revolution sogar im taxis'schen Palaste zu Frankfurt am Main einen „Triumph" gefeiert. Denn am 1. März erklärte ja der Bundestag das Unerhörte, daß er „alles aufbieten werde, um für die Förderung der

nationalen Interessen und des nationalen Lebens zu sorgen", und verkündete feierlich: „Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt!"

Die Botschaften von den Wirkungen der Februarrevolution im südwestlichen Deutschland machten die wieder gesammelte berliner Selbstgefälligkeit doch einigermaßen stutzig. Zwar die Mandarinen der höchsten Knopfordnung fanden es unter ihren Knöpfen, um diese Zeichen der Zeit sich zu kümmern: im preußischen Staat war ja alles nicht nur vortrefflich bestellt, sondern auch geradezu unverbesserlich. Um billig, ja, um nur gerecht zu sein, muß man auch anerkennen, daß viel Schein für diese Anschauung sprach. Die preußische Staatsmechanik war zweifelsohne in guter Ordnung. Die Finanzerei wurde mit Redlichkeit geleitet, die Verwaltung mit Genauigkeit geführt, die Justizpflege galt für unabhängig und selbst das dunkelmännische Wüthen eines Eichhorn und seiner Mitfrommen hatte Preußens Nimbus, der „Staat der Intelligenz" zu sein, noch nicht ganz zerstört. Fügte man zum Stolz auf diesen Schein noch die Beruhigung, welche der Grundsatz, das Volk sei schlechterdings nur willenloses Futter der Staatsmaschine, an die Hand gab, so konnte man sich unschwer erklären, daß die Minister Friedrich Wilhelms des Vierten wähnten, in Preußen sei nichts zu ändern und zu bessern, weil schon alles möglichst gut sei. Allein in Kreisen, die sich zu dieser Höhe mandarinischen Staatsbewußtseins nicht zu erheben vermochten, ja mitunter selbst in aristokratischen und bureaukratischen Kreisen war man von solcher Befriedigung und Zuversicht weit entfernt. Wie hätte es auch anders sein können? Menschen mit sehenden Augen und hörenden Ohren mußten ja alle so fühlen und denken, wie der Fürst von Karolath in leidenschaftlicher Erregung zum Varnhagen sprach: — „Es wird auch hier losgehen. Es ist bei uns der gräßlichste Zustand, das ganze Land leidet, alles wird verwahrlos't, man regiert nur scheinbar, jeder Beamte denkt nur an sich, wie er sich in Gunst setze und vorwärts komme, die Minister selber kennen und sehen nichts mehr, alles ist Schein und Trug; in dem Dünkel und in

der Ueppigkeit ihrer hohen Stellung vergessen sie der allgemeinen Wohlfahrt, die von allen Seiten schutzlos preisgegeben ist. Bleiben die gerechten Forderungen des Volkes noch länger unerfüllt, so werden sie gewaltsam ausbrechen, und was dann folgt, ist nicht abzusehen. Niemand wagt dem Könige zu sagen, was bevorsteht, niemand ihm die falschen Vorstellungen, denen er folgt, zu berichtigen."

2.

Der Klasse der Höchstbesteuerten anzugehören, ist ohne Frage eine gemächliche Sache. Unter Umständen kann es sogar eine verdienstliche sein. Unruhige Köpfe, welche keine Aussicht haben, jemals im Geheimeräthevirtel oder im Kommerzienräthequartier in Berlin zu wohnen, sind freilich der Ansicht, der am höchsten, d. h. am schwersten Besteuerte sei überall und allzeit der „arme Mann", das Volk; allein solche finanzpolitische Ketzereien sind ein für alle mal in die schwarzangestrichene Region der „destruktiven Tendenzen" zu verweisen und gegebenen Falles zu maßregeln und zu bestrafen. So gemächliche und verdienstliche Unterthanen nun aber die Mitglieder der höchsten Steuerklasse auch immer sein mögen und unter Umständen wirklich sind, schwerlich dürfte zu bestreiten sein, daß, falls es keine niedriger Besteuerten gäbe, wir statt auf Eisenbahnen zu fahren noch das waldursprüngliche Glück hätten, auf allen Vieren herumzulaufen und mit unsern Vettern und Basen, den Affen und Aeffinnen, gemischte Ehen einzugehen.

Alles gute, schöne, große, alles, was die Menschen-Bestien zu Menschen-Menschen machte, alles, was die menschliche Gesellschaft baute und erhält, ehrt und schmückt, alles kam vom armen Mann, nur vom armen Mann, immer und allerorten. Nimmer und nirgends ist eine erlösende Idee, ein befreiender Gedanke, eine Weltgeschicke bestimmende Entdeckung, eine Menschenloos mildernde Erfin-

dung, ein frohlockender Blitz des Genius in einem Palaste zur Welt gekommen. Die Propheten, Heilande und Messiase sind überall und allzeit arme Teufel gewesen. Nur von einem Prinzen weiß man, daß er „von der Menschheit ganzem Jammer“ angefasst worden, von Sakjamuni-Buddha, und der fühlte, daß er erst ein armer Mann werden müßte, bevor er ein Heiland werden könnte. Auch der erlauchte Zimmermann von Nazaret, der große Revolutionär und Sklavenemancipator, hat bekanntlich keineswegs zur Klasse der Höher- oder Höchstbesteuerten gehört, — ein widerwärtiger Umstand für Hofprediger und Bankfrauenpastöre! Wie vor ihm, so hat auch nach ihm allen nicht bloß gemalten, sondern wirklichen Vorschrittsmännern etwas von einer „katilinarischen Existenz“ angehangen, wobei freilich zu erinnern, daß wir ja von dem römischen Verschwörer nicht mehr wissen, als Junker Sallust und Bourgeois Cicero uns wissen lassen wollten.

Jeder Planentwerfer, Werkmeister und Arbeiter am Bau der Zukunft ist ein geschworener Feind der Gegenwart und muß es sein. Maßen aber dieses Baugewerke ein sehr mühsälig und leidenreich Ding, maßen das Humanisirungsgeschäft keineswegs so bequem und einträglich wie das Kouponsschneiderhandwerk, so wird der höchstbesteuerten Gemächlichkeit von keinem Verständigen zugemuthet werden, daß sie daran sich betheilige. Die einen sind vom Uranfang zur Seligkeit, die andern zur Verdammniß bestimmt, sagen Sankt Augustin und Sankt Kalvin. Diesen ist Arbeit, Mühsal und Trübsal zugetheilt, jenen Müssiggang, Freude und Genuß, sagt die Erfahrung der Jahrtausende. Das ist „göttliche Ordnung“. Thoren rennen sich an dem Granit derselben die Schädel ein, Weise nehmen sie hin, wie sie es hinnehmen, daß das Feuer brennt und der Schnee kältet, — als ein Selbstverständliches also, das gar nicht in Frage kommt. Summa: Wer eine recht lange, breite und warme Decke besitzt, hat sich leicht nach ihr zu strecken, und wer behaglich zugedeckt liegt, braucht nicht mit den Füßen zu strampeln und mit den Armen zu fechten, um sich ein wenig zu erwärmen.

Demnach kann es gar nicht befremden, sondern muß als völlig regelrecht befunden werden, daß nicht die Herren Geheimen- und Kommerzienräthe in Berlin „anfingen“, wohl aber die „katilinarischen Existenzen“, die Walther vom Habenichts. Jemand mußte doch anfangen, sintemal allen neunmalweisen Staatszeitungen der Welt zum Trotz dieses anfangen nun einmal eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit war. Die „frommen“ Leute, welche hinterher diese Nothwendigkeit leugneten, haben damit ihrer „Frömmigkeit“ grob ins Gesicht geschlagen. Denn es ist ja alles „von Ewigkeit vorherbestimmt“; folglich war es auch das „tolle“ Jahr, welches neben anderem die berliner Märztage enthielt. Fürwahr, nur ein „Frommer“ kann gegen den Stachel dieser Logik „löcken“, ohne sich die Zunge daran zu spießen.

Angefangen ward also. Aber zu welchem Ziel und Zweck? Das ist leichter gefragt als beantwortet; denn man sollte doch meinen, daß Menschen, welche eine Revolution anheben, wissen mussten, wohin und was sie damit wollten.

Die Wahrheit ist, daß dies in Berlin niemand wusste; und ferner, daß die Berliner zu einem Stück Revolution kamen wie die bekannte Magd zum Kinde. Eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit der staatlichen und kirchlichen Romantik des Königs und dem Willkürregimente seiner Minister war allerdings in den gebildeten Klassen schon lange vorhanden. Das Experiment, mittels Aufführung der Vereinigten-Landtags-Posse diese Unzufriedenheit zu beschwören, war misslungen. Die Leiden des Hungerjahres 1847 hatten in den ärmeren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung die Verstimmung zur Verbitterung gesteigert. Der unwiderstehlich-mächtige Luftdruck, welchen die pariser Explosion verursacht hatte, ballte auch in Preußen die dunstige, dumpfe, schwüle Atmosphäre zu Gewitterwolken zusammen. Die Botschaften aus Südwestdeutschland und vollends die aus Oestreich thaten das übrige. Wie, Berlin, die „Metropole der Intelligenz“, sollte Karlsruhe, Stuttgart und München, sollte gar Wien nachstehen? Was, die Preußen allein sollten jetzund, wo es draußen

hageldicht, wolkenbrüchig „Errungenschaften“ regnete, geduldig unter dem Zwangsdache des Absolutismus stehen und sitzen bleiben, um nichts von diesem Freiheitssegen abzubekommen? Mit nichten! Die Welt soll sehen, daß auch wir „Demonstrationen“ machen können und an Adressenverfertigungsmuth keinem Volke der Erde weichen.

So begann denn das allgemeine Unbehagen sich Luft zu machen. Die schon anderwärts mit Erfolg beschrittenen Bahnen wurden auch in Berlin und in anderen preußischen Städten betreten, und nachdem die Ereignisse einmal ins rollen gekommen, trieb das Gesetz der Schwere sie weiter. Aber noch einmal: Wohin und was wollte die berliner Bewegung? Sie wußte es nicht. Sie hatte, wie keine vorragenden Führer, so auch kein bestimmtes Ziel. Eine planlose Stegreifsdichtung, verlief sie kümmerlich im märkischen Sande. In Frankreich wussten festgegliederte Parteien, was sie mit der Februarrevolution wollten oder wozu ihnen dieselbe dienen sollte. Republikaner, Socialisten, Legitimisten und Bonapartisten hatten ihre bestimmten Absichten, Pläne und Ziele. Auch der süddeutsche Liberalismus besaß ein Programm, so kurzdärmig dasselbe sein mochte. Sogar in dem chaotischen Wirrsal der wiener Revolution machte sich wenigstens der eine leitende Gedanke oder Instinkt bemerkbar, die eisernen Bänder und Klammern zu zerbrechen, womit die widerhaarigen Völkerbestandtheile Oestreichs zusammengezwängt waren. Die berliner Revolution dagegen war so zu sagen eine abstrakte, ganz entsprechend dem Orte, wo Erzcharlatan Hegel so lange seine abstrusen Abstraktionen hergestottert hatte. Wollte die berliner Revolution — falls nämlich das Ding diesen Namen verdient — etwa die Republik? Thorheit der Thorheiten! Preußen ist das Land des Königthums par excellence. Selbst die wenigen republikanisch angestrichenen Preußen waren und sind unter diesem Anstriche royalistisch bis ins Mark ihrer Knochen. Es kann nicht anders sein. Preußen wurde, was es geworden, durch das absolute Königthum und die absolute Unterthanschaft. „Kommando und Gehorsam!“ ist das Motto und zugleich das Geheimniß seiner Geschichte. Das preußische Volk

hat niemals einen eigenen Willen gehabt oder haben wollen. Seht euch im Buch der preußischen Geschichte das glorreichste Blatt an; das Blatt, worauf 1813 steht. „Das Volk stand auf, der Sturm brach los" — ja wohl; aber erst, nachdem der König allergnädigst es befohlen hatte.

Als die berliner Revolution gesiegt hatte, wußte sie nicht, wohin sie wollte, was sie mit ihrem Siege sollte. In dieser Verlegenheit ließ sie sich unschwer einreden, daß sie den Konstitutionalismus wollte. Sie glaubte es und fiel folgerichtig den Halb- oder Ganz-Unmännern der Vereinigten-Landtags-Opposition in die Hände, welche sich beeiferten, die Genasführte möglichst schnell zu entwaffnen, um sie wehrlos ihren Todfeinden zu überliefern.

3.

Vom 1. März an verrieth die Straßenphysionomie von Berlin, daß in den Gemüthern der Berliner etwas ungewöhnliches vorging. Die Stadt hörte von Stunde zu Stunde mehr und mehr auf, ihr gewohntes Residenzgesicht zu machen. Ein unfassbares, der Griffe von Polizisten und Gensdarmen spottendes hing in der Luft. Von rebellischem thun oder auch nur von revolutionärem wollen noch keine Spur, wohl aber allwärts deutliche Zeichen von Unbehagen, Unrast und Gährung.

Die Regierung kann keineswegs der Sorglosigkeit beschuldigt werden. Sie bemerkte die Symptome der Aufregung und traf Maßregeln, allfälligen Ausbrüchen derselben mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Der Gedanke einer Nachgiebigkeit gegenüber der „Rebellion" konnte in den herrschenden Kreisen zu dieser Zeit noch gar nicht aufkommen. Die Möglichkeit einer baldigen Verwendung der bewaffneten Macht war vorgesehen. Die Truppen erhielten Befehl, allstündlich zum marschiren und fechten bereit zu sein, und eine aus-

reichende Anzahl von Geschützen ward feuerfertig gemacht. Diese Zurüstungen entgingen hinwieder den Blicken der Bevölkerung nicht und die Wahrnehmung, daß die Regierung auf einen Ausbruch von Unruhen sich gefasst machte, solche demnach erwartete, war nur geeignet, die Gährung zu mehren und, so zu sagen, die guten Berliner mit der Vorstellung einer Revolution vertrauter zu machen, als es königlich preußischen Unterthanen von rechtswegen zukam und von gewohnheitswegen anstand. Das wunderliche Ding von Mensch ist ja bekanntlich so geartet, daß abschreckende Exempel für ihn zugleich verlockende sind.

Am 6. März fingen die Demonstrationen an, hüben und drüben, oben und unten. Die Reihe derselben eröffnete der König selbst, indem er eine feierliche Entlassungsrede an den „Vereinigten ständischen Ausschuß“ richtete, welcher seit dem Januar auf dem Windei eines Strafgesetzentwurfes brütend gesessen hatte. Friedrich Wilhelm der Vierte besaß rednerisches Talent und man hat es ihm viel zu sehr verübelt, daß er dieses sein Licht gerne leuchten ließ. „Dichter lieben nicht zu schweigen“ und Redner noch weniger. Am 6. März redete der König mit Gefühl und Schwung. Er gab die Erklärung ab, daß der Vereinigte Landtag fürder die gewünschte „Periodicität“ haben sollte; sowie, daß ihm der Gedanke fern, in die inneren Angelegenheiten fremder Völker (d. h. der Franzosen) sich einmischen zu wollen, es wäre denn, daß von dorther ein Angriff erfolgte. Schließlich sagte er: „Das Vertrauen meines Volkes ist meine festeste Stütze“ — und sprach die Hoffnung aus, die Welt werde auch jetzo wieder erfahren, „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlecht“.

Falls es mehr als eine Redefigur gewesen, wenn der König von dem Vertrauen des Volkes zu ihm als von seiner festesten Stütze gesprochen hatte, so sollte bald offenbar werden, daß diese Stütze, wenigstens in Berlin, dermalen eine sehr wurmstichige war. Denn nur Dummlinge oder Lumpe, welche im Sinn ihrer Käufer und Auftraggeber oder auch aus Antrieb selbsteigener Gehirnschwäche die berliner

Märztage schlechtweg den „Fremden", den „Polen und Juden" auf Rechnung setzten, ja, nur Menschenkehrichtler und Spülichtliteraten konnten so schamlos sein, die Thatsache zu leugnen, daß in Berlin und anderen Städten der preußischen Monarchie die ordonnanzmäßige Unterthanenstimmung durch das revolutionäre Agens der Zeit zeitweilig gänzlich zersetzt gewesen und daß die verspäteten und unzulänglichen Bewilligungen von seiten der Regierung — wie die Periodicität des Vereinigten Landtags, die Einberufung dieser feudalisch gegliederten Versammlung auf den 27. April, die halbverheißene halbe Pressfreiheit, der in Dresden zu versammelnde deutsche Fürstenkongreß — mit entschiedener Nichtachtung oder offener Verachtung aufgenommen wurden. Außerhalb der officiellen Kreise nämlich; denn innerhalb derselben that man selbstverständlich so, als wäre man von den allerhöchsten Koncessionen, Anschauungen und Anordnungen entzückt. Als der König nach gemeldeter Rede die Ausschußherren zur Tafel lud, that der Landtagsmarschall Fürst Solms einen Trinkspruch, worin er Preußen beglückwünschte, „einen Herrscher zu besitzen, dessen Worte Thaten sind". Man sieht, die Kunst, „das monarchische Prinzip zu stärken", ist in Berlin nicht weniger fein und schlau betrieben worden als in Wien.

An demselben Montag, dem 6. März, an welchem der König Morgens im weißen Sale des Schlosses geredet hatte, wurde Abends in einem der sogenannten „Zelte" im Thiergarten aus einer anderen Tonart gesprochen. Junges Volk — altes fängt nie an, ist viel zu klug und schlecht dazu — hatte sich da zusammengethan, Studenten, Kommis, Handwerker, um eine „Adresse der Jugend" anzuregen, zu entwerfen und zu berathen, welche, an den König gerichtet werden und „von dem in Berlin herrschenden Geiste Zeugniß ablegen sollte". Dies der embryonische Anfang der bekannten, von Tag zu Tag an Zahl und Bedeutung wachsenden Volksversammlungen bei den „Zelten" und somit auch der Anfang der berliner Märzrevolution.

Sie waren ein seltsamer Mischmasch von gemüthlicher Kneiperei und improvisirtem Parlamentarismus, diese Versammlungen mit

ihrem zur Rednerbühne umgewandelten Orchestergestell, ihren neugebackenen „Volksrednern“ und altgebackenen Semmeln, ihren sauren Gurken und saureren Schlagworten, ihrem zahmen Weißbier und wilden Fusel, ihren mißduftenden Knoblauchwürsteweibern und schlechtwitzigen Cigarrenjungen. Man muß aber, diese komischen Zugaben beiseite gestellt, zugeben, daß sich das berliner „Volk“ in dieser „Schule der Freiheit“ anständig und anstellig genug betragen hat. Das eben weiß die alte und ewigjunge Zauberin Libertas zu wirken, daß ihre bloße Erscheinung selbst rohesten Gemüthern eine gewisse Scham und Scheu einflößt, eine Selbstachtung, welche das gemeine im Menschen bannt oder wenigstens zeitweilig niederhält .... Am 7. März kam bei den Zelten eine „Allgemeine Adresse“ zu stande, welche die „Forderungen des Volkes“ also formulirte: — 1) Preßfreiheit, 2) Redefreiheit, 3) Amnestie für alle politischen und preßlichen Vergehen, 4) freies Versammlungs- und Vereinsrecht, 5) gleiche politische Berechtigung aller ohne Unterschied der Religion und des Besitzes, 6) Geschworenen-Gerichte und Unabhängigkeit der Richter, 7) Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung, 8) allgemeine deutsche Volksvertretung und 9) schleunigste Einberufung des Vereinigten Landtags ... Ein sonderbarliches durcheinander, fürwahr! Diese durch eine Deputation an den Monarchen zu bringende Adresse forderte bereits die berühmte „breiteste demokratische Grundlage“, zeugte jedoch zugleich auch von dem weltberühmten beschränkten Unterthanenverstand; denn im gleichen Athemzuge neben einer demokratischen Umgestaltung des Staates die Berufung des Vereinigten Landtags fordern, hieß ja von dieser feudalen Miß- und Spottgeburt von Volksvertretung eine solche Umschaffung erwarten. Daraus erhellt wieder klärlich, daß in Preußen selbst die „exaltirtesten Wühler“ noch immer ausbündige Monarchisten gewesen sind; denn jene Miß- und Spottgeburt war ja dem ureigenen Geiste des Königs entsprungen und deßhalb wurde sie mit Respekt angesehen. Die superklugen Berliner standen demnach, genau betrachtet, mit dem darmhessischen Bäuerlein, welches in jenen Tagen das große Wort: „Die Republik

wollen wir, aber unsern Großherzog wollen wir auch" — gelassen aussprach, auf derselben Leitersprosse politischer Bildung.

Derweil also das Volk auf der Freiheitsbahn die ersten unbeholfenen Schritte wagte, in kindlicher Naivität rechtshin und linkshin nach Anhaltspunkten tastend, hatte auch ein hochwohlweiser Magistrat der preußischen Hauptstadt das Adressenfieber bekommen. Wenigstens die Minderheit dieser Behörde schwang sich bereits zu der Erdreistung empor, Se. Majestät ebenfalls um sofortige Berufung des Vereinigten Landtags alleruntertHänigst zu bitten. Noch mehr, in der Gehirnhöhle des Herrn Oberbürgermeisters Krausnick, eines über jeglichen Verdacht revolutionärer Stimmung thurmhoch erhabenen Mannes, verdichteten sich die Märznebel zu so wunderlichen Phantasmen, daß der Gute sich für gefährdet wähnte, möglicher Weise der Präsident einer provisorischen Regierung werden zu müssen. Nicht vom Adressenfieber, aber vom Schreckensschüttelfrost war die Königin der öffentlichen Wohlfahrt in unserem glücklichen Jahrhundert, die Börse, befallen. In Wahrheit, schon am 7. März war sie so sehr eine „schlotterige Königin", daß sie die preußischen Staatsschuldscheine auf 84 und Eisenbahnaktien und andere „Werthe" so zu sagen ins bodenlose fallen ließ.

Am Morgen des folgenden Tages versammelte sich die Abordnung, welche die bei den Zelten beschlossene Adresse dem König überbringen sollte, in der „Zeitungshalle". Hier erschien aber der Polizeipräsident der Hauptstadt, Herr von Minutoli, dessen märztägliches Gebaren mehr oder weniger heftig die Anklage auf Zweiächselei erfahren hat, und erklärte, daß die Adresse allenfalls „durch die Stadtpost" an Se. Majestät befördert werden könnte. Der König verbäte sich die Ueberreichung des Schriftstückes durch eine Abordnung ganz entschieden; er „möge eine derartige Demonstration nicht" und die Absicht, dieselbe dennoch ins Werk zu setzen, würde, wo nöthig, mittels Gewalt vereitelt werden. Die Kindlichkeit eines der drei mit Ueberreichung der Adresse beauftragten Deputirten wurde auf diese Eröffnung hin so wickelkindisch, daß er Herrn von Minutoli bat, die

Adresse selber ins Schloß mitzunehmen, was der Polizeichef mit geziemendem Spottlächeln ablehnte. Im übrigen gab er noch die Erklärung ab, daß nicht beabsichtigt werde, Versuchen, dem Könige Wünsche zu unterbreiten, entgegenzutreten. Das hieß sagen, die Adressenmacherei dürfte ungestört weitergehen. Darin lag doch unverkennbarer Weise eine erste bedeutsame Nachgiebigkeit gegen die Bewegung und mit Fug ist gesagt worden, daß die Erscheinung des Herrn von Minutoli in der Zeitungshalle ein Akt der Schwäche gewesen und daß mittels der daselbst abgegebenen Erklärungen des Polizeichefs die Staatsgewalt mit dem Embryo der Revolution in Unterhandlung getreten sei.

Der Embryo merkte, daß man ihn wachsen lassen würde, und am Tage darauf hatte die Zusammenkunft bei den Zelten schon den Umfang und das Aussehen einer richtigen Volksversammlung, welche ihre sprossende „Souveränität" in durchweg würdigen Formen zum Ausdruck brachte. Die Hauptverhandlung drehte sich um die Frage, was mit der Adresse angefangen werden sollte, und da in Erfahrung gebracht worden, daß auch die Stadtverordneten-Versammlung, kühner als der Magistrat, Se. Majestät mit einer Adresse behelligen wollte, so wurde beschlossen, die Volkszuschrift den Stadtverordneten zuzustellen mit der Bitte, das Schriftstück zugleich mit dem von ihnen selbst zu entwerfenden dem Monarchen zu überreichen. Die lange und langweilige Geschichte der Volksadresse war jedoch damit noch nicht zu Ende. Die Stadtverordneten-Versammlung nämlich beschloß zwar am 11. März eine Adresse, lehnte aber rücksichtlich der Volksadresse den Botendienst ab, so daß die Arme doch endlich der Stadtpost sich anvertrauen mußte.

Unterdessen zeigte die Bewegung von Stunde zu Stunde mehr Neigung, aus einer papierenen eine thatsächliche zu werden, und der 13. März muß als der Wendepunktstag bezeichnet werden. Düstere und aufregende Gerüchte rumorten in der Stadt. In Köln, hieß es, und in anderen rheinischen Städten sei der offene Aufstand losgebrochen. Ferner, der Prinz von Preußen wollte hin, um mit allen

Mitteln der Gewalt die Rebellion niederzuschmettern. Aber zuvor noch sollte in Berlin selbst durch Anwendung derselben Mittel die Bewegung im Keime erstickt werden. Die letztere Sage schien durch allerhand Regierungsmaßnahmen bestätigt zu werden. Die Schulen wurden geschlossen, starke Patrouillen durchzogen die Straßen, in welchen da und dort Geschütze aufgefahren waren, das Schloß und das Zeughaus erhielten militärische Besatzung und eine starke Säule von Reiterei bewegte sich durch das brandenburger Thor nach dem Thiergarten.

Diese Entfaltung von Machtmitteln nahm das Volk, wie das unter ähnlichen Umständen überall und immer so war und so sein wird, für eine Drohung und offene Herausforderung. Die Veranstaltungen der Regierung wirkten demnach weit mehr aufreizend als beruhigend. Zwar die schon zum täglichen Hausgebrauche gewordene Versammlung bei den Zelten verlief ruhig. Es wurde daselbst in kläglicher Nachäffung von Parisischem darüber hin- und hergeschwatzt, ob man nicht vom Könige die Errichtung eines „Arbeit-Ministeriums" erbitten sollte. Allein an einer andern Stelle des Thiergartens war inzwischen ein Volkshaufe mit einem Trupp Reiterei unsanft zusammengerathen und von letzterem gegen das brandenburger Thor gedrängt worden. Darauf flutete die ganze Menge nach der Stadt zurück und da und dort, namentlich „Unter den Linden", kam es zu tumultuarischen Auftritten. Wildes Geschrei, Gedränge, Geschiebe und Gewühle auf seiten der Massen; scharfes einhauen von seiten der Soldaten. Die Besatzung des Schlosses sandte Abtheilungen vor, welche mit gefälltem Bajonnette den Schloßplatz säuberten. In der Jägerstraße versuchte das Volk ein Waffenmagazin zu stürmen, in der Grünstraße wurden schüchterne Vorübungen in der Kunst des Barrikadenbaues versucht. Von einem standhalten gegen die bewaffnete Macht war jedoch nirgends die Rede. An Verwundungen fehlte es nicht. Um Mitternacht war alles ruhig.

Der Tag hatte den Beweis geliefert, daß die Regierung auf ihre militärischen Hilfsmittel vollständig sich verlassen könnte. Es

zeigte sich in der preußischen Armee nicht eine Spur von jener inneren Zersetzung, welche in der französischen offenbar geworden und in der östreichischen binnen kurzem offenbar werden sollte. Am Nachmittag des 13. März traten berliner Bürger auf der Straße einen Stabsoffizier an mit der Frage: „Wird das Militär auf die Bürger schießen?“ und der Gefragte gab zur Antwort: „Warum nicht? Wenn der König es befiehlt, schießen wir und gern“ ... Dieses „gern“ malt unvergleichlich drastisch das Verhältniß des preußischen Militarismus zum Civismus. Der soldatische war und ist in Preußen der eigentliche Ehrenstand, bevorzugt in jeder Beziehung. Seine Interessen wurden durch die angehobene Bewegung bedroht, gar keine Frage. Bedrohte Interessen sind aber, wie jedermann weiß, erbarmungslos. Die Stellung der Soldateska zu dieser Bewegung konnte daher nur eine todfeindselige sein. Außerdem war die ganze Schulung der preußischen Armee so folgerichtig, so straff und stramm, die Macht der Disciplin eine so absolute, daß ein „Abfall“ der Truppen, ein „fraternisiren mit dem Volke“ ganz undenkbar. Hier kam nur eins in Betracht: der Wille und Befehl des „Kriegsherrn“, und ebenso sehr wie die Soldaten Cäsars, ja mehr noch waren die preußischen berechtigt, von sich zu sagen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter,
Wenn Er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand sich auch sträube.“

4.

Am 14. März, Nachmittags 2 Uhr, empfing der König die Abordnung des Magistrats und der Stadtverordneten. Der Herr Oberbürgermeister las nach erbetener und gewährter Erlaubniß die am 11. beschlossene Adresse vor. Se. Majestät war sehr gnädig und gab ausführlich eine mündliche Antwort, „im Konversationston“,

wie er bemerkte. Er zollte der bisherigen Haltung der Bewohner Berlins, „auf deren Benehmen er Werth lege", Anerkennung, erklärte, daß die Hauptbitte der Adresse schon gewährt, d. h. daß die Einberufung des Vereinigten Landtags seit mehreren Tagen beschlossen sei, und sagte dann noch unter anderem, seine Losung sei: „Freie Völker, freie Fürsten!" um welche moderne Auslassung her jedoch sofort die romantische Arabeske gezogen wurde: „Die gute alte deutsche Ordnung darf nicht unbeachtet bleiben. Auch die Gliederung der Stände ist deutsch; wer dagegen anstrebt, setzt sich Gefahren aus". Die in der Adresse zur Sprache gebrachten deutsch-nationalen Wünsche überging Friedrich Wilhelm in seiner Antwort ebenfalls nicht. „Das Schicksal Deutschlands", äußerte er, „liegt nicht in meiner Hand. Alles aber, was meine Kraft vermag, will ich redlich und ernstlich anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage. Sie liegt mir so sehr am Herzen als die Preußens". Aus diesen rückhaltsvollen Worten hört sich die Rücksicht auf Oestreich leicht heraus: man konnte ja in Berlin noch nicht wissen, was gerade in diesen Stunden in Wien geschah. Daß der königliche Redner in seinem Sinne für Deutschland fühlte, untersteht keinem Zweifel; was dagegen seine „Kraft", für Deutschland zu handeln, angeht, so beruhte dieselbe auf romantischer Selbsttäuschung ... Am Abend des Tages fuhr der König nach Potsdam und man hatte unlange darauf die naheliegende Vermuthung ausgesprochen, diese Ortsveränderung sei eine Machenschaft der starren Militärpartei gewesen, welche den weichmüthigen, für augenblickliche Eindrücke empfänglichen Fürsten hätte von Berlin weghaben wollen, um bei ihrem beabsichtigten rücksichtslosen vorgehen und losfahren gegen etwaige Aufstandsgelüste in keiner Weise durch seine Anwesenheit behindert zu sein; allein ein authentischer Beweis für diese Vermuthung ist bislang nicht beigebracht worden. Freilich, für gar manche unzweifelhafte Thatsache der berliner Märzereignisse sind bis jetzt amtlich-aktenmäßige Beweise nicht beizubringen gewesen und werden höchst wahrscheinlich niemals beigebracht werden können. Die Geschichte und zwar die

wirkliche und wahrhafte Geschichte setzt sich auch bekanntlich keineswegs aus lauter amtlichen Aktenstücken zusammen. Thäte sie dieses, müßte ja gerade ihre Wahrhaftigkeit längst zum spottlachen der Welt geworden sein und müßte ihre Muse statt Klio heißen Pseudole.

Noch an demselben Abend erschien in der Allgemeinen preußischen Zeitung das königliche Patent, welches den Vereinigten Landtag auf den 27. April einberief. Der Minister von Bodelschwingh soll lebhaft diese Koncession angerathen haben, während von seinen Kollegen die Herren Eichhorn, Savigny, Thile und Uhden mit der ganzen Heftigkeit verbissener Rückwärtser jedes eingehen auf die Forderungen der Zeit bekämpften. Herr von Bodelschwingh hat später (1849) die öffentliche Erklärung ausgehen lassen, mit der Berufung des Vereinigten Landtags mittels Patents vom 14. März sei die bestimmte Absicht verbunden gewesen, dem preußischen Staat eine Verfassung zu geben, kraft welcher die Gesetzgebung und das Besteurungsrecht zwischen dem König und den „Ständen“ — (von dieser mittelalterlichen Marotte konnte und wollte man also schlechterdings nicht lassen) — getheilt werden, die Vollziehungsgewalt aber dem ersteren verbleiben sollte. Auch hätte ja der König seinen ernstlichen Willen, in Gemeinschaft mit Oestreich die nationale Verfassung Deutschlands zu bessern, durch die Sendung des Herrn von Radowitz nach Wien sattsam erwiesen.

Versetzt man sich in den Anschauungs- und Vorstellungskreis Friedrich Wilhelms des Vierten und seiner Räthe, so wird man gerechter Weise anerkennen müssen, daß die erwähnten Absichten rücksichtlich Preußens und Deutschlands so gute gewesen sind, als sie innerhalb dieses Kreises nur immer erwartet werden konnten. Aber ebenso gewiß ist, daß sie zu spät kamen, viel zu spät, und zwar um so mehr, als das Vertrauen der städtischen Bevölkerunkgen zu dem Monarchen und seinen Räthen in Preußen selbst — vom übrigen Deutschland gar nicht zu reden — höchlich geschwächt, ja sogar gänzlich dahin war.

Trotzdem bleibt es denkwürdig, daß die Bewilligungen von

seiten des Hofes aller Wirkung auf die Berliner ermangelten. Denkwürdig desshalb, weil der richtige Berliner kein Enthusiast, sondern ein geborener Skeptiker ist, gewohnt, die Dinge nicht durch die Brille des Gefühls, sondern mit dem Auge des Verstandes anzusehen. Hätten die Berliner solches auch in diesen Märztagen gethan, so würden sie wohl zur Erkenntniß gelangt sein, daß sie nicht das Zeug, ja nicht einmal den Willen besäßen, eine ganze Revolution zu machen; sowie, daß eine halbe mehr vom Uebel sein müßte als das beharren bei der süßen oder herben Gewohnheit preußischer Unterthanschaft. Kaltblütige Beobachter werden es daher allzeit für eine der wunderbarsten Erscheinungen des Wunderfrühlings von 1848 ansehen, daß die klarverständigen, nüchternen, skeptischen, witzigen Berliner, wenn nicht gegen das Königthum, so doch gegen den König in offene Empörung ausgebrochen sind. Mehr als alle anderen thut diese Thatsache dar, wie allgewaltig, wie unwiderstehlich der Impuls gewesen, welcher in jenen Frühlingstagen die Menschen erfasst hatte, um sie zu unwahrscheinlichstem, zu unerhörtem und beispiellosem zu treiben.

In wie raschem vorschreiten das Verhängniß schon begriffen war, erhellt daraus, daß die gnädige Antwort, welche die Abordnung am 14. März aus dem Schlosse zurückbrachte, gar keinen Eindruck mehr machte, was sie am Tage zuvor sicherlich noch gethan haben würde. Die Leidenschaften waren jetzt schon so entfesselt, daß ihnen nur die äußerste Energie Zaum und Zügel hätte anlegen können. Und diese Energie, wo war sie? Gewiß nicht bei Friedrich Wilhelm dem Vierten.

Die Rottirungen des Volkes waren an diesem Tage viel massenhafter als am vorigen und die Auslassungen der Massen viel rebellischer. Demnach mehrten sich auch die Zusammenstöße mit den Truppen und wurden diese Zusammenstöße mehr und mehr zu blutigen. Zwar hatte der Gouverneur von Berlin, der brave General von Pfuel, den Befehl gegeben, daß die bewaffnete Macht mit möglichster Milde und Schonung verfahren sollte; allein dies

geschah nicht und es scheint, daß von anderwärtsher anderslautende Befehle ergangen seien. Denn manche Offiziere verhehlten gar nicht, daß sie angewiesen seien, mit äußerster Strenge einzugreifen. Man darf aber hierbei nicht vergessen, zu erwähnen, daß das Militär vielerorten heftig gereizt und beschimpft wurde. Die Menge schrie den Soldaten zu: „Bauerjungen, geht heim und fresst Kommisbrot!“ und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Vereinzelte Offiziere wurden da und dort mit Stockschlägen und Steinwürfen bedroht. Das steigerte natürlich die Erbosung der Truppen, welche der anstrengende Dienst und die damit verbundenen Entbehrungen ohnehin schon erbittert hatten, bis zur Brutalität. Denn mit solcher verfuhren sie nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Schloßplatze, sowie in der Breitenstraße und in der Brüderstraße. Insbesondere wütheten in der letzteren Gardekürassirsäbel gegen die eingekeilte, wehr- und waffenlose Menge, was mitanzusehen so empörend war, daß ehrsame und friedliebende Bürger sich angeeifert fühlten, aus den Fenstern ihrer Häuser den Soldaten Drohungen und Verwünschungen zuzuschleudern und am folgenden Morgen unter Vortritt eines Justizraths bei dem Minister Bodelschwingh eine Klage anzubringen, worauf die Antwort ertheilt wurde, das „zu beklagende Ereigniß“ sollte sofort durch eine gemischte Kommission untersucht und sollten die Schuldigen zur Strafe gezogen werden.

Im Schlosse zu Potsdam erfuhr man die Vorgänge vom Abend des 14. März am folgenden Tage, gerade, als man zur Mittagstafel gehen wollte. Der König machte keinen Versuch, seine Betroffenheit zu verbergen, und sagte zu seinen Gästen: „Essen Sie, meine Herren; kehren Sie sich nicht an mich. Mir geht die Geschichte bis an den Hals.“ Vielleicht hat Friedrich Wilhelm dem Vierten zu dieser Stunde der warnende und zürnende Zuruf des Dichters im Ohre geklungen:

„Noch lebt die Sphinx der Revolution!
Und du, du bist kein Oedipus gewesen!“

Wie zur weltgeschichtlichen Bestätigung des prophetischen Dichterwortes kam nun auch noch der Kurier angesprengt, welcher die wiener Revolutionsbotschaft brachte. Das war ein um so wuchtigerer Schlag, als der preußische Monarch auf die „Weisheit" Metternichs ein unbeschränktes Vertrauen gesetzt hatte. Der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler hatte durch seine Frau noch wenige Tage zuvor nach Berlin schreiben lassen, daß „er sich von den Ereignissen durchaus nicht imponiren ließe". Und jetzo war das unerwartetste geschehen: der unerschütterliche hatte sich von den Ereignissen aus der Hofburg, aus Wien, aus Oestreich hinausimponiren lassen. Welche Schickung! Friedrich Wilhelm erblickte plötzlich die „Sphinx" und sagte, wie schon gemeldet worden: „Nun werd' ich nach Berlin müssen, damit sie mir nicht dort auch tolle Streiche machen."

5.

Und sie machten sie doch!

Die Kunde von dem in Wien geschehenen lief gerüchtweise schon am 15. März auch in Berlin um und wurde zu einem weiteren Ferment der Bewegung. Die Zeichen meuterischer Stimmung und rebellischer Entschlüsse nahmen unter den Massen zu. An diesem Tage wurden von den Truppen die ersten Schüsse abgefeuert und von den Meuterern die ersten ernstlichen Barrikadenbauversuche gemacht. Der Gouverneur Pfuel that das menschenmögliche, um die Kluft zwischen Volk und Militär nicht klaffender werden zu lassen, was, vom Standpunkte des absoluten Militarismus aus angesehen, allerdings eine übelangebrachte Mäßigung war. Als daher der General an diesem Tage das Fußvolk, welches die Besatzung des Schlosses bildete, innerhalb der Höfe und der Portale hielt, den Gebrauch der Schußwaffe untersagte, auch dann untersagte, als die auf dem Schloßplatze versammelte Menge Steinwürfe gegen die Truppen richtete,

und sich begnügte, den Platz durch von der Stechbahn her vorsprengende Reiterei säubern zu lassen, soll der Prinz von Preußen heftig an ihn herangetreten sein, ihn beschuldigend, die Truppen zu demoralisiren, und sein Benehmen als „indigne“ bezeichnend. Das habe Pfuel sehr entschieden zurückgewiesen, erklärend, er nehme die Verantwortung seiner Maßnahmen auf sich und werde sich bei Sr. Majestät beschweren. Dies sei dann geschehen, aber der König habe eine Aussöhnung zwischen dem Prinzen und dem General zuweggebracht. Wenn diese Aussöhnung stattfand, so hielt sie jedenfalls nicht lange vor. Pfuel war nicht der Mann, wie ihn der Absolutismus unter den obwaltenden Umständen brauchte. In Krisen, wo es sich um's biegen oder brechen handelt, machen sich die Vermittler überhaupt nur unnütz. Wirkliche Gegensätze wollen nicht vermittelt sein, weil sie von naturwegen keine Vermittelung vertragen. Laßt sie also auf einander platzen und einander auf Leben und Tod bekämpfen! Auch dieses ja ist „göttliche Ordnung“; denn es war immer so und wird immer so sein.

Nach Berlin zurückgekehrt, ließ der König am Abend des 16. März die Mitglieder des Staatsraths eilig zu einer Sitzung ins Schloß entbieten. Die wiener Ereignisse hatten ja die ganze Sachlage so bedeutend verrückt, daß es eine Nothwendigkeit geworden, bezügliche Entschlüsse und Beschlüsse zu fassen. Zur gleichen Abendstunde, als im Schlosse der Staatsrath saß, verhandelten in der Aula der Universität die Studenten über die Frage, ob sie sich der Regierung zur Verfügung stellen sollten, um zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken. Ganz in der Weise, wie dies eine am vorigen Tag improvisirte unbewaffnete Bürgerwehr that, die sogenannten „Schutzmänner“, um ihrer weißen Friedensstäbe und ihres feierlich-schwermüthigen Gebarens willen vom Volkwitz „Leichenbitter“ genannt und als solche verhöhnt. Damit die Studenten bei ihrer beabsichtigten Thätigkeit als Ruhe- und Ordnungsstifter nicht dieselbe Behandlung zu befahren hätten, wollten sie sich von der Regierung Waffen erbitten. Mitten in die Debatte über

die Räthlichkeit dieses Ansinnens hinein krachte nun aber von draußen her eine störsame Gewehrsalve.

Schon zur Mittagszeit hatten sich auf dem Platze zwischen der Universität und dem Opernhause starke Ansammlungen gebildet, zumeist aus neugierigen Gaffern bestehend. Als nun die „Leichenbitter“ mit ihrem brühwarmen Amtseifer sich unangenehm machten, gegen die unerlaubten Zusammenströmungen eiferten und mit ihren läppischen Stecken handirten, verübte der berliner Bummelwitz allerhand Muthwillen gegen diese Ruhe- und Ordnungs-Biedermaier. Plötzlich schwenkt ein Zug Infanterie, vom Palais des Prinzen von Preußen herkommend, auf den Platz ein, marschirt auf und feuert eine Salve in die Menge hinein. Ein geraden Weges aus seinem Kontor kommender Buchhalter (Franke) wird dadurch getödtet, ein Arbeiter (Hartmann) tödtlich verwundet. Der Infanterietrupp sei „vom Pöbel eingewickelt“ worden und habe sich nur mittels Anwendung der Schußwaffen frei machen können, wurde nachmals behauptet. Ein Augenzeuge hat ausgesagt: „Die Scene der Verwirrung, welche auf die Salve folgte, ist schwer zu beschreiben. Mit furchtbarem Angstgeschrei stürzten sich die am Opernhause und am Zeughause befindlichen Massen an der Schloßfreiheit hinunter nach der Schleusenbrücke. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch eine von der Jägerstraße her anrückende Kavallerie-Patrouille. In wenigen Minuten war das bis dahin friedliche Aussehen der umliegenden Straßen und Plätze wie verwandelt; überall verwirrendes Geschrei, durcheinander laufende Menschen, Gruppen an den Straßenecken. Einen Augenblick schien es, als wäre das ärgste zu befürchten“. Wohlbezeugt ist übrigens, daß der Offizier, welcher die in Rede stehende Soldatenschar befehligte, nachdem diese bei der Blücherstatue Schwenkung gemacht und ihre Front gegen die Schloßbrücke gerichtet hatte, dreimal das warnende Trommelsignal geben ließ, bevor er Feuer kommandirte; aber nicht minder ist wohlbezeugt, daß die Menge sofort sich anschickte, der Warnung Folge zu leisten, daß sie jedoch hierzu keine Zeit hatte, weil die drei Signale einander mit

äußerster Geschwindigkeit folgten und zugleich mit dem letzten Trommelschlag die Salve loskrachte.

Der Schrecken, welchen diese Salve erregt hatte, that für den Rest des Tages vollständige Wirkung. Alles blieb ruhig. Die Studenten waren inzwischen mit ihrer Debatte glücklich zu Ende gekommen und entsandten eine Abordnung nach dem Schlosse, durch welche sie im bezeichneten Sinne ihre guten Dienste anbieten ließen. Der Herr Kommandant, General von Ditfurth, empfing die jungen Leute und behandelte ihr Anerbieten mit „ersichtlicher Geringschätzung". Ihn ärgerte die schwarzrothgoldene Kokarde, welche einer der Abgeordneten am Hute trug, und er wähnte ohne Zweifel, heimliche Spießgesellen der Rebellion vor sich zu haben. „Was ist denn das für ein Dingsda von Kokarde?" — „Excellenz, das ist ja die deutsche Kokarde, welche die Bundesversammlung feierlich adoptirt hat." — „Die Bundesversammlung? Was für eine Bundesversammlung?" — Die Verhandlung endigte mit einer hochmüthigen Abweisung des studentischen Anerbietens. Man machte sogar Miene, die Abgeordneten in Haft zu nehmen, was jedoch durch die Dazwischenkunft des Generals Pfuel verhindert wurde. Begreiflich freilich, daß nach solchem Empfang und solcher Entlassung ihrer Deputirten die „korrekte" Gesinnung einer großen Anzahl von Studenten zur inkorrekten umschlug und gar viele die beabsichtigte Rolle von Ruhe- und Ordnungsstiftern mit der thatsächlichen von Barrikadenkämpfern vertauschten.

Mit dem 16. März war das Präludium der berliner Revolution zu Ende und man hätte glauben können, mit diesem Vorspiele sei das Stück selber schon aus. Denn am folgenden Tage herrschte scheinbar eine vollständige Ruhe in sämmtlichen Quartieren der Stadt. Man hat sie mit einer banalen Phrase die bekannte „Ruhe vor dem Sturme" genannt und zwar mit Fug. Die Gährung hatte sich von den Straßen und Plätzen in die Häuser, in die Gemüther zurückgezogen. Da kochte und brodelte sie. Das auftreten des Militärs in den letzten Tagen hatte die Bürgerschaft höchlich gereizt und scharf

entrüstet, so daß selbst der ruhigste Weißbierphilister den Racheschrei des vergossenen Blutes zu hören glaubte. Die stachelnden Berichte aus Wien liefen von Mund zu Mund. Ebenso die spornende Kunde von einer aus Köln in Berlin angelangten Abordnung, welche beauftragt sei, dem Könige bestimmte Forderungen vorzulegen und sogar mit dem Abfall der Rheinlande zu drohen. Das erscheinen dieser kölner Deputation mag zuerst den Gedanken einer Massendemonstration geweckt haben, welcher am 17. März in der Stadt umging und rasche Zustimmung fand. Die Bürger von Berlin sollten in Masse vor das Schloß ziehen, um dem Monarchen die „Forderungen des Volkes“ unmittelbar vorzutragen. In einer Versammlung von Bürgern, welche außerhalb der Thore im „Kemperhof“ stattfand und zwar unter der Leitung des Doktor Wöniger, ist dieses Vorhaben besonders lebhaft erörtert und die Ausführung vorbereitet worden. Die „Friedensmanifestation der Volkswünsche“, wie man bombastisch das Ding nannte, sollte am nächsten Tage, Nachmittags 1 Uhr, in Scene gehen. Die „Volkswünsche“ aber, wie sie in der dem Könige zu überreichenden Adresse formulirt werden sollten, gingen auf „Pressfreiheit, beschleunigte Einberufung des Vereinigten Landtags, Zurückziehung der Truppen (aus der Stadt) und Bürgerbewaffnung“.

Aus den Kreisen der dunkelrothen Reaktion ist nachmals die Mittheilung gekommen, daß Friedrich Wilhelm, kaum erst aus Potsdam zurückgekehrt, schon am 16. März Berlin wieder habe verlassen wollen, „in der klaren Einsicht, daß durch diese Entfernung die unruhige Bewegung in gewissem Sinne ihr Objekt, wenigstens ihre zeitherigen Richtungspunkte verliere“. Aus derselben, freilich nicht sehr lauteren Quelle stammt auch die Angabe, der Polizeipräsident Minutoli habe am 17. dem Minister (des Innern) Bodelschwingh erklärt: „Zeither habe man Straßenemeuten gehabt, aber am folgenden Tage werde die Revolution ihr Haupt erheben. An einer Menge nachweisbarer Punkte der Stadt werde sie unverholen gepredigt und verkündigt“. Minutoli selbst hat später diese Angabe bestätigt, aber,

wohlverstanden, in einer Schrift, welche er veröffentlichte, um sich gegen den ihm gemachten Vorwurf, „Koketterie mit der Revolution getrieben zu haben", zu rechtfertigen. Der Herr Minister von Bodelschwingh — so murmelt die dunkelrothreaktionäre Quelle weiter — habe „unter den Eindrücken dessen, was im ganzen übrigen Deutschland geschehen, bei dem nicht zu verhehlenden Anblicke des Rausches, in welchen damals selbst die Bedächtigen und Verständigen gerathen waren, bei den Sympathieen, welche die Bewegung selbst in höheren Kreisen unter der thörichten Voraussetzung fand, daß man derselben durch nachgeben in der Zügelhaltung am ersten noch einigermaßen Herr bleiben könne", die warnende Meldung des Polizeipräsidenten missachtet und an diesem 17. Märztage so fest daran geglaubt, den Gang der Bewegung meistern zu können, daß er gegen den russischen Gesandten äußerte: „Schreiben Sie getrost nach Petersburg, in Berlin sei die Sache abgemacht". Zehn Monate später hat jedoch Herr von Bodelschwingh diese ihm zugeschriebene Aeußerung für „eine alles Grundes entbehrende Anekdote" erklärt in einer gedruckten Auslassung, in welcher er freilich auch vom vorhandensein einer „revolutionären Propaganda" fabulirte, von der (am 17. März) noch ein „ernsthafterer Versuch" zu erwarten gewesen sei, „um, nachdem Oestreich gefallen, auch Preußen zu beugen".

Der urtheilslose große Haufen der Reaktion, die „Treubündler" und ähnliches Gelichter, sie haben aufrichtig an diesen läppischen Propagandagespensterspuk geglaubt *). Es ist derselbe aber zwei-

*) Es ist jetzt erwiesen, daß auch Friedrich Wilhelm der Vierte daran glaubte, ein Zeugniß, daß die Aufregung selbst geistreiche Leute ganz dumm zu machen vermag. Heutzutage (1875) und angesichts des thatsächlichen Verlaufes der Ereignisse von 1848 hätte man Mühe, zu begreifen, daß der König solche plumpe Lügenmärchen für wahr halten konnte, so man nicht wüßte, daß die Könige, gerade wie die Völker, nicht mittels der Wahrheit aufgeklärt, sondern vielmehr mittels der Lüge in ihren vorgefassten Meinungen bestärkt sein wollen. In welchem Grade das bei Friedrich Wilhelm dem Vierten der Fall gewesen, zeigt lehrreich, was der König am 13. Mai

felsohne von den Familiaren der vormärzlichen Gewalthaber erdichtet worden, um die klägliche Niederlage der Herren zu erklären und zu beschönigen. Die berliner Revolution war wie die wiener eine Improvisation von A bis Z. Ihre Plan- und Führerlosigkeit liegt so klar zu Tage, ist so unwidersprechlich erwiesen, daß das Gefasel von einer fremden oder einheimischen „Revolutionspropaganda" („Fremdlinge", „Emissäre", „Juden", „Franzosen", „Polen", „eine Rotte Bösewichte") nicht einmal das Verdienst der Komik hat. Es ist zu dumm dazu. Es ist aus derselben Tiefe des absoluten Blödsinns geschöpft, woher auch jene Tirade stammte, womit einer der Volksredner bei den „Zelten", wie man ihm nachsagte, dermaßen seine Rede schloß: „So lasst uns denn unsere Schiffe hinter uns verbrennen und dann mit vollen Segeln hinaussteuern in den Ocean der Freiheit!"

1848 an Bunsen schrieb: — „Zu Berlin war seit mehr denn 14 Tagen alles systematisch zur infamsten Revolte, die jemals eine Stadt entehrt hat, vorbereitet. Es waren Steine zum steinigen meiner treuen Soldaten in allen Häusern vom eigentlichen Berlin, von Kölln, von der Neu- und Friedrichsstadt u. s. w. gesammelt. Man hat dieselben lange anfahren sehen, wie auch Rasenstücke, um als Brustwehr gegen das Feuer der Truppen zu dienen, und hatte sich dieses sonderbare Bedürfniß nach Stein und Rasen gar nicht erklären können. Ferner waren in den Hauptstraßen alle Böden in Verbindung gesetzt, um von den Dachfenstern aus die Vor- oder Rückbewegungen der Truppen mit Schüssen und Steinwürfen verfolgen zu können. Es war nachgewiesen über 10,000 Mann, nicht nachgewiesen wohl das Doppelte des allergräßlichsten Gesindels seit Wochen in die Stadt geströmt und — verborgen worden, so daß die Polizei mit ihren schwachen Mitteln sie nicht auffinden konnte, darunter der Abschaum von Franzosen (galériens), Polen und Süddeutschen, namentlich Mannheimern, aber auch sehr truppirte Leute, angeblich milaneser Grafen, Kaufherren u. s. w." (Fr. Wilhelms IV. Briefwechsel mit Bunsen, S. 185.) Zu bedauern ist, daß in diesem der Phantasie des Königs alle Ehre machenden Schaudergemälde die bekannten „Juden" fehlen. Die „Mannheimer" aber sind eine ganz besondere Zierde desselben.

6.

Fest steht, daß die Berliner, obzwar zur Entrüstung scharf hinaufgestimmt, am 17. März nur erst zu dem Entschlusse sich erschwungen hatten, die Wirksamkeit friedlicher Demonstrationen weiter zu versuchen. Am Morgen des 18. wurde, was Tags zuvor im „Kemperhof“ beantragt und verhandelt worden, zur Kenntnißnahme und Beschlußfassung vor größere Kreise gebracht. Im köllnischen Rathhause, ebenso im berliner und im Betsale der lutherischen Gemeinde in der neuen Friedrichsstraße fanden Bürgerversammlungen statt, welche die „Friedensmanifestation der Volkswünsche“ in Berathung zogen. Das Kühnste, wozu man in diesen Versammlungen sich verstieg, war die Ansicht, man müsse den König bitten, sein Ministerium, von welchem kein aufrichtiger Vorschritt zu erwarten sei, zu entlassen.

Im köllnischen Rathhause saßen auch der Magistrat und die Stadtverordneten in Berathung und kamen zu dem Schlusse, eine Deputation ins Schloß zu entsenden, um dem Monarchen von seiten Berlins Wünsche vorzutragen, welche mit dem Programm vom Kemperhof und den Forderungen übereinstimmten, die heute durch die Abordnung der Stadt Köln vor den Thron gebracht werden sollten. Die Stadtverordneten wählten sofort eine Deputation (Behrends, Naumer, Seidel, Schäffer, Veit) und gaben derselben auf, ausdrücklich zu fordern: Entlassung des Ministeriums, Verfassung mit beschließenden Ständen, Abzug des Militärs und Bürgerbewaffnung. In der Aula tagte gleichzeitig eine Studentenversammlung, die ziemlich leidenschaftlich erregt und bewegt war, dann aber durch das von draußen kommende Gerücht, die drei verhasstesten Minister, Eichhorn, Savigny und Thile, seien entlassen, zum jubiliren umgestimmt wurde.

Derweil hatte sich auch bei Hofe und im Schoße des Ministeriums mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Gestaltung der Dinge in Wien, wie nicht minder die Stimmung der

eigenen Hauptstadt von seiten der Regierung neue Entschließungen heischten. Herr von Bodelschwingh hat sich später gerühmt, „die Nothwendigkeit einer Aenderung vollkommen und vielleicht zuerst erkannt zu haben“, und nicht weniger die weitere Nothwendigkeit, die Aufrichtigkeit der zu machenden Gewährungen durch seinen und seiner Kollegen Rücktritt zu verbürgen. Er erzählt: „Am 16. wurde die Katastrophe Wiens in Berlin bekannt. Dies veränderte wesentlich den Standpunkt der Sache. Das Zustandekommen des Fürstenkongresses erschien problematisch, wenigstens durfte man dabei nicht mehr auf Oestreich zählen; zugleich griff die Revolution in Deutschland mit Riesenschritten um sich. Da erkannte man die Nothwendigkeit, mit den längst vorbereiteten, nur schärfer ausgeprägten und mit dem Zugeständniß eines deutschen Parlaments vervollständigten Plänen für Deutschlands Umgestaltung vorzugehen und Preußen, von dem sie ausgegangen waren, auch an die Spitze der Bewegung zu stellen. Damit war zugleich der eine Grund der verspäteten Einberufung des Vereinigten Landtags gefallen, während auf der andern Seite die mit des Sturmes Eile dahin laufenden Ereignisse des Tages zur Eile mahnten. Es wurde beschlossen, den Landtag zu einem nahen Termin zu berufen und das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für seine und Deutschlands Umgestaltung zu benutzen“. Das Patent, von welchem der Staatsminister hier redet, wurde während der Nacht vom 17. auf den 18. März entworfen, am Morgen des 18. im Ministerrathe erörtert, vom Könige vollzogen und sogleich in die Druckerei gegeben. Es berief den Landtag auf den 2. April, es forderte die Umwandelung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat, ein deutsches Bundesbanner, Bundesheer, Bundesgericht, es adoptirte den aus Südwestdeutschland gekommenen Gedanken eines deutschen Parlaments — („eine aus den Ständen aller deutschen Länder gebildete Bundesrepräsentation“) — und erkannte die „Nothwendigkeit konstitutioneller Verfassung für alle deutschen Länder“, demnach auch für Preußen. Noch am 17. hatte der König auch ein „Gesetz über die

Presse" genehmigt, kraft dessen die Censur aufgehoben wurde. Beide Patente sind von dem Prinzen von Preußen mitunterschrieben und von sämmtlichen Ministern gegengezeichnet worden. Wie diese Herren sämmtlich zu der Ueberzeugung gebracht wurden, daß es nöthig, den Staat die Schwenkung von der Romantik zum Konstitutionalismus machen zu lassen, darüber gibt es nur Vermuthungen. Die Nothwendigkeit übrigens, mit dem System auch das Ministerium vollständig zu ändern, scheint keiner der Herren Kollegen Bodelschwinghs diesem nachgefühlt zu haben.

Das also vorbereitete neue System mußte nach Trägern ausschauen und als der zum Hauptträger geeignete Mann wurde bei Hofe der Graf von Arnim ausersehen. Wie es scheint, auf Anregung Bodelschwinghs. Bei diesem befand sich der Graf seiner eigenen Angabe zufolge am Morgen des 18. März, als er zwischen 9 und 10 Uhr durch den Minister von Thile zum Könige berufen und von Sr. Majestät mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde. Er erbat und erhielt Bedenkzeit bis zum folgenden Tage.

Bald nach 10 Uhr führte der in Berlin anwesende Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Eichmann, die kölner Bürgerdeputation zur Audienz ins königliche Kabinett. Der Sprecher der Abordnung, Gemeinderath von Wittgenstein aus Köln, redete den König „mit tiefergreifenden Worten" an und schilderte die Lage der Rheinprovinz und der Stadt Köln „mit Ernst und Würde, die volle Wahrheit mittheilend". Die Antwort Friedrich Wilhelms bezeugte, daß auch er den gewaltigen Eindrücken dieser Tage nicht hatte widerstehen können. Der mystisch-romantische Aufputz der Majestät war fort, der autokratische Allmachtstaumel verflogen. „Sichtbar bewegt und in huldreichster Weise" antwortete der Monarch, es freue ihn, daß die vorgebrachten Wünsche mit seinen eigenen Absichten übereinstimmten. Er werde sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren. Die Rheinländer nahmen diese Versicherung dankbar hin, aber sie wiesen wiederholt darauf hin, daß es zur Beruhigung ihres Heimatlandes be-

stimmter und fester Bürgschaften bedürfte und daß sie nur mit solchen in den Händen an den Rhein zurückkehren möchten. Noch vor wenigen Tagen würde Friedrich Wilhelm in dieser Misstrauensbezeugung geradezu eine Majestätsbeleidigung erblickt und sie als solche hochherab gerügt haben. Jetzt ersuchte er die Rheinländer, ihre Heimreise noch um etliche Stunden zu verzögern, damit sie gleich die Proklamationen und Patente, welche alle die gewünschten Gewährungen enthielten, mitnehmen könnten. Auch der anwesende Prinz von Preußen sprach freundliche Worte zu der Abordnung, bevor dieselbe sich zurückzog.

Unlange nach der Audienz der Rheinländer wurde die Deputation der Stadtverordneten beim Könige vorgelassen, ebenfalls gnädig empfangen und der Gewährung der „Volkswünsche" versichert, in deren Reihenfolge auch noch die politische Gleichstellung aller Glaubensbekenntnisse eingeschoben worden war. Als die Abgeordneten in den Sitzungssal der Behörde zurückgekommen waren, Nachmittags 1 Uhr, und den daselbst massenhaft versammelten Bürgern das Ergebniß ihrer Sendung mittheilten, brach der helle Jubel aus und wurde beschlossen, die Stadt prächtig zu beleuchten. Von einer fordernden Massendemonstration war gar keine Rede mehr, sondern nur noch von einer dankenden, welche aber keineswegs organisirt wurde, sondern sich von selber machte.

Will man das Zeugniß des Herrn von Minutoli als ein verlässliches gelten lassen, so hat genau zur gleichen Zeit mit der Scene im Stadtverordnetensale im Königsschlosse diese gespielt. Um 1 Uhr Mittags traf der Herr Polizeipräsident im Vorzimmer des königlichen Kabinetts mit dem Herrn Minister von Bodelschwingh zusammen. Dieser sagte: „Herr Präsident, gestehen Sie, daß Sie falsch prophezeiten, als Sie für heute eine blutige Demonstration voraussagten. Statt von einer solchen vernimmt man nur vom Jubel des Volkes". Darauf Minutoli (immer nach seiner eigenen Bezeugung): „Excellenz, ich beharre auf meiner Prophezeiung. Ich bin auch zur Stunde nur hierhergekommen, um Ihnen und in Ihrer Gegenwart Sr. Majestät dem Könige zu sagen, daß der beabsichtigte" — (d. h.

der von einer ein Vierteljahr später erfundenen „Revolutionspropaganda" beabsichtigte) — „blutige Konflikt heute leider doch noch stattfinden wird". Nur mit Widerstreben und mit einem ungläubigen Lächeln führte dann der Minister den Polizeipräsidenten auf dessen Verlangen zum Könige, welchem Minutoli über die seiner Ansicht nach drohende Gefahr einen förmlichen Vortrag hielt. Als dieser zu Ende, meinte Bodelschwingh: „Sie hegen unnöthige Besorgnisse". Friedrich Wilhelm seinerseits ertheilte der bisher bewiesenen Thätigkeit und Anstrengung des Polizeichefs alles Lob, fügte jedoch bei: „Nur eins, lieber Minutoli, kann ich nicht unbemerkt lassen: Sie sehen immer zu schwarz!"

Besonnene Erwägung wird nicht leugnen, daß diesem Berichte einige Wahrhaftigkeit innewohnt. Alle Umstände weisen ja darauf hin, daß der König zur angegebenen Zeit wie so ziemlich jedermann in Berlin der Ueberzeugung war, alles sei friedlich beigelegt und ausgeglichen. Daß Friedrich Wilhelm die gemachten Gewährungen nur gemacht hätte, um hinter dem Vorhang derselben ein hinterlistiges Spiel zu treiben, ist als plumpe Verleumdung abzuweisen; und daß es am Hofe eine Partei gegeben, welche, mit Beiseitestellung des Königs, ihrerseits hinter dem eben erwähnten Vorhange die Anwendung brutaler Gewaltmittel zur Aufrechthaltung des Absolutismus planmäßig vorbereitet hätte, muß für eine müssige Vermuthung ohne historischen Werth so lange gehalten werden, bis zuverlässige Beweise dafür beigebracht werden. Allerdings ist unbestreitbar und unbestritten, daß es eine absolutistische Partei gab, welche zu den dem Liberalismus und dem Nationalgefühle gemachten Koncessionen scheel sah, sehr scheel; aber es ist nicht nur nicht erwiesen, sondern auch ganz unwahrscheinlich, daß dieses scheelsehen bereits am Vormittage des 18. März irgendwie die Gestalt fester Entschlüsse und Pläne zur Vernichtung der königlichen Bewilligungen angenommen habe.

Schon im Laufe des Vormittags hatten sich unter den Linden und auf dem Schloßplatze zahlreiche Gruppen von Neugierigen angesammelt, welche auf das erscheinen der am vorigen Tage angekün-

digten Massendemonstration warteten. Der zweifelhaften Stimmung dieser immerzu sich mehrenden Menge wurde zwischen 1 und 2 Uhr durch das Erscheinen eines Extrablattes der Allgemeinen preußischen Zeitung ein Ende gemacht. Denn darin standen die beiden königlichen Patente, welche den Bruch mit dem alten System zur aktenmäßigen Thatsache machten. Die Blätter gingen von Hand zu Hand, einer rief dem andern die frohe Botschaft zu und ein mächtiger Impuls der Freude trieb die ganze Volksmasse, welche keineswegs ein „pöbelartiges", sondern vielmehr ein „behäbig-bürgerliches" Aussehen hatte, dem Schloßplatze zu, in der ausgesprochenen Absicht, dem Könige Dank zu sagen.

„Auf dem Schloßplatze — so hat ein Augenzeuge berichtet — waren etwa 2000 Bürger gruppenweise versammelt, lauter wohlgekleidete, sehr anständige Leute. Die Stimmung war erregt, aber durchaus nicht feindselig. Umgekehrt, die Gruppen ließen den König hochleben und riefen ein Vivat über das andere. Ganz im Hintergrunde, an den Ecken der auf den Platz mündenden Straßen, sah ich Proletarier und Arbeiter stehen, die nur einzeln in den Vordergrund traten und die, als sie die vergnügten Gesichter ringsum sahen, sagten: Das hilft uns armen Leuten noch alles nichts! Da traten die Bürger an sie heran, beruhigten sie, ermahnten sie, nicht die Excesse der vorigen Tage zu wiederholen; das führe zu nichts. Alle Läden auf dem Platze waren geöffnet, Damen hatten die Fenster besetzt. Im Innern des Schlosses bivouakirten die aus Potsdam herübergekommenen Truppen; sie spazirten rauchend im Hofe. Unterdessen hatte sich der Schloßplatz immer dichter gedrängt (sic?) und das Publikum fing an, darüber zu debattiren, wie es durchaus nöthig sei, daß die fremden (d. h. die potsdamer) Soldaten Berlin verließen und daß auch die Truppen, welche um Berlin konsignirt seien, sich zurückzögen. Da war es denn unverkennbar, daß eine große Erbitterung gegen das Militär vorherrschte, eine ziemlich instinktartige Erbitterung ohne politische Beimischung, wie jene in Folge unglückseliger Missverständnisse in großen Städten nur zu oft vorkommt.

Gegen halb 2 Uhr trat der König auf den Balkon, versuchte zu sprechen und ein ihn begleitender Herr — irre ich nicht, Herr Bürgermeister Naunyn — sagte mit lauter Stimme ohngefähr: — Der König will, daß Pressfreiheit herrsche; der König will, daß der Landtag sofort berufen werde; der König will, daß eine Konstitution auf der freisinnigsten Grundlage alle deutschen Länder umfasse; der König will, daß eine deutsche Nationalflagge wehe; der König will, daß alle Zollschlagbäume in Deutschland fallen; der König will, daß Preußen sich an die Spitze der Bewegung stelle .... Stürmischer, fast trunken zu nennender Jubel herrschte auf dem Platze. Leute aus den gebildetsten Ständen stellten sich auf Wagen, um die freudige Kunde zu verbreiten. Der König trat nochmals auf den Balkon; er wehte mit dem Tuche. Ein Herr, den ich für den Herrn von Bodelschwingh hielt, sprach dann vom Balkon herab den Dank des Königs aus, aber auch zugleich dessen Wunsch, daß nunmehr die Demonstrationen aufhören möchten.“

Unser Gewährsmann fügte sich als treugehorsamer und wohlerzogener Unterthan sofort diesem Wunsche: er verließ den Schloßplatz und ging nach der Königsstraße, um dort zu Mittag zu speisen. „Da sah ich — so schließt er seinen Bericht — wie sich die Leute vor Freude umarmten und wie sie weinten. Die Frauen wehten aus den Fenstern mit Taschentüchern, das Material zur Illumination für den Abend wurde durch die Straßen getragen und die Bürger, die mir begegneten, riefen: Wir wollen auch auf den Schloßplatz, wollen auch unserem geliebten König ein Vivat bringen. Es war 2 Uhr, ich befand mich im Kronprinzen, inmitten der Königsstraße bei Tische; man sammelte vor Freude für die Armen; Bürger kamen, um den Tag festlich zu begehen; man gratulirte sich, daß der große Tag der Freiheit und der Wiedergeburt auch für Preußen hereingebrochen, glorreich hereingebrochen sei, ohne Blutvergießen.“

In diesem ganzen so lichten und lachenden Freudegemälde gibt es nur *einen* schwarzen Punkt: die „im Hintergrunde“ stehenden Proletarier mit ihrem: „Das hilft uns armen Leuten noch alles

nichts!" Allein der dritte Stand, welcher seines Sieges sicher zu sein wähnte, hatte für dieses Grollwort des vierten kein Ohr und beachtete nicht, daß hinter dem scheinbar gelös'ten politischen Problem der Gegenwart schon das sociale der Zukunft drohend heraufstieg. Leicht begreiflich freilich, daß in dem lauten Jubel des Augenblickes der dumpfe Vordonner eines am Saume des Horizonts heraufziehenden Gewitters verklang.

So zeigte denn die Stimmung der preußischen Hauptstadt, so hatte die ganze Physionomie von Berlin nachmittags 2 Uhr am 18. März die vollste Aehnlichkeit mit der Stimmung und Physionomie von Paris Abends vor 9 Uhr am 23. Februar. Alles schien Friede, alles war Freude. „Doch das Glück wendet sich oft um", lautet der düstere Kehrreim der altnordischen Ballade von Axel und Walborg.

7.

Es wandte sich auch diesmal, plötzlich, geheimnißvoll, furchtbar.

Auf dem Schloßplatze von Berlin geschah am 18. März um $2^1/_2$ Uhr nachmittags, was am 23. Februar auf dem Boulevard des Kapucines in Paris um 9 Uhr Abends geschehen war.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm den Balkon verlassen, noch rauschten die Vivatrufe tausendstimmig zu den Schloßfenstern empor, als die Glückswendung eintrat, ein aus wolkenlosem Blau fallender Blitz.

Die Volksmenge vor dem Schlosse war von 2 Uhr an immer dichter geworden. Kopf an Kopf stand sie auf dem Platze selbst gestaut und stopfte die Mündungen der von demselben auslaufenden Straßen. Mit einmal machte sich in den Massen eine Strömung bemerkbar, welche der Jubelstimmung augenscheinlich entgegengesetzt war. Wie es scheint, ist dieser jähe Umsprung zunächst bewirkt wor-

den durch den Umstand, daß Mannschaften vom 1. Garderegiment, die sogenannten „Potsdamer“, gerade jetzt die Schloßportale besetzten. Diesen Potsdamern gab man ja das brutale Dreinfahren der Soldateska an den vorhergegangenen Tagen hauptsächlich schuld. Der gegen dieselbe angesammelte Grimm und Groll wollte und mußte sich Luft machen. Wie aus einer Kehle erscholl demnach aus tausenden der Ruf: „Soldaten fort! Militär zurück! Soldaten abziehen! Der König soll sich unter den Schutz der Bürger stellen!“

Behauptet, aber nicht erwiesen ist worden, daß diese tumultuarischen Forderungen zu den Ohren Friedrich Wilhelms gelangt seien und daß der König durch einen der Herren seiner Umgebung die Antwort habe herunterrufen lassen, „die Berliner würden ihm doch wohl nicht zumuthen, in einen unehrenvollen Rückzug der Truppen zu willigen“.

Während das Geschrei: „Militär fort!“ mit gesteigerter Heftigkeit weiterging, wurde durch Mitglieder der berliner Bürgerschützen an einem Hause des Schloßplatzes eine schwarzweiße Fahne aufgesteckt, — gewiß auch nur ein Zeichen loyaler Unterthanenfreude, als welches die Fahne von vielen Leuten auf dem Platze mit Händeklatschen begrüßt wurde. Allein die ungeheure Mehrzahl der Versammelten klatschte nicht mit. Im Gegentheil, sie rief, demonstrativ genug, nach der deutschen, nach der schwarzrothgoldnen Fahne. Noch mehr, das Aufstecken der preußischen Fahne, zusammengehalten mit den Wahrnehmungen, daß zur gleichen Zeit die „Potsdamer“ die Wachtposten an den Zugängen des Palastes besetzten und eine von der Schloßfreiheit herkommende Schwadron Gardedragoner bei der Stechbahn aufritt und Posto fasste, scheint in der Menge plötzlich die Vorstellung eines gegen sie gesponnenen Verraths geweckt zu haben, — eine Vorstellung, welche sich rasch zu dem riesengroßen Argwohn aufbauschte, es sei gegen sie, gegen die wehr- und waffenlosen Tausende, ein kombinirter Angriff beabsichtigt und im Werke.

Nun entsteht auf dem Platze sofort ein dumpfes Toben und

Tosen, ein wirrsäliges Geschiebe und Gewühle, ein Drängen und Wogen nach allen Richtungen hin.

Sehr möglich, sehr wahrscheinlich sogar, daß diese Angstsymptome im Schlosse keineswegs für solche, sondern vielmehr für die Vorzeichen einer Angriffsbewegung angesehen worden sind. In solchen Augenblicken fieberhafter Nervenschwingung haben ja die Menschen überall und allzeit hohlspiegelartig geschliffene Vergrößerungsgläser vor den Augen und dann reicht irgendein Ruck oder Zuck aus, um das Unheil in Gang zu bringen.

Die Dragonerschwadron an der Stechbahn machte eine kurze Bewegung gegen den Platz herein. Das war der schlimme Ruck und Zuck.

Die Volksmenge, den Reitern das schlimmste zutrauend, schreit ihnen entgegen: „Zurück! Zurück!“

Noch in diesem Momente fehlt es keineswegs an besonnenen Männern, welche eifrig jeden Nerv anspannen, um die aufgeregte Masse zu beruhigen. Steht doch dort bei der Kurfürstenbrücke so ein Beruhiger auf einer Droschke und versucht durch vorlesen der königlichen Patente den Tumult noch zu beschwören, als dieser bereits zur Katastrophe gelangt ist.

„Zurück! Zurück!“

Die Dragoner wenden ihre Rosse, als wollten sie dem Rufe gehorchen.

„Bravo! Bravo!“ ruft jetzt die Menge, des vermeintlichen Abzugs der Reiter froh.

Aber das „Bravo!“ ist noch nicht verklungen, da schwenken die Dragoner wieder um, ziehen ihre Pallasche, setzen ihre Pferde in Trab und sprengen auf die Menge ein, die wehrlose wie eine Schafherde bis dahin, wo der große Kandelaber des Schloßplatzes steht, vor sich hertreibend. In gestrecktem Trab und mit geschwungenen Säbeln! Das ist eine hundertfach bezeugte Thatsache, obzwar man dem übelberathenen Könige die Lüge vorzugaukeln verstand, die Reiterattake

sei eigentlich gar keine gewesen, maßen dieselbe im Schritt und mit eingesteckten Pallaschen stattgefunden habe.

Das Schreckbild eines „kombinirten Angriffs“ scheint sich verwirklichen zu wollen.

Denn gleichzeitig mit dem Einsprengen der Dragoner thut sich das (von der Spree an gerechnet, zweite) Schloßportal auf und aus der Oeffnung bricht mit schlagenden Trommeln und gefällten Bajonnetten eine Kompagnie Grenadire hervor, entfaltet sich, zieht eine Kette über den Platz nach der breiten Straße zu und geht, das Volk vor sich herjagend, gegen die Kurfürstenbrücke vor.

Da, auf dem äußersten rechten Flügel der Kette, dicht an den Häusern zwischen der Brücke und der breiten Straße, fallen aus den Reihen der Grenadire zwei Schüsse.

Diese zwei Schüsse, höchst wahrscheinlich nicht auf Kommando, sondern rein zufällig und aus Versehen losgegangen, geben das Signal zum Aufstand von Berlin.

Außer sich vor Ueberraschung, Angst und Wuth, stieben die Massen auseinander, überall hin die Kunde des Geschehenen tragend. Der Angstruf: „Verrath!“ zetert, der Zornschrei: „Waffen und Rache!“ gellt durch die Straßen. Die Plünderung der Waffenläden hebt an, das Herrichten der Büchsen, der Kugelguß, der Barrikadenbau.

In höchster Betroffenheit eilte der General von Pfuel nach dem Schlosse. Er erfuhr dort, daß er des Kommando's enthoben und dasselbe dem General von Prittwitz übertragen sei.

Also hätte jener Proletarier rechtgehabt, welcher um Mittag am Schloßportale dem Herrn von Savigny, der ihn herablassend belehren wollte, daß der König mehr bewilligt hätte, als verlangt worden sei, zur Antwort gegeben: „Alter, das verstehst du nicht; man hat nichts bewilligt“ —? Alles wäre nur Täuschung gewesen, um das Volk sicher zu machen und das sichergemachte desto leichter vergewaltigen zu können?

Diese Frage ist in den Abendstunden des 18. März in der

preußischen Hauptstadt von Tausenden, von Hunderttausenden aufgeworfen und entschieden bejaht worden. Nur aus dieser allgemeinen Ueberzeugung, nur aus dieser Empörung der Gemüther erklärt sich die Thatsache, daß die Berliner, diese geborenen Reflexionsmenschen und gebildeten Ironiker, eine Revolution oder wenigstens ein Stück Revolution machten. Machten oder wenigstens machen ließen. Denn wenn ohne weiteres zugestanden werden muß, daß nur ein kleiner Bruchtheil der berliner Bürgerschaft aktiv an dem Kampfe sich betheiligte, so war doch die passive Betheiligung der bürgerlichen Mittelklassen eine allgemeine. Die eigentlichen Kämpfer, d. h. die Walther vom Habenichts aus den gebildeten Ständen und die Arbeiter, sie hätten ohne diese Unterstützung, ohne dieses Gewährenlassen von seiten des Bürgerthums gar nichts ausgerichtet und man hat ganz wahrheitsgemäß gesagt, daß kaum eine einzige Barrikade hätte errichtet werden können, so die Bürger es nicht wollten. Ein Bibelwort ging damals an diesen Bürgern von Berlin in Erfüllung: — indem sie nicht *für* die Regierung waren, waren sie *gegen* dieselbe. Da hilft kein nachträgliches leugnen, vertuschen und beschönigen. Historische Thatsache ist und bleibt: die Vorgänge auf dem Schloßplatze hatten die ungeheure Mehrzahl der Bewohnerschaft der preußischen Hauptstadt revolutionär gestimmt, und wer da einen Schulsack und in dem Trubel jener Stunden noch Zeit hatte, desselben sich zu erinnern, der mag wohl mehr oder weniger artikulirt einen bekannten vergilischen Vers vor sich hin parodirt haben: — Will es nicht biegen von *obenher*, so soll es brechen von *untenauf*!

8.

Aber wie war denn das alles so gekommen?

Die es sagen wollen, wissen es nicht; und die es wissen, wollen es nicht sagen. Oder wüßte es vielleicht kein Mensch? Auch *das*

ist gar nicht unmöglich. Sagen und Mythen die Hülle und Fülle, geschichtliche Gewißheit keine.

Am Abend des 18. März war in Berlin die Ueberzeugung allgemein, auf dem Schloßplatze sei das Komplott des „strammen“ Militarismus, welcher für den Absolutismus eingetreten, nachdem der „schlaffe“ Bureaukratismus die Flagge gestrichen, zur Explosion gekommen. Schon damals wurde die Legende in Umlauf gesetzt, im entscheidenden Augenblicke sei der Adjutant des Prinzen von Preußen, der Major Graf von Königsmark, zu den Dragonern bei der Stechbahn herangeeilt und habe dem kommandirenden Offizier den Befehl: „Einhauen! Einhauen!“ zugerufen. Historischen Werth hat natürlich diese unerwiesene Sage keinen, wenn nicht etwa als Stimmungs-Anekdote. Ebenso sind die im frommen Brütofen der dunkelrothen Reaktion nachträglich ausgebrüteten Lügenentenküchlein, in der Zeitungshalle hätte am Morgen des 18. März ein „Revolutionsausschuß“ gesessen und beschlossen, einen Konflikt mit der bewaffneten Macht um jeden Preis herbeizuführen; ferner, „Böswillige“ hätten die bei der Stechbahn haltenden Dragoner beleidigt und gereizt, indem sie „mit Stöcken und Regenschirmen auf die Pferde und auf die Schenkel der Reiter stießen“; sodann, die beiden Infanteriegewehre hätten sich im Gedränge „durch das Dazwischenstoßen Uebelwollender mit Stöcken“ entladen; endlich, ein „dritter Schuß sei, um als Signal zu dienen, aus einem Fenster der benachbarten Häuser abgefeuert worden“ und sofort nach diesen Schüssen sei es „sichtbar gewesen, wie einzelne der vorher so wild auftretenden Haufen in fast geordnet zu nennender Weise davoneilten, wahrscheinlich nach schon vorher bestimmten Sammelplätzen“ — ja, alle diese frommen Lügenentenküchlein sind historisch nicht zu verwerthen, sind überhaupt nur etwa dazu zu gebrauchen, wozu der Sieur Gargantua des Rabelais gewöhnliche Entenküchlein zu verwenden pflegte.

Soweit die Akten bis jetzt vorliegen, wird ein über der Parteibornirtheit stehendes Urtheil dahin gehen, daß am 18. März die nachmittäglichen Ereignisse auf dem berliner Schloßplatze von keiner

Seite mit Vorbedacht herbeigeführt worden, sondern die Folge einer Verkettung von Zufällen gewesen sind.

Gegen dieses Urtheil werden nun freilich die Herren Geschichtekonstruktoren von der souveränen Höhe ihrer Katheder herab gelehrteste Grimassen schneiden und werden verbohrte Demokraten wie verbissene Gottesgnadenthümler um die Wette dagegen anklässen. Das hilft aber alles nichts. Der Zufall, dieser boshaft-lustige Hofzwerg der Dame Historia, spielt in der bunten „Comoedia humana" eine viel bedeutendere Rolle, als die Schulweisheit sich träumt und die Parteidummheit begreifen kann.

Ganz blödsichtig vollends und blödsinnig ist es gewesen, wenn man die Schloßplatzkatastrophe mittelbar oder unmittelbar dem Könige auf Rechnung setzte. Niemand, soviel ist sicher, wurde durch dieses „untoward event" mehr und schwerer überrascht als Friedrich Wilhelm selbst und die furchtbare Wucht, womit es auf ihn fiel, wird bezeugt durch das ganze verhalten und gebaren des Monarchen während der folgenden Stunden und Tage, d. h. durch eine Halt- und Fassungslosigkeit, welche zwischen Extremen des empfindens und wollens hin- und herschwankte, durch eine Rath- und Thatlosigkeit, welche aus der Lethargie gänzlicher Entmuthigung plötzlich zu einem Fieberanflug von Heroismus sich hinaufphantasirte, um dann ebenso rasch wieder kraftlos zusammenzusinken. Die Billigkeit kann in Friedrich Wilhelm, was sein reden, thun und nichtthun vom Abend des 18. März an bis zum 22. betrifft, nur einen mitleidswerthen Kranken erblicken, welcher von Quacksalbern und Charlatanen hin- und hergezerrt ward und sich von solchen Wunderdoktoren selbst die abenteuerlichsten Recepte verschreiben ließ.

In dieser Staatskrisis sollte für alle sehenden und hörenden Menschen offenbar werden, daß Geistreichigkeit und Witzigkeit, Kunstgeschmack und Rhetorik, Mystik und Romantik noch lange keinen König ausmachen. Schlichter Verstand, fester Wille und geradaus blickende Energie hätten in dieser Krisis ganz anders gehandelt, hätten das richtige getroffen.

Und das richtige, was wäre das richtige gewesen?

Die energische Niederwerfung des Aufstandes, oder noch besser die unschwer zu bewerkstelligende Verhütung der Möglichkeit desselben. Dadurch wäre ja, nur Phantasten können es bezweifeln, dem preußischen Staatsgeist und Staatsbewußtsein unendlich viel besser entsprochen worden als durch ein halbes kokettiren und kapituliren mit der Revolution, unendlich viel besser als durch die schwächliche Hingabe an Phantasmen, welche zu verwirklichen man ja doch nicht die Kraft, ja nicht einmal den rechten Willen hatte. Die ganze Folgezeit hat den Beweis erbracht, daß nicht allein der Hof, sondern auch das Volk in Preußen die Märztage nur als einen bösen Traum betrachtete, welcher das naturgemäße, d. h. absolut-monarchische Staatsdasein unterbrochen habe. Die Minderheit, welche an das Märchen von der Reife und Befähigung des preußischen Volkes für das Selfgovernment redlich glaubte, war verschwindend klein. An die Möglichkeit, eine preußische Republik zu schaffen oder auch nur zu denken, konnten vollends nur notorische Narren glauben. Daß aber etwa das berliner Volk eine Revolution gewagt oder gemacht hätte, um die systematisirte Gaukelei, den Konstitutionalismus, zu erobern, das muß der gesunde Menschenverstand als eine Lächerlichkeit verwerfen.

Was folgt aus alledem?

Daß die berliner Revolution in der That das gewesen ist, als was ein weltgeschichtlich gewordenes Wort, das wir sogleich in Frakturschrift auf weißer Leinwand erscheinen sehen werden, sie bezeichnete: — ein Mißverständniß! Ein Mißverständniß von oben wie von unten, ein Mißverständniß von seiten des Königs wie des Volkes, e i n großes Mißverständniß von A bis Z!

9.

Als von 3 Uhr ab der Ruf nach Waffen und Rache durch die Straßen ras’te und das Volk die Rüstungen zum Kampf an die Hand

nahm, sind von seiten der Bürgerschaft wie von seiten des Hofes noch Versuche gemacht worden, den Ausbruch der Gewaltsamkeiten hintanzuhalten oder ganz zu verhüten.

Der Kaufmann Gustav Hiller erzählt uns: „Nach dem Schlosse eilend traf ich an der Kurfürstenbrücke ein Regiment Infanterie, der Oberst an der Spitze. Ich schilderte ihm rasch, was in der Altstadt schon vorgefallen" — (die Entleerung der Schwertfegerbuden, das aufreißen des Pflasters, die Errichtung von Barrikaden, die gewaltsame Entwaffnung einzelner Soldaten und Wachtposten) — „und drang in ihn, sich wenigstens ins Schloß zurückzuziehen. Er sagte: „Bringen Sie mir den Befehl von oben und ich weiche sofort zurück." Durch dichtgedrängte Menschenmassen gelangte ich dann in den Schloßhof. Die weiße Binde um den linken Arm verschaffte mir durch die vielen Offiziere, welche im Portal und im Hofe standen, so viel Raum, um bis zum General Fürsten Radziwill zu gelangen, welcher in der Mitte des Hofes stand. Auf meine dringende Vorstellung: „Noch ist das Blutbad zu vermeiden! Lassen Sie mich rasch zum Könige!" folgte ich dem Fürsten bis an die königlichen Gemächer. Aber Minute nach Minute verrann, der Fürst kehrte nicht zurück und hoffnungslos, die Schrecken einer Revolution abzuwenden, kehrte ich zu meiner beängstigten Familie zurück." Wie dieser Zeuge haben noch mehrere Bürger und Stadtverordnete in Vermittelungsversuchen sich erschöpft. Es kam aber dabei vorderhand nichts heraus als ein hin- und herspreechen mit verschiedenen Ministern, Generalen und Prinzen auf dem Schloßhofe. Man wies die Vermittler vom Pontius zum Pilatus und umgekehrt. Jeder Bescheid, welcher ihnen gegeben wurde, schloß mit dem Refrain: „Das geforderte zurückziehen der Truppen wäre gegen die Ehre der preußischen Armee." Vom Prinzen Karl wird gemeldet, derselbe habe den Bürgern zugesichert, daß er ihre Wünsche bei seinem königlichen Bruder befürworten werde. Der König selbst war vor dem Losbruch des Kampfes für die bürgerlichen Friedensboten unzugänglich. Umgeben von Ministern, Generalen und Hofwürdeträgern, hielt er sich in den inneren Gemächern des

Schlosses, wo zwar zu dieser Stunde viel hastiges kommen und gehen, viel aufgeregtes wispern und flüstern, viel geflügeltes Frage- und Antwortspiel zu bemerken war, doch aber die gewohnte Haus- und Kleiderordnung noch ganz leidlich aufrecht blieb. Etliche Stunden später sah es freilich im Palast anders aus und zwar ganz so, wie es in Palästen auszusehen pflegt, wenn die Revolution sich anschickt, in denselben ihre Aufwartung zu machen.

Aber wenn der äußere Anstand des Königthums noch beobachtet wurde, wie war es mit seinem inneren Halt bestellt? Wackelig, sehr wackelig! Allen Zeichen nach müssen sich die Anschauungen und Entschlüsse in der Seele Friedrich Wilhelms wirbelwindig gejagt haben. Denn ganz widersprechendes ist uns aus jenen Stunden überliefert. Die plötzliche Enthebung Pfuels vom Kommando und seine Ersetzung durch den General von Prittwitz wurde allgemein für eine Drohung und für ein Symptom angesehen, daß die „stramme“ Militärpartei obenauf und zum handeln entschlossen sei. Allein zugleich mit dieser Thatsache ging vom Schlosse das Gerücht aus, der König wolle die liberalisirenden Schwatzhelden des Vereinigten Landtags ins Ministerium berufen, den Allerweltsvermittler Schwerin, den kölner Cicero Kamphausen, den Säuseler Beckerath oder gar auch noch die „Lustige Person“ par excellence aller parlamentarischen Possen der nächsten Jahre, den Herrn von Vincke. Gewiß ist, daß in den leitenden Kreisen vorübergehend Einflüsse zur Geltung gelangt sein müssen, welche es nicht zum äußersten kommen lassen wollten. Allbekannte Thatsachen bezeugen das.

Die eine derselben war jene Friedensmanifestation, die zu so vielen schlechten Witzen den Stoff geliefert hat, aber dennoch, falls sie von Friedrich Wilhelm selber ausgegangen, diesem nicht zur Unehre gereicht. Denn es lag ja darin das Eingeständniß, daß es ein großer Mißgriff gewesen, das angeordnet oder zugelassen zu haben, was um $2^1/_2$ Uhr auf dem Schloßplatze geschehen war.

Etwa eine Stunde war seither verflossen, als aus dem Schloßportal durch zwei bürgerlich gekleidete Männer ein zwischen zwei

Stangen befestigtes großes Stück Weißleinwand herausgetragen wurde, auf welcher mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben stand: **„Ein Missverständniß!“** Und darunter: „Der König will das beste!“ Diese Friedensstandarte trugen ihre beiden Träger über den ganzen Platz hin bis zur Kurfürstenbrücke. Ein dritter Bürger (der Stadtsyndikus Möwes?) ging voraus, schwenkte den Hut und rief: „Der König lebe hoch!“ Es wollte jedoch keiner der Anwesenden — lauter Leute, die erst nach der Säuberung des Platzes durch die Truppen denselben betreten hatten — in den Ruf einstimmen. Die ganze Demonstration vergeckte kläglich und that das Friedensbanner auch keine Wirkung, als es am späteren Abend aus einem Fenster des Schlosses hing. Ebenso wirkungslos blieben zwei weitere vom Palast ausgehende Beschwichtigungsversuche: zwei Proklamationen in Plakatform, die eine vom Minister von Bodelschwingh, die andere vom Generaladjutanten des König, einem Herrn von Neumann, verfasst. Beide sind nur wenigen Personen zu Gesichte gekommen und haben gar keine Beachtung gefunden.

Es war zu spät, auch hier zu spät! Schon heulten die Sturmglocken und auf den Barrikaden flatterte die „Freiheitsfahne“, das Schwarzrothgold.

10.

Zum ersten Opfer der anhebenden Straßenschlacht war ein braver Soldat ausersehen, der Grenadir Theissen. Auf seinem Wachtposten bei der Bank in der Jägerstraße von einem Volkstrupp mit der Aufforderung, seine Waffen abzugeben, überfallen, vertheidigte er mannhaft den Besitz seines Gewehrs, bis dieses im Ringen unversehens sich entlud und zwar in seine eigene Brust. Sterbend ins Lazareth getragen, hat er vor seinem Tode noch verordnet, daß, was er an Barschaft besäße, den Armen gegeben werden sollte. Das erste

Opfer auf der Seite des Volkes war ein Dienstmädchen, Karoline Kleinfeld. Die erste Barrikade war an der Ecke der Werder- und Oberwallstraße errichtet worden und gleichzeitig die zweite an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße, zwischen der „Zeitungshalle" und dem gegenüberstehenden Eckhaus. Die erste Barrikade wurde, kaum errichtet, kurz nach 3 Uhr, von einer Kompagnie des 2. Garderegiments genommen. Auf die zweite sprengte eine Schwadron Dragoner aus der Jägerstraße heran, mußte jedoch, mit Steinwürfen unsanft empfangen, wieder zurückgehen. Hierauf nahm die Gardeinfanterie nach Ueberwältigung der ersten Barrikade auch die zweite. Von dem Dache der Zeitungshalle herab mit Steinwürfen angegriffen, richteten die Soldaten ihr Feuer in die Höhe. Im dritten Stockwerke des Hauses war das erwähnte junge Mädchen gerade an's Fenster getreten mit den Worten: „Seinem Schicksal kann man ja doch nicht entgehen!" als eine von unten kommende Soldatenkugel sie todt niederstreckte. Eine andere Kugel tödtete in einem andern Gelasse des Hauses den Schenkwirth der Leseanstalt. Als die Soldaten, ihren Erfolg ausbeutend, in die benachbarten Häuser eindrangen, um „Rebellen" zu suchen, begannen jene buntdurcheinander vorgenommenen Verhaftungen und jene barbarischen Misshandlungen der Gefangenen, welche ein so eigenthümlich düsteres Licht auf die berliner Märzkämpfe geworfen haben. Freilich darf man, um auch hier Gerechtigkeit zu üben, nicht außeracht lassen, daß es in der Natur von Straßenkämpfen liegt, die Truppen im höchsten Grade zu erbittern, weil diese leicht, ja mit Nothwendigkeit dazu kommen, in jedem Dachziegel eine Todesdrohung zu erblicken und hinter jedem Fenster einen lauernden Todfeind zu wittern. Außerdem sind ja solche Straßenschlachten viel anstrengender und erschöpfender als Feldschlachten, erregen, reizen und erbosen demnach die Soldaten auch mehr als die letzteren. Endlich sind die Menschen in Uniform eben auch Menschen wie andere; folglich, wenn die Bestie in ihnen einmal los ist, will sie ihre Beute haben und lässt sich nicht so mir nichts dir nichts wieder an die Kette legen . . . .

Wie der ganze Straßenkampf zweifellos kein planmäßig vorbereiteter, sondern ein plötzlich und instinktmäßig unternommener gewesen ist, so war auch die Leitung desselben eine improvisirte und so zu sagen rein naturalistische. Zwar werden uns einige Führer und Barrikadenchefs genannt, wie die Herren Eichler und Berends, der Thierarzt Urban und der Drechsler Hesse, zwar sehen wir an der Spitze einer Kämpferschar einen jungen Polen in Ulanenuniform und die Konföderatkamütze auf dem Kopf erscheinen, zwar soll auch ein Junker und Rittmeister außer Dienst, ein Herr von B., auf einer Barrikade kommandirt haben; allein diese und andere Führergestalten tauchen nur ganz flüchtig aus dem Kampfwirrwar auf, um sofort wieder anderen, ebenso flüchtig erscheinenden und wieder verschwindenden platzzumachen. Der junge „Pole“ hat sich schließlich gar als ein Russe entpuppt und also den Leibhistorikern der Reaktion ihr Phantasiegemälde von der berliner Märzrevolution um eine kostbare Figur ärmer gemacht. Daß „unsere Leit'“ als Barrikadenkämpfer besonders sich hervorgethan hätten, ist auch nirgends erwiesen und so sei denn hier dem Mythus, daß „Polen und Juden“ die eigentlichen Verursacher und Durchfechter des großen berliner „Missverständnisses“ gewesen, für immer der Abschied gegeben.

Das aber ist wahr, die Berliner wußten sich in die Sachlage, wie sie nun einmal war, ganz wundersam zu finden und zu schicken. Die Bevölkerung entwickelte ein gut Stück Revolutionsgenie und bemächtigte sich gleichsam durch Intuition aller Geheimnisse der Barrikadosophie. Alles wurde zu Waffen umgeschaffen oder wenigstens zu Mitteln der Vertheidigung und des Angriffs. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends war die Stadt bis in die entlegensten Quartiere hinaus mit Barrikaden bedeckt, die zum Theil einen sehr soliden Bau aufwiesen. Als vollkommene Barrikaden-Meisterstücke thaten sich die Verschanzungen am Alexandersplatze und am köllnischen Rathhause hervor. Die Bewaffnung der Vertheidiger dieser Wälle war besonders zu Anfang eine sehr ärmliche und bunte und die Zaunpfähle, Mistgabeln, Schüreisen und halbverrosteten Sarrasse wurden nur sehr

allmälig durch brauchbare Schießgewehre ersetzt. Der Umstand übrigens, daß so viele Soldaten durch Büchsenkugeln niedergestreckt worden sind, weis't deutlich genug darauf hin, daß auch Besitzer von feinen Gewehren, d. h. wohlhabende Bürger, aktiv an dem Kampfe sich betheiligt haben müssen.

Falls das alberne Märchen von einer planmäßig in Scene gesetzten Empörung mehr als ein Märchen wäre, so müßten sich schlechterdings Spuren eines gemeinsamen Operationsplans der Rebellen auffinden lassen. Davon ist aber gar keine Rede, nicht von einer leisesten Spur. Der einzige Plan, der hier nachweisbar, war der Volksinstinkt, während die Methodik der Kampfführung durch die Traditionen der pariser Straßenkämpfe an die Hand gegeben worden sein mag.

Die Streitkräfte, womit die Regierung zur Niederwerfung des Aufstands verschreiten konnte und wirklich verschritt, waren beträchtlich. Sie hatte zu ihrer unmittelbaren Verfügung an 12,000 Mann schlagfertiger Infanterie, welche durch rasches Herbeiziehen nahegelegener Garnisonen auf die Stärke von nahezu 20,000 Mann gebracht wurde; ferner 3 Regimenter Reiterei, die Garde-du-Korps ungerechnet, und eine entsprechende Artillerie. Die Kavallerie kam wenig und nur zu Anfang des Kampfes zur Verwendung. Dagegen haben von den anwesenden Infanterieregimentern, Garde und Linie, so ziemlich alle mehr oder weniger am Gefechte sich betheiligt. Des Generals von Prittwitz Feldzugsplan soll dem ähnlich gewesen sein, welchen der Marschall Bugeaud in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar entworfen hatte. Die Verbindung zwischen dem Schloßplatze, dem Gensdarmenmarkt und der Straße unter den Linden sollte unbedingt offen gehalten werden. Diese Oertlichkeiten sollten der Mittelpunkt aller Operationen sein und bleiben. Von hier aus sollten Kolonnen in die einzelnen Stadttheile entsendet werden, aber diese Kolonnen müßten stets miteinander Fühlung haben und sollten schließlich den außerhalb der Stadt aufgestellten Truppen die

Hand reichen, um mittels eines gleichzeitigen und allgemeinen Angriffs von innen und außen die Rebellion zu zerquetschen. Dieser Plan mochte nicht übel sein, aber mit der Ausführung haperte es.

11.

Zur gleichen Zeit, wo in der Oberwallstraße der erste Truppenangriff auf die Verschanzungen der Empörung stattgefunden hatte, war vor dem oranienburger Thore der erste Kartätschenschuß auf das Volk losgebrannt worden. Studenten waren, die deutschen Farben an den Hüten und die Schläger in den Händen, zu Fuß und zu Pferde dorthin geeilt, um die Arbeitertausende der großen Maschinenbauwerkstätten zum Kampf aufzurufen, und es ist eine charakteristische Thatsache, daß unter diesen studentischen Rufern zum Kampfe gerade solche die eifrigsten waren, welche man zwei Tage zuvor, als sie mit ihrem loyalen Anerbieten ins Schloß gekommen, daselbst so schnöde hatte abblitzen lassen.

Der massenhafte Eintritt der „Feuerarbeiter" in den Kampf gab diesem erst seinen rechten Schick und seine rechte Wucht. Nachdem sie sich mit Eisenstücken nothdürftig bewaffnet hatten, begannen sie damit, das Straßenpflaster vor dem Thor aufzureißen und dasselbe zu einer Barrikade aufzuthürmen, weil es hieß, Reiterei, die draußen in den Dörfern lag, wollte in die Stadt rücken. Da kommt ein Offizier aus der Stadt zu der in der Nähe des Thors gelegenen Artilleriekaserne gesprengt als Ueberbringer des Befehls: „Vier Geschütze nach dem Schlosse!" und das gibt der Sache eine andere Wendung. Die Abfahrt der Kanonen soll verhindert werden. Ein Student zu Pferde setzt sich an die Spitze einer Arbeiterschar und führt dieselbe über die Barrikade hinweg zum Angriff auf die Kaserne. Der Offizier tritt an der Spitze seiner Artilleristen dem Angriff auf dem Kasernenhof entgegen. Der Student feuert ein Pistol auf den

Offizier ab, ohne ihn jedoch zu treffen, und greift ihn dann mit dem Schläger an. Die Arbeiter folgen ihrem Führer und treiben die Kanoniere in die Kaserne zurück, vermögen jedoch nicht in dieselbe einzudringen. Während dieser Angriff stattfindet, wirft sich ein anderer Arbeitertrupp auf das am Thorgebäude befindliche Montirungsmagazin, erbricht dasselbe und vertheilt die drinnen erbeuteten Waffen. Da kommt eine Haubitze, welche die Kaserne durch das Hinterthor verlassen hat, im Galopp um die Ecke und in die Friedrichsstraße hereingefahren, protzt ab und gibt Feuer. Es war nur ein blinder Schuß. Die Arbeiter stürzen auf das Geschütz los, andere versuchen das Thor zuzuschlagen. Aber das gelingt ihnen nur mit dem einen Flügel. Der andere bleibt offen und durch diese Oeffnung kracht ein zweiter Schuß, eine vollwichtige Kartätschladung von 40 bis 50 sechslöthigen eisernen Kugeln in die dichte Menschenmasse hinein, welche sich in der Thorhalle zusammengedrängt findet. Die Wirkung ist, wie sie sein muß. Eine Anzahl von Getroffenen, darunter auch der studentische Führer, stürzt todt oder tödtlich verwundet zu Boden und in wildester Flucht stiebt und spritzt die Menge unter fürchterlichem Wuth- und Rachegeschrei nach allen Seiten hin auseinander.

Hunderte von Arbeitern und tausende sind wohl erst durch diesen Mordschuß in die Reihen der Aufständischen getrieben worden. Noch vor Einbruch der Nacht bildeten diese gliederstarken Gesellen die Hauptwehr der Barrikaden. Die Volksrache jedoch ließ ihren Grimm über das von seiten der Artillerie Erlittene zunächst an den kolossalen, mit Kriegszeug aller Art angefüllten, an der Straße nach Oranienburg gelegenen „Wagenhäusern der Artillerie“ aus, welche in Brand gesteckt wurden und die ganze Nacht hindurch lichterloh brannten.

Anderwärts kam das Straßengefecht von beiden Seiten in immer hitzigeren Gang. Die Truppen, welche jene erste Barrikade bei der Zeitungshalle genommen hatten, rückten von dort bis zu der Ecke vor, welche durch die Oberwallstraße und den Hausvogteiplatz gebildet wird. Hier jedoch wurden sie mit einem so heftigen Gewehrfeuer empfangen, daß die Kolonne stockte. Insbesondere von dem

Dache des Eckhauses, wo die Mohren- und die Jerusalemerstraße zusammenlaufen, regnete es Kugeln auf die Soldaten. Eine Umgehung wurde versucht, indem eine Kompagnie der Garde durch die Mohrenstraße nach dem Hausvogteiplatze gelenkt ward. Diese Kompagnie richtete mehrere Salven nach den Dächern und verschritt dann zur Wegnahme der ihren Weg sperrenden Barrikaden, vermochte das aber nicht zu vollbringen, weil der von allen Dächern auf sie niederprasselnde Steinhagel sie zum innehalten zwang. Hierauf machten die Truppen Kehrt und zogen sich möglichst rasch nach dem Gensdarmenmarkt zurück.

Der Abend verging und die Nacht kam, eine weiche, warme Lenznacht, deren Milde und Stille mit dem wilden Toben der Straßenschlacht wundersam kontrastirte. Der Vollmond stand groß und klar in der Himmelswölbung und überschüttete die Gassen und Plätze mit seinem weißen Lichte. Das war wie ein blasses Lächeln der Ironie über ein Treiben, welches so gar nicht berlinisch, so ganz nicht preußisch aussah. Vielleicht aber hat sich der alte Geselle nicht sehr darüber verwundert, was er da unten erblickte. Er hat ja hinlänglich Zeit gehabt, zu erfahren, daß der alte und ewige Krieg aller gegen alle bei Nacht so wenig stillsteht als bei Tage, daß die Menschen denselben sogar in ihren Träumen fortführen. Warum also erstaunen, wenn dieser Krieg in der preußischen Hauptstadt zur Abwechselung einmal die absonderliche Form des Barrikadenkampfes angenommen hatte? Der gute Mond mochte denken: Das alte Lied, die alte Leier —

„Was soll uns denn das ewige schaffen?
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!"

Aber in die Berliner war eine helle Empörungsfreudigkeit gefahren. Der Kampflärm hatte seine berauschende Wirkung gethan. Mehr und mehr nahm sich die Gesammtheit oder wenigstens die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung hilfreich der kämpfenden Rebellen an. Kaufleute öffneten denselben ihre Magazine, Krämer ihre Läden, Frauen und Mädchen trugen ihnen Speise und Trank zu,

Knaben gossen Kugeln für sie. Die berliner Anstelligkeit bot ihren ganzen Witz auf, die Vertheidigungsmittel zu mehren und Angriffswaffen zu beschaffen. Man möchte fast sagen, daß der Humor der Oberkommandant auf den Barrikaden gewesen sei: so kordial-witzig ging es hinter den Brustwehren dieser Verschanzungen her. Beim Anrücken der Truppen zerstreuten sich die plaudernden und lachenden Gruppen, um fröhlich den Kampf aufzunehmen. Jeder ging an seinen Posten, die einen an die Schießlöcher der Barrikaden, die andern auf die Dächer der anstoßenden Häuser, um von dort herab das Steinwurfgeschütz wirken zu lassen.

Zu den am besten gebauten und am tapfersten vertheidigten Barrikaden gehörte die schon erwähnte am köllner Rathhaus. Ihr Erbauer, der Mechaniker Siegrist, leitete auch die Vertheidigung. Ein Augenzeuge, der von seiner Wohnung in der Breitenstraße aus die Vertheidigung mitansah, hat darüber so berichtet: — „Es dunkelte. An der Barrikade sah man Lichter funkeln, auch rothe Bivouaksflammen fingen an zu leuchten. Da fielen, etwa um 7 Uhr, die ersten Schüsse. Bald darauf rückte die Infanterie in breiten Zügen an, theilte sich und fiel zu beiden Seiten der Straße ab, auf dem Bürgersteige an den Häusern vorgehend. Alle Hausthüren waren geschlossen, die Häuser der Straße nach dem köllner Fischmarkte zu erleuchtet. Nun hörten wir Pelotonfeuer, dann anhaltendes schießen. Nachdem dasselbe eine Viertelstunde angehalten, kehrten die Truppen vereinzelt zurück. Es wurden Verwundete geführt, Gefangene fortgeschleppt. Genommen war die Barrikade nicht, doch hatte man verschiedene Häuser, aus denen geschossen worden, erstürmt und dort die Gefangenen gemacht. Nach kurzer Frist wieder Schüsse von der Barrikade her und sofort erneueter Angriff durch die Truppen. Gegen 9 Uhr, nachdem der Kampf etwa dreimal begonnen und wieder aufgehört hatte, ertönten die Straßen plötzlich vom rasselnden Dröhnen der Kanonen. Die Infanterie hatte sich nach beiden Seiten geöffnet und wir sahen Geschütze auffahren, die zwei Häuser vor dem meinigen Halt machten und abprotzten. Die Geschütze krachten, die Fenster

zitterten. Die Artillerie protzte auf, ging zurück, die Infanterie abermals vor. Es erneuerte sich alles schon vorhergegangene und so wiederholte sich, ohne daß irgendein erheblich abweichendes Moment, irgendeine Krisis sichtbar geworden wäre, der entscheidungslose Kampf vier oder fünf mal. Die Artillerie rückte immer näher und ihre Kugelsendungen wechselten mit dem Peloton- und Einzelfeuer der wiederholt angreifenden Infanterie. Von Zeit zu Zeit hörten wir das Brausen eines wilden Männergeschrei's von der Barrikade her; doch es war weder das Zeichen eines Sieges noch das einer Niederlage. Bis nach 1 Uhr in der Nacht dauerten diese Kämpfe. Dann wurde es still ..."

Als ein Stück proletarischen Heldenthums muß der Versuch anerkannt werden, die schwache Barrikade zu vertheidigen, welche die Jägerstraße von der Friedrichsstraße abtrennen sollte. Als die Truppen von den Linden heranrückten, zogen sich die Vertheidiger nach einer an der Ecke der Taubenstraße errichteten Verschanzung zurück. Nur zwei blieben, der neunzehnjährige Schlossergesell Glasewald und der siebzehnjährige Schlosserlehrling Ernst Zinna. Der Gesell feuerte seine Büchse auf die Soldaten los, erhielt aber im gleichen Augenblick einen Schuß, welcher ihm den Arm zerschmetterte und ihn kampfunfähig machte. Wie nun die Truppen sich anschicken, die Brustwehr der Barrikade zu erklimmen, stürzt der Lehrling aus derselben hervor, wirft sich auf den Offizier und versetzt demselben mit seiner Waffe, einem alten Krummsäbel, einen Hieb in den Hals. Ein Halbdutzend Gewehre entladen sich sofort auf den kühnen Knaben. Gewandt sich bückend, entgeht er den Kugeln, rafft drei Pflastersteine auf und schleudert dieselben einen nach dem andern den Soldaten entgegen. Da schlägt ihm eine tödtliche Kugel in den Unterleib. Er bedeckt die Wunde mit beiden Händen, flüchtet sich in eine offene Hausthüre, sinkt um und stirbt ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben.

Wenn also der arme Knabe auf der Seite des Volkes ein Beispiel von naivem Heroismus gab, so hat dagegen auf der Seite

der Truppen ein Offizier, Hermann Tüpke vom 37. Infanterieregiment, ein Beispiel gegeben, wie ein gebildeter und tapferer Mann mit bewusstem Heldenmuthe dem Tod ins Antlitz sieht. Den Angriff auf eine Barrikade in der neuen Königsstraße mit Entschlossenheit leitend, ist er durch einen Schuß in die Brust lebensgefährlich verwundet worden. Nach einigen Tagen verschied er, nachdem er in der Todesstunde zu einem Freunde die Worte gesprochen hatte: „Der dem Geiste der Zeit widersprechende Gegensatz zwischen Bürger und Soldat muß aufgehoben werden. Weil dies nun, wie es scheint, nur auf gewaltsamem Wege geschehen kann, so müssen nothwendig Opfer fallen, und darum schmerzt es mich nicht, eins der Opfer für Deutschlands Wiedergeburt zu sein.“

Wenn solche Einzelzüge aus dem düsteren Nachtgemälde hell hervorleuchten, so wird dasselbe auch durch einen denkwürdigen Generalzug gekennzeichnet: durch die Abwesenheit aller Gemeinheit auf seiten des Volkes. In all dem anarchischen Wirrwarr dieser Kampfnacht war eine gewisse sittliche Ordnung und die Barrikadenleute haben sich — nur nichtswürdige Lakaien von vornehmer und geringer Sorte können das bestreiten wollen — inbetreff der Humanitätsrücksichten wie der Eigenthumsverhältnisse musterhaft benommen. Unter den 700 Gefangenen (in runder Summe), welche am 18. März und während der folgenden Nacht vom Militär gemacht und die in den Kellern des Schlosses wie auf dem Transporte nach Spandau so barbarisch misshandelt wurden, hat sich amtlicher Untersuchung und Bezeugung zufolge nicht ein einziger kriminalisch bestrafter befunden! Von dem unmenschlichen wüthen der Soldaten gegen Kämpfer und Nichtkämpfer, gegen Gefangene und ganz Unbetheiligte, ja sogar gegen Greise, Frauen und Kinder sticht auch sehr vortheilhaft ab der gutmüthige Humor, womit das Volk bei Gelegenheit seine wehrlosen Feinde behandelte. Zeugniß hierfür gibt z. B. jener hochkomische Auftritt, als am Morgen des 19. März in der Nähe des Schlosses ein hochgestellter und tiefverhasster Staatsbeamter von der Menge erkannt und unter allerdings nicht gerade höflichen Redensarten um=

ringt wurde. Der Jammermann flüchtete aus dem Kreise und verbarg sich in einem nahen Kellerloche, ward aber dort aufgespürt und hervorgezogen. Um ihn bedrohlichem zu entziehen, fiel es einem Proletarier ein, dem Zitternden mit Kreide und in großen Buchstaben auf den Rücken zu schreiben: „National-Eigenthum" — und dieser Witz fand solchen Beifall, daß die lachenden Leute den Angstmenschen nicht nur ungeschoren laufen ließen, sondern auch denselben schützend zu seinem Hause geleiteten.

12.

Die Truppen thaten mit Muth und Ausdauer ihren mühsäligen und gefahrvollen Dienst. Sie litten schwere Noth und erfuhren beträchtliche Verluste an Todten und Verwundeten*). Die Antibarrikadentaktik war im März von 1848 noch nicht erfunden; sie ward es erst drei Monate später und kam dann sofort im größten Stil in Anwendung, als in Paris die schreckliche Junischlacht geschlagen wurde. Aus den ganz neuen Umständen und Ueberraschungen, welche der nächtliche Straßenkampf für die preußischen Truppen mit

*) Nach den amtlichen Listen 274 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Es hieß freilich, die wirkliche Zahl der Gefallenen und Verwundeten sei viel größer gewesen, aber Beweise für diese Aussage sind keine beizubringen. Auf der Seite des Volkes sind etwa 230 Personen, darunter auch Frauen und Kinder, gefallen oder tödtlich verwundet worden. Leider darf nicht verschwiegen werden, daß unter diesen Opfern eine nicht kleine Anzahl solcher sich befanden, die beim eindringen der Soldaten in die Häuser oder aber als Gefangene wehrlos niedergemacht wurden. „Das ist der Krieg!" pflegt man bei solchen Vorkommnissen zu sagen. Die Mehrzahl der gefallenen Barrikadenkämpfer gehörte dem Handwerkerstande an, die Minderzahl bestand aus Gelehrten, Künstlern, Studenten und Kaufleuten. Geheimeräthe, Justizräthe, Konsistorialräthe und Kommerzienräthe waren allerdings nicht darunter.

sich brachte, wird ein gerechter Sinn die grässlichen Auftritte, welche die Wuth der Soldaten herbeigeführt hat, zwar nicht ganz, aber doch zu einem guten Theil erklären.

Zu leugnen sind diese Barbareien nicht. Sie beschönigen, heißt einer Infamie, sie verschweigen wollen, heißt einer Geschichtefälschung sich schuldig machen. Nicht dadurch wird die schwärende Wunde einer furchtbaren Erinnerung geheilt, daß man das Pflaster der Lüge darüber klebt, sondern dadurch, daß man sie mit dem Feuer der Wahrheit ausbrennt.

Es ist ein Zeuge da von anerkannt königlich-preußischer Gesinnung, ein Mann, gegen dessen Glaubwürdigkeit von keiner Seite her die leiseste Einwendung vorgebracht werden konnte, Herr August, damals Direktor des köllner Gymnasiums zu Berlin. Dieser Gelehrte hatte eine Amtswohnung im köllner Rathhause, vor welchem eine der gewaltigsten Barrikaden errichtet war. Den Erbauern und Vertheidigern derselben gegenüber hielt sich Herr August, wie er sich ausdrückte, „auf dem Standpunkte der versöhnenden Neutralität“. Sie ihrerseits versprachen, im Inneren des Gebäudes keinerlei Verheerung und Zerstörung vorzunehmen, und hielten gewissenhaft ihr Wort. Um 10 Uhr Abends fingen die Kanonen gegen die Barrikade zu feuern an. Die Vertheidiger behaupteten den furchtbarsten Kartätschfeuer zum Trotz ihre Verschanzung bis nach Mitternacht. Dann erst entschlossen sie sich, da ihnen die Munition gänzlich ausgegangen war, zum Ab- und Rückzug. Nun drangen die „Potsdamer“ über die Barrikadentrümmer hinweg in das Rathhaus. „Ich ergriff schnell das Klingelschild meiner Eingangsthüre — berichtet Herr August — rief den Offizieren zu, daß hier eine Privatwohnung mitten im Rathhause sei, nannte mich, versicherte mit Verpfändung meines Lebens, dies sei die einzige Thüre meiner Wohnung. Man möge sie besetzen, ich würde meine Familie rekognosciren, dann könne man verhaften; aus meinen Fenstern sei nicht geschossen, Verwundete zu pflegen sei Christenpflicht. Meine Worte wirkten nicht; es zeigte sich hier die grausame Wirkung der Maßregel, fremde Regimenter

zur Aufrechthaltung der Ordnung nach Berlin berufen zu haben. Offiziere hiesiger Garnison hätten mich leichter erkannt oder hätten die Wahrheit meiner Worte schneller begriffen. Hier trat Unkunde zur Wuth, die an sich schon blind war. Ich fühlte den Degen eines Offiziers in meinem Gesicht und sah mein Blut herabrieseln. An Ausrufungen der Verwünschung ließen es die Herren auch nicht fehlen. Kolbenstöße, Bajonettstiche, Schüsse bedrohten mein Leben. Ich riß mir die Kriegsmedaille ab und rief den Wüthenden entgegen, daß ich für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe sie lebten, daß ich Kriegssitte kenne, daß ihre Grausamkeit und Mordlust ein Schandfleck für das preußische Heer sei. Durch diese meine Rede entging ich dem Tode, aber nicht den Mißhandlungen. Meine Bitte für die Meinigen fand kein Gehör. Diese waren in dem engen Raume der Küche, dem einzigen, der nach keiner Straße hinausliegt, zusammengedrängt. Meine Frau, drei erwachsene Töchter, meine beiden jüngsten Kinder noch in Betten, mein halberwachsener Sohn in Gesellschaft zweier Schwestersöhne meiner Frau. Ohne mich anzuhören, packten mich die Gardisten fest, dann riß man zuerst meinen Neffen, den stud. jur. Hermann von Holtzendorff, am Barte von der Seite meiner Frau, als ob dieser Bart besonders verdächtig sei; nach ihm meinen zweiten Neffen, den Schulamtskandidaten Georg Zelle. Auch mein Sohn Richard entging der Wuth nicht; an den Haaren aus den Armen der Mutter, der man das Bajonett auf die Brust hielt, fortgezerrt, wurde er draußen auf dem Flur zu anderen gestellt, die man in meiner Wohnung gefunden hatte. Inzwischen verschwendete ich fruchtlose Bitten an die Offiziere, mich bei den Meinigen zu lassen. Ich wurde mit allen Verhafteten fortgeschleppt und erhielt auf der Treppe viele Kolbenstöße, zuletzt noch an der Ecke der Scharrenstraße von einem Tambour Schläge auf den Kopf mit dem Trommelstock, ohne daß ihn der Offizier davon zurückhielt. So allgemein war das Vergnügen an Mißhandlungen bei den potsdamer Garden verbreitet. In der Breitenstraße gelang es mir, mich einigen höheren Offizieren bemerklich zu machen. Die Generale von Aschoff und von Rauch

befreiten mich und meinen Sohn und erwiesen mir auf meine Bitten die Liebe, mich durch die höchst aufgebrachten Soldaten, die bei jedem Schritt auf mich Blutenden eindringen wollten, zu den geängsteten Meinigen zu führen. Der Herr Oberst von Bonin trat zu mir heran und sagte mir die baldige Befreiung meiner beiden Neffen zu. Einer derselben, Georg Zelle, der bei seiner Festnehmung einen Bajonettstich in den Arm erhalten hatte, wurde um 2 Uhr frei. Der andere aber, Hermann von Holtzendorff, war bereits ein Opfer soldatischer Wuth geworden. Er wurde zuerst ganz rücksichtslos fortgeschleppt und von zwei Soldaten, die die Wege zum Schlosse nicht kannten, in die Roßstraße, mitten unter die erbitterten Bürger geführt. Auf den Ruf „Loslassen!“ entließ ihn einer der Gardisten. Da erschoß ihn der andere und diese Unthat brachte das schmerzlichste Unglück über einen Familienverband, der treue Anhänglichkeit an den König nie verleugnete . . .“ Unanfechtbare Zeugnisse stellen es fest, daß die „Potsdamer“ überall so oder ähnlich verfuhren wie hier. Ja, so wurde in allen Häusern verfahren, von denen die Soldaten glaubten oder angaben, daß daraus geschossen worden oder daß „Rebellen“ darin eine Zuflucht gesucht hätten. Ob Schuldige oder Unschuldige, ob auch nur Greise, Frauen und Kinder vorgefunden wurden, gleichviel — „man druff!“ Es stand in der Willkür der Offiziere und Soldaten, ob die gemachten Gefangenen sofort niedergeschossen oder aber nach ausgesuchten Mißhandlungen weiteren Qualen entgegengeführt werden sollten. Einer der vielen blutigen Auftritte, welche an die Gräuel der spanischen und mexikanischen Bürgerkriege erinnern, hat in einem Eckhause des Spittelmarktes gespielt. Unter Führung eines Herrn Hauptmanns von Pannewitz waren Soldaten vom 2. Garderegiment in dieses Haus gedrungen. In einem Zimmer fanden sie zwei gutgekleidete, fast noch dem Knabenalter angehörende junge Leute bewaffnet vor. Sogleich befahl der Herr Hauptmann, die Rebellen niederzuschießen, was auf der Stelle geschah. Die Wände und Möbeln des Zimmers waren von der umhergespritzten Gehirnmasse der armen Knaben bedeckt.

Genug des gräßlichen und überflüssig auch, die sämmtlichen Straßengefechte vor Augen zu führen. Sie wurden von den Empörern ohne Zusammenhang, wie ohne einheitliche Leitung gefochten. Am heißesten ging es her bei der Vertheidigung der Barrikaden in der Taubenstraße und am köllner Rathhause, beim Angriff auf das Landwehrzeughaus in der Lindenstraße, ferner bei der Hausvogtei und auf dem Alexanderplatz. Auch in der Luisen- und Dorotheenstraße ist hartnäckig und blutig gekämpft worden. Endlich ebenso in der Königsstraße, einer Hauptpulsader der Stadt, die zu den schmaleren Straßen gehört und deßhalb zum Barrikadenkriege sehr geeignet war. Hier reihte sich denn auch Schanze an Schanze. Schon gegen 5 Uhr Abends schritt das erste Garderegiment von der langen Brücke her zum Angriff. Aber die ganz unerwartete Kraft des Widerstandes machte die Sturmkolonne stutzen und sogar, als in ihren Reihen die Verwundeten niederstürzten, zurückweichen. „Wie, die Garde weicht?“ rief der auf dem Schloßplatze stehende General von Neumann den Wankenden zu, worauf es sofort wieder vorwärts ging. Allein der Infanterieangriff wollte doch nicht klecken. Man mußte Artillerie zur Hilfe nehmen. Um 5 Uhr saus'ten die ersten Granaten und bald darauf prasselten Kartätschenladungen von der langen Brücke her in die Königsstraße hinein. Wie erbittert Angriff und Vertheidigung gewesen, zeigte am folgenden Tage das Aussehen der Straße, ein jammervolles Bild der Zerstörung. Um 7 Uhr war die Garde unter dem Schutze des Geschützefeuers Schritt für Schritt bis gegen die Königsbrücke vorgedrungen. Hier setzten die an der neuen Königsstraße und anderen Stellen des Alexanderplatzes erbauten Barrikaden ihrem weiteren vorschreiten ein Ziel. Das feuern von beiden Seiten währte aber mit kurzen Pausen die ganze Nacht hindurch.

13.

Das hätte sich der gute Andreas Schlüter, der geniale Erbauer des berliner Königschlosses, gewiß nimmer träumen lassen, daß dereinst ein Tag oder vielmehr eine Nacht kommen könnte, wo sein stolzer Bau halb ein Bivouak und halb ein Gefängniß sein würde. Und doch war nun so eine Nacht gekommen, die Nacht vom Samstag auf den Sonntag, vom 18. zum 19. März 1848.

In den Kellerräumen des Palastes waren die hunderte von Gefangenen zusammengedrängt, welche nach Entbrennung der Straßenschlacht von allen Seiten hierher gebracht und hier verwahrt wurden, bis sie Morgens 4 Uhr ihren Martergang nach Spandau antreten mußten, jenen Martergang, welcher damit anhob, daß ein Stabsoffizier unter den Linden den Soldaten des 1. Bataillons vom 2. Linienregiment, welches die Eskorte bildete, zurief: „Nehmt die Kanaillen nur ordentlich zusammen! Wenn einer nicht fort will, so gebraucht die Kolbe, und wenn sich jemand widersetzt, so nehmt die Bajonnette!“

Ueber den Kellerräumen sah es ebenfalls wirr und wild und wüst genug aus, wie vielfache Schilderungen von Augenzeugen übereinstimmend darthun. „Im Portal — erzählt einer derselben — sah man unordentlich hin und wieder verstreutes Stroh; auf den Treppen lagerten einzelne Leute, Offiziere und Gemeine durcheinander. Der Schloßhof glich einem Bivouak, Geschütze standen angespannt, Stroh in größeren Massen zur Lagerstätte für Pferde und Menschen war aufgeschüttet, Kavallerie und Infanterie stand in dicht zusammengezogenen Abtheilungen. Offiziere in Menge, vom General ab, wogten durcheinander, halb im Paradeanzug, halb in Feldbekleidung, Mänteln, Ueberröcken, Feldmützen, wie der Augenblick es gebot oder gestattete.“ Das Wirrsal wiederholte sich im Innern des Schlosses in verschiedenen Abstufungen und mit allerlei Kulissenstellungen. Im Vorzimmer des Königs ein Gewimmel von Prinzen, Ministern, Generalen, Offizieren und Staatsbeamten jeden Ranges und bunt dazwischengesprenkelt Schloßdiener und Lakaien aller Sorten.

Man kam, man ging, man fragte, man berieth. Mit dem Vorschritt der Nacht gestaltete sich das thun und treiben in den königlichen Gemächern immer anarchischer. Es kam dann gegen Morgen zu soweit, daß alle Unterschiede von Rang und Stand sich verwischten, daß die Etikette spurlos wegschwand, daß alles durcheinander lief, ging und kam und wieder ging, wer mochte und wollte, berliner Bürger sich erschöpft auf die Lehnstühle und Ottomanen der königlichen Zimmer warfen, Leute, die sonst den Palast nur sehr aus der Ferne gesehen, ohne Umstände an die königliche Frühstückstafel sich setzten*). Das war freilich ein gewaltiger Scenenwechsel seit dem Abend des 18. März, wo, als die Angriffe der Truppen begannen, die entschiedenste Zuversicht im Schlosse herrschte, eine so entschiedene, daß einer der Schloßdiener laut ausrief: „Wenn einige Rebellen purzeln, wird das Spektakel bald ein Ende haben!"

Freilich, nicht sämmtliche Bewohner des Palastes haben diese Zuversicht getheilt. Man erzählt, die Königin Elisabeth, welche sich unbässlich befand und darum den beängstigenden Eindrücken der Sachlage in erhöhtem Maße zugänglich war, hätte sich, als der erste Kanonenschuß gefallen war, dem Könige zu Füßen geworfen und ihn „um Gottes willen" gebeten, nicht schießen zu lassen, mit Beifügung der Worte: „Fliehen wir! Wir haben ja keine Kinder und Vermögen genug." Eine andere Ueberlieferung will, die Fluchtfrage sei allerdings zwischen dem königlichen Paare zur Sprache gekommen, allein erst später, mitten in der Nacht, und da habe die Königin,

*) Diese Anarchie macht es erklärlich, daß uns über die Vorgänge im Schlosse während jener Unglücksnacht so viele Einzelnheiten, zum Theil sehr pikanter Natur, durch Augenzeugen überliefert sind. Ich werde jedoch von bloß mündlichen Ueberlieferungen entweder gar keinen Gebrauch machen oder wenigstens denselben nur einen legendarischen Werth beilegen und diesen stilistisch („Es geht die Sage" — „Man erzählt" — „Es soll" u. s. w.) andeuten. Historische Bedeutung kommt nur den schriftlichen, mit Namensunterschrift versehenen Schilderungen von solchen Augenzeugen zu, deren Wahrhaftigkeit außer Zweifel steht.

welche bislang Schweigen beobachtete, geäußert: „Ich will auch einmal sprechen! Der König hat so richtiges Gefühl. Wenn er ihm folgt, hat er immer recht. Will er fliehen, so werde ich mit ihm gehen; will er bleiben, so bin ich bereit, hier alles mit ihm zu theilen.“

Sicher ist, daß Friedrich Wilhelm zu Anfang der Schreckensnacht keineswegs an Flucht gedacht hat. Denn er war damals noch ganz und gar überzeugt, daß nur die „Kanaille“, die „Krapule“, nur die „fremden Revolutionsmacher“, der „Auswurf der Hölle“ an der Rebellion sich betheiligten und daß man daher mit dieser leicht und rasch fertig werden würde. Die dem Monarchen in den Mund gelegte Bezeichnung der Rebellen als „Auswurf der Hölle“ gibt der allgemein in Berlin verbreiteten Sage, der urfromme Minister von Thile habe vor allen anderen den König in dieser Anschauung gesteift, einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Aber nicht allein seine Ueberzeugung, daß nur der „Pöbel“, nur das „Gesindel“ so „undankbar“ sein könnte, nach allen den Bewilligungen vom 18. März zu rebelliren, sondern sein ganzes Königsbewußtsein mußte dem Träger der preußischen Krone anrathen, gegen die Empörung mit äußerster Strenge vorzufahren. Dabei fehlte ihm aber, was bei solchem Entschlusse nicht fehlen durfte: die Folgerichtigkeit, die Beharrung. Mit jeder Stunde der Nacht nahm seine Unentschiedenheit, seine Nachgiebigkeit zu, um zuletzt in völliger Erschlaffung zu enden. Es hätte allerdings ein ganz anderes Naturell als das seinige dazu gehört, den in dieser Nacht ohn’ Unterlaß auf ihn einstürmenden Botschaften, Bitten und Beschwörungen zu widerstehen. Wer derartige Situationen nicht nachzufühlen vermag, hat kein Recht, darüber ein Urtheil zu fällen.

Kaum hatte der Straßenkampf begonnen, als eine Abordnung der städtischen Behörden nach dem Schlosse eilte, um dem Könige die Bitte vorzutragen, daß er den Rückzug der Truppen in die Kasernen befehlen möge, indem sonst für nichts zu stehen sei. Friedrich Wilhelm gab zur Antwort, von einem zurückziehen der Truppen könnte gar

keine Rede sein, so lange nicht der gesammte Vertheidigungsapparat der Rebellion beseitigt wäre. Dafür sollten die städtischen Behörden Sorge tragen. Er seinerseits verpfändete sein Wort, daß nach Wegschaffung der Barrikaden das Militär keine Feindseligkeiten mehr verüben würde. Die ganze Verhandlung konnte, wie die Dinge zur Stunde lagen, nur resultatlos sein. Einen komischen Beiklang erhielt sie dadurch, daß einer der Bürgerdeputirten, ein superlativisch getreuer Unterthan, vor Entsetzen in Ohnmacht fiel, als der König, von den angeblichen Wühlereien zweier höchst harmloser Literaten redend, sagte: „Ich weiß schon, was diese Herren wollen" — und, zu dem Deputirten gewendet, hinzufügte: „Auch Sie, Herr Schauß, wissen es". Der Gute wähnte sich ebenfalls der Wühlerei bezichtigt, wankte, erblasste und fiel um.

Während noch vor eingebrochener Dämmerung das Gefecht in der Königsstraße hitzigen Fortgang nahm, hatten sich in der alten Roßstraße vier angesehene Bürger zusammengethan, drangen durch das Getobe nach der Brüderstraße vor und baten den dort wohnenden Bischof Neander, sich an ihre Spitze zu stellen, da sie den König um Einstellung des Kampfes anflehen wollten. Der Bischof warf sich in seinen Ornat, die Fünfe gelangten unter vielen Schwierigkeiten zum Schlosse und dort nach Ueberwindung von allerhand Hindernissen vor den Monarchen. Sie meldeten, die Bevölkerung sei kampffertig und kampfentschlossen; die Folgen eines allgemeinen Straßenkampfes seien nicht zu berechnen. Dann baten sie beweglich um die Zurückziehung der Truppen, weil diese die Vorbedingung einer Friedensstiftung sei. Friedrich Wilhelm wollte davon nichts hören, ließ sich jedoch im Verlaufe der Audienz zu dem Zugeständnisse herbei, die Herren Deputirten könnten ja die Mission von Vermittlern und Friedensboten übernehmen. Gelänge dieselbe, d. h. würden alle „aggressiven" Versuche von seiten des Volkes eingestellt, so sollte sofort die Zurückziehung der Truppen angeordnet werden. Dann scheint aber der König doch wieder anderen Sinnes geworden zu sei; denn er habe plötzlich den Ton geändert und, auf die Schloßplatzvorgänge, wie

dieselben ihm dargestellt worden waren, zurückkommend, gesagt: „Was wollen Sie? Es ist eine sehr einfache Geschichte. Ich saß bei ernsten und wichtigen Arbeiten, da kamen die Leute vor die Thüre und störten mich. Das kann ich nicht dulden. Daß ein paar Gewehre losgegangen sind, dafür kann ich nicht, und ohne Plempe wird keiner verwundet und die Plempe ist nicht gezogen, ich gebe ihnen mein Wort darauf. Uebrigens geht mich die Sache nichts an. Ich habe dem Kommandanten meine Befehle gegeben und der Kommandant thut seine Schuldigkeit. Ich habe nur eine Bombe in die Königsstraße werfen lassen und schon gehört mir die Straße; die anderen werde ich auch nehmen.“ Die Abordnung wurde ungnädig entlassen. Dem Könige war während der Audienz eine schwarzrothgoldene Fahne in die Augen gefallen, welche auf einem Hause an der Roßstraßenecke flatterte und seinen Zorn reizte. „Schafft mir diese Fahne aus den Augen!“ rief er unwirsch den Bürgern zu, indem er sie entließ . . . Auch diesem Vorgange hat sich einer jener komischen Schnörkel angehängt, womit Miniaturmalerin Anekdote das Buch der Geschichte zu verzieren oder auch zu verunzieren liebt. Gegen Morgen zu, als das schießen allmälig aufgehört hatte, soll der König den Maler Hensel zum Bischof Neander geschickt haben, um demselben zu sagen, daß, falls die Barrikaden nicht augenblicklich abgetragen würden, das Feuer von neuem beginnen werde. Dem Herrn Bischof ging darob die christliche Lammgeduld völlig aus. „Aber was soll denn mir das? Was habe ich denn da zu sagen? Das ist ja Unsinn!“ rief er wüthend und die Frau Bischöfin riß sich gar vor Erbosung über die ihrem Manne gemachte Zumuthung die Haube vom Kopfe, als wollte sie dieselbe dem Boten ins Gesicht werfen.

Glaubhaften und übereinstimmenden Berichten zufolge hat in der Nacht vom 18. auf den 19. März und noch am letzteren Tage eine vortretende Rolle im Schlosse innegehabt der Freiherr von Vincke, auf unbestimmte Zeit beurlaubter Generalstabsmajor, ein Vetter der „lustigen Person“, aber in keiner Weise mit dieser zu verwechseln.

Es war dies derselbe Herr von Vincke, welcher den Prinz von Preußen bis nach Hamburg begleitete, als Friedrich Wilhelm am 19. März für angemessen erachtete, seinem Bruder eine „vertrauliche Mission" an die Königin Viktoria von England zu übertragen, um dem berliner Volkszorn einen seiner vorragendsten Gegenstände aus den Augen zu thun. Denn die sonst so leichtbeschwatzliche Menge wollte sich, obzwar halb- und ganzamtliche Auslassungen versicherten, der Prinz hätte alle die Tage her gar kein Kommando geführt und überhaupt mit den militärischen Veranstaltungen nichts zu thun gehabt, die einmal liebgewonnene Vorstellung nicht ausreden lassen, daß Se. königliche Hoheit der Verursacher des „Missverständnisses" auf dem Schloßplatze gewesen sei. Nun, der Prinz sollte eine zwar späte, aber desto glänzendere Genugthuung für dieses „Missverständniß" erhalten. Dieselbe Menge, welche ihm am 19. März von 1848 ihr „Kreuzige!" nachschrie, hat ihn am 20. September von 1866 mit einem jubelnden „Hosianna!" begrüßt. Und erst der Jubelschall, welcher den „deutschen Kaiser" bei seinem Triumphaleinzug in Berlin am 16. Juli von 1871 empfing!!! Eingedenk der traurigen Wahrheit, daß die Menge unzuverlässig wie Flugsand und wetterwendisch wie ein Apriltag, wird der Bejubelte als verständiger Mann jenes Kreuzige und diese Hosianna und Halleluja gleich hoch gewerthet haben ....

Der Major, von seinem Landgut in Schlesien herbeigeeilt, habe sich schon am 18. oder gar schon am 17. März Zutritt beim Könige verschafft und demselben, zu nicht geringem Entsetzen der anwesenden Höflinge, zum Gruße die Worte zugerufen: „Majestät, ich sehe die Krone auf Ihrem Haupte wanken!" Dann habe er, unbeirrt durch das abmahnen der Schranzen, dem Könige mit Freimuth den ganzen Ernst der Umstände dargelegt, und es gereicht Friedrich Wilhelm nur zur Ehre, daß er diesen Freimuth keineswegs übelnahm. Herr von Vincke war es weiterhin, der sich in der Nacht des Straßenkampfes durch eigene und gewissenhafte Beobachtung überzeugte, daß keineswegs nur die „Kanaille" und „Krapule" diesen Kampf führte, und

er hat es dem Monarchen offen gesagt, daß ein nicht geringer Theil der berliner Bürgerschaft aktiv und die überwiegende Mehrzahl derselben passiv mit den Barrikadenkämpfern einverstanden sei.

Das waren wuchtvolle Worte aus dem Munde eines Mannes, an dessen treue Unterthanschaft ein Zweifel auch nicht von ferne herantreten konnte. Friedrich Wilhelm fühlte das ganze Gewicht dieser Enthüllung und die Spannung seiner künstlich aufgebauschten Entschlossenheit ließ mehr und mehr nach. Der Anblick und die Thränen seiner leidenden Frau, welche sich fortwährend weigerte, ohne den König abzureisen, und wiederholt erklärte, sie wollte und würde auf jede Gefahr hin bei ihrem Gemahle bleiben, mögen auch nicht wenig den Monarchen mitbestimmt haben, in seiner Weise gegenüber der Bevölkerung von Berlin einen Versöhnungsversuch und Friedensvorschlag zu machen. Mitten in der Nacht setzte er sich hin und verfasste jenen Aufruf „An meine lieben Berliner", welcher so mancherlei Kommentare erfuhr, aber seine Wirkung auf die lieben Berliner, in deren Hände er übrigens erst in den Morgenstunden des 19. März kam, zunächst verfehlte. Ein merkwürdiges Aktenstück ohne Frage! Ganz Friedrich Wilhelm der Vierte! Viel Unklarheit und Romantik zu Anfang — denn die Proklamation ging ja durchweg von den Mythen über die Entstehung des Kampfes aus, welche man dem Könige weisgemacht hatte — und viel Gemüth hintendrein! In Worten, die augenscheinlich aus einer gequälten Seele kamen, beschwor der Monarch die „Einwohner seiner geliebten Vaterstadt", zum Frieden zurückzukehren und die Barrikaden zu räumen. Geschähe dies, so würden sogleich die Truppen aus den Straßen zurückgezogen und nur zur Besetzung des Schlosses, des Zeughauses und „weniger anderer Gebäude" verwendet werden. Charakteristisch lautete auch der Schluß des Aufrufes: — „Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen". Herr von Bodelschwingh, welcher überzeugt war, daß die „herzlichen Worte" der Proklamation den „besten Erfolg" haben müßten, beförderte die-

selbe im ersten Morgengrauen zur Druckerei. Eine ultrareaktionäre Historik — sit venia verbo — hat später erklärt, Se. Majestät hätte mit diesem Aufruf bezweckt, „dem besser gesinnten Theile der Bevölkerung Berlins einen Anlaß zu muthigem Hervortreten zu geben“. Wer bildete nun aber den „besser gesinnten Theil der Bevölkerung?“ Doch wohl die Herren Geheimen-, Justiz-, Konsistorial- und Kommerzienräthe? Und diesen Herren muthete man ein „muthiges Hervortreten“ zu, unter obwaltenden Umständen wohl gar ein Hervortreten in Waffen? „Difficile est satiram non scribere“. Viel näher, ja sogar ganz nahe der Wahrheit kommt man, so man die Proklamation einfach als eine Gemüthserleichterung Friedrich Wilhelms nimmt, sie ohne weithergeholte Tiftelei für ganz naturgemäß dem Drange des Augenblickes entsprungen ansieht.

Gegen Morgen zu muß aber der König zeitweilig wieder mehr Kraft gewonnen haben. Wenigstens hat er einem der vielen Vermittler zwischen der Krone und dem Volke, welche sich aus eigener Machtvollkommenheit dazu ernannten, ja er hat dem literarischen Kurzwaarenhändler Ludwig Rellstab gegenüber, der in der Morgenfrühe des 19. März nach dem Schlosse geeilt war, mit Bestimmtheit geäußert, daß er „zu jeder gütlichen Ausgleichung bereit sei, daß aber die Truppen erst dann in ihre Kasernen zurückgezogen werden könnten und sollten, wann die Bürger die Barrikaden verließen und niederrissen“. „Suchen Sie sie dazu zu bewegen“, fügte er hinzu: „Ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern“. Darauf will Herr Rellstab entgegnet haben: „Darf ich wagen, Eurer Majestät zu äußern, wie hoch ich den Einsatz halte, der in diesem furchtbaren Spiele gewagt wird? Es handelt sich nicht allein um die Krone Eurer Majestät, sondern vielleicht um die Dynastie der Hohenzollern überhaupt, ja um das Geschick des ganzen deutschen Vaterlandes“. Wogegen Friedrich Wilhelm: „Ich weiß, was auf dem Spiele steht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgestellt, allein ich bin auf das vollkommenste vorbereitet“. — „Also soll ich hoffnungslos scheiden, Majestät?“ — „O nein, auch ich wünsche ja nichts

sehnlicher als das Ende dieses traurigsten aller Kämpfe. Sie können mit dazu beitragen. Nehmen Sie diese Blätter („„An meine lieben Berliner""), verbreiten Sie sie unter die guten, ehrenhaften Bürger, die ja die größte Mehrzahl in Berlin bilden. Sagen Sie ihnen, wie ich denke, und noch besser, bringen Sie mir sogleich zwanzig, dreißig, funfzig Bürger von guter Gesinnung. Ich will selbst mit ihnen reden. Eilen Sie!"

14.

Um 5 Uhr Morgens am 19. März war vom Schloß aus an die Truppen der Befehl ergangen, nicht mehr angriffsweise vorzugehen, sondern ruhig in ihren Stellungen zu verharren.

Diese Anordnung thut unzweifelhaft dar, daß der Wunsch und Wille des Königs, diesen „traurigsten aller Kämpfe" beendigt zu sehen, ein aufrichtiger war, immer aber unter der Bedingung, daß die Abrüstung und Entwaffnung zuerst auf seiten des Volkes vor sich gehen müßte. Der gute Wille und aufrichtige Wunsch Friedrich Wilhelms kann, unbefangen beurtheilt, um so weniger in Frage gezogen werden, als der Monarch in der Morgenfrühe durchaus überzeugt war, die Truppen hätten in der nächtlichen Straßenschlacht einen Sieg, einen vollständigen Sieg davongetragen.

Das war aber eine vollständige Illusion, insofern die Bevölkerung der Stadt zur energischen Weiterführung des Kampfes entschlossen und dermalen auch im Besitz ausreichender Kampfmittel war.

Die Umgebung des Königs hatte übrigens scheinbar Ursache, denselben glauben zu machen, daß er bereits Sieger wäre. Denn die innere Stadt war zur Stunde, wo das Feuer allmälig aufhörte, im Besitze der Truppen. Diese hatten das Schloß mit dem Lustgarten bis Monbijou inne, sodann den zwischen den Linden und der Spree gelegenen Stadttheil, die Friedrichsstadt mit Ausnahme der Mauerstraße, die Jägerstraße und den Hausvogteiplatz, die Brüderstraße

und die Breitestraße, die Königsstraße bis zur neuen Königsstraße und das Quartier zwischen der ersteren und dem Flusse. Mit diesen Stellungen war ihnen auch der Besitz von zwei Stadtthoren, des potsdamer und des brandenburger, gesichert. Nimmt man nun aber einen Plan von Berlin vom Jahre 1848 zur Hand, so findet man, daß das von den Truppen genommene und festgehaltene Gebiet noch nicht die Hälfte der Stadt ausmachte und daß gerade das volkreichste Quartier, das Voigtland — der Faubourg Saint-Antoine Berlins, so zu sagen — noch gar nicht angegriffen war. In allen von den Truppen nicht besetzten Quartieren, namentlich in dem Stadttheile vom Dönhofsplatze bis zum hallischen Thore, sowie in den Umgebungen des Alexanderplatzes, stand das Volk kampfbereit hinter vortrefflich gebauten Barrikaden. Kampfbereit und kampftüchtig; denn die Wegnahme von drei Kasernen und die nach einem mörderischen Gefecht erfolgte Erstürmung des Landwehr-Zeughauses hatten ihm eine Fülle von Waffen und Munition geliefert. Wie wenig die Kampflust der Aufständischen durch die Ereignisse der Nacht geschwächt worden, weis't schon der Umstand auf, daß die Vertheidiger der Barrikade an der neuen Königsstraße, berliner „Bürgerschützen", also kein „fremdes Gesindel", sondern rechte Eingeborene und richtige Bürger Berlins, in der Morgenfrühe des 19. März die eingetretene Waffenruhe ihrerseits thatsächlich kündigten, indem sie das Feuer auf die ihnen gegenüberstehenden Truppen und zwar zu nicht geringem Nachtheile derselben wieder eröffneten. Ebenso wenig wie die Thatsache, daß die Barrikadenleute am Morgen des 19. frisch, rüstig und munter gewesen sind, ist auch die wegzuleugnen und wegzulügen, daß die Truppen, obzwar ihrer soldatischen Pflicht durchweg treu, von dem mühsäligen Dienst ermüdet, von den erbitterten Kämpfen erschöpft waren und daß ihnen eine sorgsame Verpflegung abging. Es konnte das auch gar nicht anders sein.

Die hier sich aufdrängende Frage, wer denn wohl bei fortgesetztem Kampfe in Berlin schließlich Sieger geworden sein würde? ist im Grunde eine ganz müssige und mag Konjekturalhistorikern zur

Austiftelung überlassen bleiben. Wenn jedoch vom hohen Streitroß militärischer Unfehlbarkeit herab behauptet werden wollte und will, daß, falls der Straßenkampf weitergeführt worden, die Truppen unbedingt gesiegt haben müßten, so sind solche unfehlbare Herren etwa auf das zu verweisen, was der Marschall Marmont, gewiß kein Dummkopf und kein Feigling, über die Natur solcher Straßenkämpfe und über seine während der Julirevolution gemachten Erfahrungen geäußert hat; und nicht weniger auf die Thatsache, daß der Marschall Radetzky, gewiß auch kein Dummkopf und kein Feigling, im März von 1848 nach mehrtägigem Straßenkampf in Mailand es für unumgänglich nöthig erachtete, mit seinem Heer aus der aufständischen Stadt zu weichen ....

Derweil ist Herr Ludwig Rellstab — daß auch er zum Friedensmittler zwischen Krone und Volk nicht nur sich aufwerfen konnte, sondern auch als solcher allerhöchst anerkannt wurde, das beweis't tragikomisch, wie sehr am Morgen des 19. März in der preußischen Hauptstadt alles aus Rand und Band gewesen sein muß — ja, derweil ist Herr Ludwig Rellstab, „besser gesinnter Bürger“ von Charakter und Theaterrecensent von Handwerk, an die Erfüllung seiner Mission gegangen. Zwar der königliche Zuruf „an die lieben Berliner“ fand, den Denkwürdigkeiten des biederen Missionärs zufolge, gar keinen günstigen Widerhall. Selbst von den „besser gesinnten“ Bürgern „schenkten nur die wenigsten der Darstellung über die Veranlassung des Angriffs u. s. w. Vertrauen“, — und was gar den „roheren Theil des Volkes“ betraf, so gerieth dieser rohere Theil „in Erbitterung und trat die Proklamation mit Füßen, schreiend: Das sind alles Lügen; sie haben uns schändlich verrathen!“ Trotzdem brachte der eifrige Vermittler, obzwar mit Ach und Krach, eine Anzahl „gutgesinnter“ Bürger zusammen und kehrte mit denselben ins Schloß zurück. Der König empfing die Herren gnädig und herzlich, erklärte aber, daß er an seinen in der Proklamation geäußerten Anschauungen und Entschlüssen festhalten müßte und würde. Das sollten die Bürger in der Stadt verkünden. „Gehen Sie und

thun Sie, was in Ihren Kräften ist, daß nicht ferneres beklagenswerthes Unheil die Stadt und die Bürger treffe". Herr Rellstab suchte darauf seine Vermittlerrolle auf den Straßen weiterzuspielen; aber — berichtet er wehmüthig — „der wilde, trübe Strom der Volksmassen schwoll zu heftig und ungedämmt entgegen, als daß es irgend möglich gewesen wäre, ihm Widerstand zu leisten".

Bald nachdem diese Abordnung unverrichteter Dinge den Palast verlassen hatte, erschien, gegen 8 Uhr zu, daselbst eine andere Bürgerdeputation, welche unter Führung des Oberbürgermeisters Kraufnick den Empfangsal betrat. Der König war von Prinzen und Generalen umgeben und hatte die Königin zur Seite. Er sah angegriffen und verstört aus, bemühte sich aber doch, heiter zu scheinen und freundlich zu sprechen. „Nun, meine Herren, Sie haben wohl auch diese Nacht nicht schlafen können?" Der Herr Oberbürgermeister hielt eine feierliche Ansprache, der Majestät dringend an's Herz legend, für das Heil der Stadt zu sorgen. Friedrich Wilhelm beharrte in seiner Antwort darauf, daß erst die Barrikaden weggeräumt werden müßten, bevor die Truppen zurückgezogen werden könnten, und gab zu verstehen, das Militär sei ja nicht weniger zum Schutze der Bürgerschaft als der Krone da. Hierauf setzte einer der Bürger, Herr Nobiling, auseinander, daß und warum der Entschluß, die Ruhe der Stadt durch Militär herzustellen, unzukömmlich sei, und empfahl eine „auserwählte Anzahl" von Bürgern sofort mit Wehr und Waffen zu versehen und dieser Bürgergarde den Schutz des Königs und der Stadt zu übertragen. „Nein!" scholl es kurz und barsch aus der Umgebung des Monarchen. Wogegen der Bürger Neumann: „Wer wagt es hier, Sr. Majestät dem Könige vorgreifen zu wollen?" Friedrich Wilhelm: „Eine Bewaffnung der Bürger verträgt sich nicht mit dem System der Regierung. Dem Militär allein liegt die Pflicht ob, Ordnung und Gesetz zu schützen, und wenn alle meine Mahnungen, vom Aufruhr abzustehen, nichts fruchten, so werde ich mit meinen Truppen zu siegen wissen". Darauf wieder der Kaufmann Neumann: „Ein solcher Sieg, Majestät, würde eine Niederlage sein!"

Wohl das kühnste Bürgerwort, welches jemals innerhalb der Wände des berliner Schlosses lautgeworden. Im übrigen verlief auch diese Audienz ohne unmittelbares Ergebniß.

Nicht aber ohne mittelbares. Die Vorstellungen der Bürger, die man doch unbedingt nicht der mythischen „Rotte fremder Bösewichter“ beizählen konnte, machten im Schlosse doch einen bedeutenden Eindruck. Das von draußen hereinschallende, ohne Unterlaß fortgehende Sturmglockengeheul, welches den Sonntag in sehr eigenthümlicher Weise einläutete, sowie das Geknatter des da und dort von seiten der Barrikadenleute wieder angehobenen Gewehrfeuers, sie konnten auch nicht sehr auf die Beruhigung der Nerven hinwirken. Daß die Episode der Gefangennahme des Generals von Möllendorf zeitig genug im Palast bekannt geworden, um ein weiteres Motiv der Nachgiebigkeit abgeben zu können, ist geradezu unmöglich. Der General erschien ja etwa um 8 Uhr vor der großen Barrikade am Alexanderplatz und verlangte, ein weißes Tuch schwingend, freien Durchgang zu einer nahegelegenen Kaserne, um dort, wie er sagte, die Einstellung der Feindseligkeiten anzuordnen. Der Kommandant der Barrikade, der Thierarzt Urban, gewährt den geforderten Durchpaß. Aber die Barrikadenleute, die überall „Verrath“ wittern, umringen den General, werfen ihn zu Boden und ein vierzehnjähriges Bürschlein von Weberlehrling stipitzt ihm den Degen weg und schreit: „Sie sind mein Gefangener!“ Nun fulminirt der General über Verrath, worauf man ihm den Degen zurückgibt, aber ihn als „Geisel“ zurückhält und der Obhut von Bürgerschützen überliefert.

Möllendorf mußte, als er vor die Barrikade trat, schon ganz bestimmte Kunde haben, daß der Wind im Schlosse umgeschlagen. Der Berg kam nicht zum Mohammed, also kam der Mohammed zum Berge. Die Barrikaden wurden nicht verlassen und weggeräumt, also zog der König die Truppen zurück. Von Logik war hierbei allerdings wenig zu spüren, nämlich von Schul-Logik. Denn die Logik der Thatsachen machte sich bemerkbar genug.

Es ist klar, im entscheidenden Augenblicke versagte dem Mo-

narchen der Entschluß zur That, und so blieb nichts anderes übrig als nachzugeben. Schade, daß damals das große manteuffelische Wort: „Der Starke weicht muthig einen Schritt zurück“ — noch nicht erfunden war. Dem Herzen Friedrich Wilhelms mag dieses zurückweichen zur Ehre gereichen, dem preußischen Staat aber gereichte es nicht zum Heile. Denn das Volk erwies sich ja ganz und gar unfähig, die „glorreichen Märzerrungenschaften“ festzuhalten, und die Logik dieser Thatsache konnte keine andere sein als die mühsälige, widerliche und verlustvolle Umkehr von dem Scheinregiment der liberalen Schwätzer zum Seinregiment des „strammen“ Militarismus.

Eine Stunde mochte verflossen sein, seit die vom Oberbürgermeister eingeführte Abordnung das Schloß verlassen hatte, als daselbst eine Rathschlagung der anwesenden hochgestellten Civil- und Militärbeamten stattfand, wie es scheint, auf Anregung des Ministers von Bodelschwingh. Der König selbst saß dieser Versammlung vor, in welcher sich das Gefühl nachdrücklich geltend machte, daß etwas geschehen, daß man etwas thun, so oder so handeln müßte. Die Mehrheit der Versammlung wurde schlüssig, man sollte die Truppen zunächst auf einigen Punkten zurückziehen, ohne weiter auf der bislang festgehaltenen Vorbedingung dieses Rückzugs zu bestehen. Das würde auf die Rebellen einen versöhnenden Eindruck machen und so könnte dadurch der Friede rascher angebahnt werden. Zu deutsch: die Krone sollte nachgeben. Eine Minderheit bestritt diesen Rathschlag, aber derselbe erhielt die Billigung des Königs.

So war denn beschlossen, versuchsweise der berliner Bürgerschaft halb ihren Willen zu thun. Aber diese halbe Maßregel verwandelte sich unter der Hand in eine ganze, wozu ohne Zweifel das erscheinen des Bürgermeisters Naunyn an der Spitze einer dritten Deputation im Schlosse bedeutend mitgewirkt hat. Herr Naunyn hat in seinem amtlichen Berichte hierüber folgende Angaben gemacht. Er traf am frühen Morgen eine große Menge höchlich erbitterter Bürger in der Nähe der Barrikade in der großen Friedrichsstraße unfern der Ein-

mündung der Zimmerstraße. Bis zu dieser Barrikade war das 2. Garderegiment während der Nacht kämpfend vorgerückt. Der Bürgermeister, um an dieser Stelle dem Wiederbeginne des blutvergießens vorzubeugen, übernahm es, zunächst das zurückziehen der Truppen bis in die Nähe der Leipzigerstraße zu vermitteln, und weiterhin, von dem Könige das zurückziehen sämmtlicher Truppen von allen Plätzen und Straßen der Hauptstadt zu erwirken. Die erste Aufgabe zu lösen gelang ihm sofort. Denn auf Naunyns Ersuchen ging der in der Friedrichsstraße kommandirende Major von Rauchhaupt mit seinen Truppen bis in die Nähe der Leipzigerstraße zurück. Sodann ins Schloß geeilt, traf er daselbst den Stadtrath Duncker, den Advokaten Stieber und ein Dutzend anderer Bürger, welche in derselben Absicht gekommen waren. Unter Vortritt des Bürgermeisters betraten sie den Audienzsal und nach einstündiger Verhandlung sagte der König den Bürgern die unbedingte Gewährung ihrer Bitte zu. Straßen und Plätze sollten sofort von den Truppen geräumt und diese theils in ihre Kasernen zurück, theils aus der Stadt geführt werden. Die allgemeinen Wünsche des Landes sollten, soweit es möglich, zur Erfüllung gelangen und ein neues Ministerium würde mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut werden. Dagegen vertraue der König nun aber auch, daß es den Bürgern gelingen werde, die Barrikaden zu entfernen und die Ruhe wieder herzustellen.

Dies die Substanz des bürgermeisterlichen Berichtes. Derselbe geht aus bürgermeisterlichen Gründen über die Einzelnheiten der Audienz flüchtig hinweg und verschweigt, daß noch zu allerletzt von der „strammen" Militärpartei ein durch den Minister Bodelschwingh ausdrücklich bezeugter Versuch gemacht wurde, die unbedingte Gewährung des Königs einzuschränken. Friedrich Wilhelm trat, durch die Auseinandersetzungen und Vorstellungen der Bürger sichtbar bewegt, aus dem Empfangsal in sein Kabinett und winkte dem Minister von Bodelschwingh und dem Grafen von Arnim, ihm zu folgen. Kurz darauf kamen die beiden Herren wieder in den Sal heraus. Herr von Bodelschwingh hält ein Papier in der Hand und sagt:

„Se. Majestät zieht die Truppen zurück." Der Prinz von Preußen tritt heran und bemerkt: „Das heißt, wenn die Barrikaden weggeräumt sind." Darauf Bodelschwingh: „Es ist dies meine letzte Handlung als Minister; ich bringe hier den Befehl des Königs, wie er ist." Nun reden und rufen viele darein. Der Stadtrath Duncker aber macht dem Wirrsal ein Ende mit den Worten: „Wir alle sind Unterthanen des Königs und dürfen an dessen Willen und Worten nichts drehen oder verändern. Se. Majestät hat unbedingt befohlen".

Drunten im Schloßhofe stellte der kommandirende General von Prittwitz die nöthige Anzahl von Offizieren den Bürgern zur Verfügung, um den Befehl zum Abzuge der Truppen überallhin zu tragen. Die Neuigkeit verbreitete sich pfeilgeschwind in der Stadt. Um 11 Uhr war der königliche Befehl sämmtlichen Militärabtheilungen mitgetheilt und von denselben ausgeführt worden. Die Haltung der Truppen war eine musterhaft geordnete, gehaltene und gefasste. Das preußische Schiboleth „Kommando und Gehorsam!" erwies auch hier seine Macht. Nur da und dort hat der Pöbel seinen Muthwillen an den abziehenden Truppen auszulassen versucht. Meist ließ das Volk die Regimenter und Bataillone schweigend an sich vorüberziehen; an einer Stelle wurde eine Regimentsmusik, welche einen lustigen Marsch spielte, von der Menge bedeutet, eine Trauermelodie anzustimmen, welchem Verlangen mittels Intonirung eines Chorals entsprochen wurde.

Aber wie kam es, wer hat es verursacht, daß der Abzug der Truppen von den Plätzen und aus den Straßen zu einem Abmarsch aus der Stadt wurde? Die Geschichte weiß bis zur Stunde auf diese Frage keine zuverlässige Antwort zu geben. Eine Sage will, Friedrich Wilhelm habe, als er Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr wahrgenommen, daß das Schloß nicht mehr von Truppen besetzt sei, ausgerufen: „Um Gotteswillen, wo ist das Militär hin? Wer hat das befohlen?" und darauf habe der General Prittwitz geantwortet: „Ich nicht, Majestät. Ich habe nichts befohlen, die Truppen sind mir aus der Hand gekommen".

Zeitig in den Nachmittagsstunden des 19. März thaten Maueranschläge der Bevölkerung zu wissen, daß der König ein neues Ministerium berufen und zu dessen Präsidenten den Grafen von Arnim ernannt habe. Der Herr von Auerswald sei zum Minister des Inneren, der Graf von Schwerin zum Minister des Kultus, der Steuerdirektor Kühne zum einstweiligen Leiter der Finanzen bestellt. Von den bisherigen Ministern blieben „einstweilen“ die Herren von Rohr und von Stolberg auf ihren Posten. Am folgenden Tage wurde dann bekannt gegeben, daß der Graf von Stolberg entlassen und der kölner Handelsbaron Kamphausen ins Ministerium berufen, auch der bisherige Präsident des Obercensurgerichts, Herr Bornemann, zum Justizminister ernannt sei. Ein „reines“ Märzministerium, in Berlin auch das „Beschwichtigungsministerium“ genannt, kam erst 10 Tage später zu Stande. Herr Kamphausen erhielt dann die Präsidentschaft, Herr Hansemann aus Aachen (Autor des „In Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf!“) die Finanzen, Herr von Auerswald behielt das Innere, Graf Schwerin Kultus und Unterricht, Kriegsminister wurde der General von Reyher, Minister der auswärtigen Angelegenheiten der frühere Gesandte in Paris, Herr von Arnim-Strik.

15.

Während und unmittelbar nach dem Abzug und Ausmarsch der Truppen suchte Berlin in seinem ungewohnten militärlosen Zustande sich zurechtzufinden, so gut es gehen wollte. Aus den Fenstern der reicheren Stadtquartiere flaggten weiße Fahnen, wie um das friedensfrohe Aufathmen der Bevölkerung nach den Schrecken der Nacht und den Ungewißheiten des Tages zu symbolisiren. Im Vorschritt der Stunden mischte sich dann mit dem harmlosen Weiß immer häufiger und immer größer zugeschnitten die deutsche Trikolore, wie um den Sieg der Bewegung frohlockend zu signalisiren.

Das Volksgewühl in den Straßen war ungeheuer. Volksredner an allen Ecken und Enden schreiend und gestikulirend, die Abwiegler übrigens an Zahl und Erfolg bei weitem die Aufwiegler überholend. Zwei dieser Abwiegelungskünstler thaten sich besonders hervor: der Dichter Karl Gutzkow, von Geburt ein berliner Kind, und der Fürst Felix von Lichnowsky, ein viel, wenn auch nicht sehr rühmlich berufener Abenteurer, welcher mit seinem „ritterlichen" Degen dem stupidesten aller Pfaffenknechte, dem Don Karlos, in Spanien gedient hatte und jetzo, am 19. März von 1848, in Berlin die Doppelrolle eines Volkstribuns auf den Straßen und die eines zudringlichen Rathgebers im Schlosse mit gewohnter „Ritterlichkeit" durchzuführen unternahm. Diese und andere Beschwichtiger hatten nicht ohne Nutzen die Walfischfängeranekdote gelesen, daß man aufgeregten und erbos'ten Walfischen, so man nicht gerade in der Verfassung sei, ihnen zu Leibe zu gehen, einstweilen leere Tonnen zum Spielen hinzuwerfen pflege, und die Nutzanwendung hiervon ist gewesen, daß man dem armen aufgeregten berliner Wal auch so ein Spielzeug geben müsse. Die leere Tonne fand sich und hieß Bürgerbewaffnung.

Die nächsten Sorgen der Menge waren jedoch die Gefallenen und die Gefangenen der Straßenschlacht. Die Todten wurden von den Barrikaden herab und aus den Häusern auf die Straßen getragen, auf Bretter, Bahren und Leiterwagen gelegt, mit Tüchern, Bändern und Blumen geschmückt und so durch die Straßen getragen und gefahren. Aus wessen Mund da zuerst der Ruf: „Zum Schlosse!" gegangen ist, ist nicht nachzuweisen; aber daß dieser Ruf rasch einen tausendstimmigen Widerhall fand, ist gewiß. Der Massenschwall wälzte sich dem Palaste zu, überflutete den Schloßplatz und warf seine Brandungswogen in die Höfe hinein. „Die Gefangenen! Wir wollen die Gefangenen heraushaben!" scholl es deutlich aus dem Gebrause. Doch zeigte der ganze Auftritt vorerst noch viele Aehnlichkeit mit dem auf, welcher 24 Stunden zuvor auf demselben Platze stattgefunden, d. h. er hatte noch vorwiegend einen friedlich-demon-

strativen Charakter. Und heute, wie gestern, erschien der König auf dem Schloßbalkon. „Ich habe gehört — rief er herab — ihr wünschet, daß die Gefangenen von heute Nacht freigelassen werden. Ich will sie euch schicken.“ Sofort wurden die noch in den Schloßkellern befindlichen Gefangenen freigegeben und nach Spandau hinaus Befehl gegeben, die dorthin geschleppten ebenfalls zu entlassen.

Zwischen der Schloßbrücke und der Schloßfreiheit stand Kopf an Kopf die Arbeiterbevölkerung. In dem Lustgarten drängte sich Kopf an Kopf die berliner Bürgerschaft. „Bürgerbewaffnung!“ rief es hier, „Volksbewaffnung!“ schrie es dort. Der Walfisch wollte seine Tonne haben.

Eine Abordnung, bestehend aus den drei Bürgern Holbein, Hiller, Schweidnitz und dem Assessor Wache, wurde zum Könige hinaufgesandt und zum Führer derselben „durch Akklamation der Versammelten“ der Herr Polizeipräsident von Minutoli ernannt, — auch eine absonderliche Thatsache! Friedrich Wilhelm empfing die fünf Herren oben an der Treppe und führte sie in den nächsten Sal. Hier that Herr Holbein die Ansprache: „Eurer Majestät sprechen wir im Namen aller gutgesinnten Bürger Berlins den einstimmigen Wunsch aus, sofort die Bewaffnung der Bürgerschaft zu gewähren und den einzigen Mann, welcher das höchste Vertrauen und die ganze Liebe aller Bürger unserer Stadt verdient, den Herrn Polizeipräsidenten mit der Organisation der Bürgerbewaffnung zu beauftragen und ihn an die Spitze der bewaffneten Bürgerschaft zu stellen, da nur durch diese Maßregel die Ruhe der Stadt herzustellen ist“. Der König mochte sich erinnern, daß er am Tage zuvor erklärt hatte, die Bewaffnung der Bürger vertrüge sich nicht mit dem System der Regierung. Er stand unschlüssig. Aber die Herren Hiller und Schweidnitz reden lebhaft auf ihn ein: — „Majestät, begeben Sie sich unter die drunten harrenden Bürger! Sie werden dadurch die Bürgschaft erhalten, daß Sie sich unter dem Schutze derselben sicherer befinden als unter dem Schutze aller Kanonen“. Friedrich Wilhelm kehrt sich zum Fenster, wie um aus demselben zu sprechen. Doch die beiden

genannten Herren ergreifen im Ueberschwang ihres Eifers den Arm des Monarchen mit den Worten: „Kommen Sie! Eilen Sie, Majestät!“ und führen ihn hinunter und hinaus auf die Schloßterrasse. Hier spricht er die versammelten Tausende also an: „Meine lieben Bürger, Sie haben gewünscht, daß ich unter Ihnen erscheinen möge. Ich bin gekommen. Sie haben mich durch einige Ihrer Mitbürger überzeugt, daß die Ruhe der Stadt auf der Bewaffnung der Bürger beruhe. Ich gewähre Ihnen gerne die Bewaffnung.“ Jubelndes „Hurrah und hoch der König!“ Worauf Friedrich Wilhelm: „Und nun lege ich die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung, welche durch Sie am besten bewahrt werden kann, in Ihre Hände“.

Eine Stunde später wurde die bezügliche Bekanntmachung ausgegeben und um 6 Uhr Abends bezog der erste Trupp Bürgerwehr die Schloßwache.

Der König aber mochte, von der Palastterrasse in seine Zimmer zurückgekehrt, sich dem Glauben hingeben, daß die Prüfungen dieses Tages endlich vorüber seien. Er irrte sich: die bitterste stand ihm noch bevor . . .

Zwischen 2 und 3 Uhr des Nachmittags war es. Friedrich Wilhelm hatte gerade seine Ansprache an die im Lustgarten versammelten Bürger gehalten, als — während der König von der Schloßterrasse wieder die Palasttreppe hinaufstieg, ehrfurchtsvoll von einer Bürgerdeputation geleitet — der Vortrab der schrecklichen Todtenparade von den Linden her auf den Schloßplatz einbog. Voran ein Student, barhaupt, mit fliegenden Haaren, den Schläger in der Hand. Hinter ihm ein Wagen mit 9 Leichen, deren klaffende Wunden bloßgelegt waren; dann noch 3 oder 4 Bahren mit Todten und als Trauergefolge eine Schar von Proletariern, so, wie sie von den Barrikaden kamen.

Die Menge auf dem Schloßplatze gab dem düsteren Zuge Raum, so daß derselbe in den Hof des Palastes gelangen konnte. Schar um Schar folgte diesem Vortrab, die Zahl der herbeigebrach-

ten Todten, welche in langen Reihen hingelegt wurden, fort und fort mehrend.

Ein Augenzeuge hat unmittelbar nach diesem in der Weltgeschichte einzig dastehenden Auftritt mit bebender Hand denselben also schriftlich festzuhalten versucht: — „Eine Scene, welche an tragischem Pathos alles überbot, was jemals in Trauerspielen der antiken und romantischen Kunst an den erschütterten Gemüthern vorübergezogen ist! Denn welch' ein Schauspiel ward uns bereitet! Von allen Seiten zogen durch die Portale des Schlosses die Barrikadenkämpfer herein, mit wilden, verstörten Gesichtern, in der Hand noch die mörderische Waffe, auf den Schultern die Bahren mit den Leichen der gefallenen Brüder, deren Wunden zu grässlicher Schau sie offen gelegt, deren blutige Stirnen im vorübertragen von Frauenhänden mit Immortellen und Lorbeer geschmückt worden waren. Die Volksmenge, durch welche sie hindurchschritten, stand lautlos, ehrfurchtsvoll nahm ein jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die festen Tritte der Träger hallten in dem Schloßhofe wider und von Zeit zu Zeit der Name eines der Gefallenen, von einem Träger laut ausgerufen mit näherer Angabe, wie: „Familienvater von 5 unerzogenen Kindern!“ — „Auf der Barrikade am köllner Rathhause niederkartätscht!“ — „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!“ — „Eine Witwe, Mutter von 7 Waisen!“ — „Fünfzehn Jahr alt, an meiner Seite niedergeschossen, mein einziger Sohn!“ — Es war ein grausamer Instinkt, welcher in den entlegensten Theilen der Stadt das Volk ohne irgendeine Verabredung trieb, die Todten nach dem Schloßhofe zu bringen. Schon hatte sich der innere Hof, in welchem die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führen, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem Könige zu rufen begann. Der Fürst Lichnowsky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen der Barikadenhäupter fraternisirt hatte, versuchte es, seine guten Freunde zu bedeuten, daß Se. Majestät sich zurückgezogen hätte und daß man ihr einige Ruhe gönnen möge. Allein der Ruf: „Der

König soll kommen!“ erscholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenster davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und schickten sich an, dieselben die Wendeltreppe hinauf in die königlichen Gemächer zu tragen, da erschienen oben auf der Galerie die Grafen Arnim und Schwerin, um zu beschwichtigen, vermochten aber nicht, gegen die höher und höher schwellende Flut aufzukommen. „Der König! Der König soll kommen!“ gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Galerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an seinem Arme die vor Angst und Entsetzen bleiche Königin. „Hut ab!“ Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen Leichname wieder auf, sie hoben die Bahren hoch zu dem Könige hinauf unter dem schrecklichen Zuruf der Männer und der Wehklage der Frauen: „Gib uns unsere Brüder! Unsere Väter, unsere Söhne, unsere Männer gib uns wieder!“ Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeugen. In den blutgetränkten Gewändern der Gefallenen erblickten sie den königlichen Purpur zu ihren Füßen im Staube liegen. Da plötzlich stimmte das Volk den Choral an „Jesus meine Zuversicht“ — der König verweilte mit unbedecktem Haupte, bis der feierliche Todtengesang geendet, und führte dann die kaum sich noch aufrechthaltende Königin in ihre Gemächer zurück.“

Die Wirkung dieser Scene auf die Schloßbewohner mußte eine furchtbare sein. Alle auf uns gekommenen Ueberlieferungen lassen errathen, daß man in den Räumen des Palastes fürchtete, ein 10. August von 1792 stünde bevor oder wäre gar mit dem heutigen Tage schon angebrochen. Sehr bemerkbar lichtete es sich um den König her und Potsdam füllte sich mit vornehmen Flüchtlingen. Der Herr Polizeipräsident soll so sehr den Kopf verloren gehabt oder die Sachlage für so drohend angesehen haben, daß er dem von der Todtenparade zurückkehrenden Monarchen entgegeneilte mit den Worten: „Majestät, es ist jetzt die höchste Zeit! Sie müssen Berlin verlassen!“ Diesem Rathschlage sei aber der Herr Oberbürgermeister mit Erfolg

entgegengetreten. Ein in Berlin zurückgebliebenes Mitglied der Abordnung aus Köln, Herr Klaessen, begleitete eine Dame, welche zur Prinzessin von Preußen wollte, in den Palast, gerade als dort die Verwirrung, Niedergeschlagenheit und Sorge „ihren höchsten Grad erreicht hatten", wie der genannte Augenzeuge sich ausdrückt. Tausende von Neugierigen wälzten sich beständig durch die Schloßportale, Höfe, Treppen und Korridore. Militärwachen, welche man abzulösen vergessen hatte, lagen da und dort schlafend mit dem Gewehr im Arm am Boden. Nur mit Mühe vermochte Herr Klaessen seine Schutzbefohlene durch die Volkshaufen bis zu dem Zimmer zu bringen, in welchem sich „der Ueberrest der königlichen Familie im desolatesten Zustande befand". Die Umgebung des Königs war auf wenige Personen zusammengeschmolzen, ein General saß abgemattet und schlaftrunken in einem Lehnsessel, „alle Anwesenden schienen beständig in banger Erwartung der Dinge, die noch kommen würden" ....

In dem tragischen Akte der Leichenschau gipfelte der Sieg der berliner Bewegung und kündigte sich zugleich schon ihr Umschlag an. Kein Zweifel, in den schweren Wehen jener furchtbaren Augenblicke wurde die Reaktion geboren.

Vom royalistischen Standpunkt aus betrachtet, war die Todtenparade vom 19. März im Hofe des berliner Schlosses ein unsühnbarer Frevel; mit republikanischen Augen angesehen, war sie eine begreifliche, aber kaum verzeihliche Grausamkeit. Beurtheilt man jedoch diesen Auftritt völlig parteilos und kaltverständig, so wird man darin eine Dummheit der Dummheiten erkennen müssen. Man darf einen König nicht *also* demüthigen, wenn man weder die Kraft noch auch nur den Willen hat, das Königthum zu vernichten. Friedrich Wilhelm *konnte* diese Beschimpfung nicht vergeben und vergessen, auch wenn er es aufrichtig *wollte*. Es war mehr, als Fleisch und Blut zu ertragen vermochten. *Der* Pfeil blieb im Herzen haften und die schmerzende Wunde schrie nach Rache.

16.

Am Abend des 19. März schien jedoch der Mißton im brausenden Jubeleinklange verschwinden zu wollen. Die Stadt, glänzender als jemals beleuchtet, glich einem Lichtmeer: stralte ja doch sogar der Palast des Kaisers von Rußland unter den Linden in vollem Beleuchtungsschmucke. Die später im großen Stile betriebene Kunst der Katzenmusikdarbringung ist an diesem Abend allerdings auch zuerst zur Ausübung gekommen — vor den Wohnungen der Exminister Eichhorn und Thile, sowie des Oberbürgermeisters Krausnick — jedoch erst nur dilettantisch-schüchtern und konnte sie darum als keineswegs störsames „Scherzo" in der großen Friede- und Freudesymphonie erscheinen. Etwas früher am Abend waren freilich zwei weniger idyllische Akte von „Volksjustiz" vorgekommen: die Zerstörung der Wohnung des Majors von Preuß im Eckhause der Königs- und Poststraße und die Verheerung eines Ladens unter den Linden, welcher dem Handschuhmacher Wernicke gehörte. Die beiden Herren waren beschuldigt, Volkskämpfer an die Soldaten verrathen zu haben. An beiden Orten wurde alles zerbrochen, zerrissen und zerschmissen, aber nicht für eines Pfennigs Werth entwendet und mitgenommen.

Die historische Gerechtigkeit verlangt auch an dieser Stelle wieder den lauten Ausspruch, daß das Gezitter und Gezeter des Prozenthums im Frühjahr 1848 überall nur aus dem eigenen bösen Gewissen kam und nirgends auf Thatsachen fußte, welche die dem Proletariat unterstellte Vernichtung der Heiligkeit des Eigenthums erwiesen hätten. Der schwärzeste Schwarzseher ist der Geldsack in seiner Angst. Wer sein Gezappel und Geklapper im „tollen" Jahre nicht mitangesehen und mitangehört hat, weiß eigentlich gar nicht, *wie* erbärmlich Menschen sein und sich gebaren können . . . .

Am 20. März war die preußische Hauptstadt der „siegreichen Revolution zur Beute hingeworfen", wie man emphatisch gesagt

hat. In Wahrheit, Berlin war ohne Behörden, ohne Militär, ohne Polizei, ohne Arbeit, in voller Anarchie. Weder die Stadt noch der Staat ging deßhalb zu Grunde. Man suchte und wußte sich zu helfen. Zunächst äußerte sich die Theilnahme für die Hinterlassenen der Opfer des Straßenkampfes in reichlichen Spenden. Weiterhin suchte die befreite Presse Ordnung in das Chaos zu bringen und rührte auch, die „Errungenschaften" zu mehren und zu sichern, das improvisirte Vereinsrecht geflügelte Zungen, die freilich häufig so schnell flogen, daß der arme gesunde Menschenverstand weit hinter ihnen zurückbleiben mußte. Allmälig erholten sich auch wohl die Behörden von ihrem Starrkrampfe, ja sogar die Börse erwachte allmälig wieder aus ihrer Schreckensohnmacht und ließ Reden fallen, die in ihrem Munde ganz märchenhaft klangen, bewundernde Reden über den Heldenmuth und die Enthaltsamkeit des Volkes.

Zur Mittagsstunde wurde auf dem Schloßplatze verkündigt, daß der König für alle politischen und preßlichen Vergehen eine Generalamnestie gewährt habe. Diese kam zunächst den im Staatsgefängniß vor dem „neuen" Thore sitzenden Polen zu gut, welche seit ihrer 1846 in Posen versuchten Insurrektion verhaftet gewesen waren. Der Triumphzug, in dessen Mitte man Ludwig Mieroslawski und seine Schicksalsgenossen durch die Stadt führte, gestaltete sich zu einer gemeinsamen deutsch-polnischen Kundgebung gegen Rußland. Der genannte Polenhäuptling hielt vor der Universität, wo die bewaffneten Studenten ihn und seine Gefährten begrüßten, auf einem Wagen stehend und eine schwarzrothgoldene Fahne in der Hand tragend, eine Rede, welche sich zu dem Satze zuspitzte: „Das polnische Banner wird von jetzt an in Eintracht neben dem deutschen wehen". Auch so eine nebelhaft-kosmopolitische Märzphantasie! Schon im April standen in Posen Deutsche und Polen im mörderischen Kampfe einander gegenüber.

Gegen den Abend zu verbreiteten sich wunderliche Gerüchte über einen von Potsdam her durch die Truppen zu bewerkstelligenden Ueber-

fall der Stadt. Angstmänner schrieen gar: „Die Russen kommen!" Der Waffenruf ging durch die ganze Stadt und machte dieselbe wiederum „wie ein brausendes Meer aufschäumen". Die Wogen legten sich aber bald wieder. Die Potsdamer kamen nicht und die Russen blieben ruhig in Russland. Mitten in der Nacht kam der König mit dem Prinzen Albrecht zu den Bürgerwehrleuten der Schloßwache und verpfändete sein Wort, daß gegen die Stadt keinerlei Feindseliges geplant werde, und unmittelbar darauf verließen auf seinen Befehl die „letzten" — d. h. angeblich die letzten — noch im Schlosse zurückgebliebenen Soldaten den Palast und Berlin. Maßen das spätere königliche Stichwort: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!" dermalen noch nicht ausgegeben war, so schienen die Dinge auch ohne Truppen einen ganz ordentlichen Gang einschlagen und einhalten zu können. Zumal die Reihen der Bürgerwehr sich rasch füllten, auch mit geheimen und öffentlichen Räthen jeder Art und Abart, mit Professoren, mit Hofwürdeträgern und Börsenfürsten. Die schwarzrothgoldene Kokarde an den Hüten dieser Streiter „für Freiheit und Ordnung" nahm sich freilich absonderlich genug aus. Ach, an was alles für Hüte mußte sich in jenen Tagen diese arme Kokarde befestigen lassen! Sogar an den Hut des weiland Justizministers von Kamptz, des wüthendsten Verfolgers deutscher Burschenschaftbänder. Da würde es fürwahr kein Wunder gewesen sein, wenn das Schwarzrothgold vor Scham und Zorn ganz roth geworden wäre.

Aber ein noch größeres Wunder und Zeichen geschah. Am 18. März hatte Friedrich Wilhelm, als er die erste deutsche Fahne flattern sah, ausgerufen: „Schafft mir diese Fahne aus den Augen!" Am 21. März trug er selber das Schwarzrothgold.

Im Schlosse mußte sich natürlich das Gefühl, daß ein Programm für die innere und auswärtige Politik Preußens entworfen und kundgegeben werden sollte, mit Nachdruck geltend machen. Man konnte, man durfte das Staatsschiff nicht auf's Gerathewohl auf der hoch und hohl gehenden See der Tagesstimmung schlenkern und rollen

lassen. Eine Flagge mußte aufgezogen, das Steuer in eine bestimmte Richtung gebracht werden.

Dies versuchte der Freiherr Heinrich von Arnim=Strik zu thun, welcher allen Anzeichen zufolge für etliche Tage als Obersteuermann anerkannt war. Am Morgen des 21. März brachte eine königliche Kabinettsordre die Ernennung des genannten Herrn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und eine Stunde nachher, Morgens 9 Uhr, wurde überall in der Stadt ein in der Hofbuchdruckerei gedrucktes und mit der Firma derselben versehenes Plakat angeschlagen; dieser „Aufruf an die deutsche Nation": — „Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm der Vierte hat sich, im Vertrauen auf euren heldenmüthigen Beistand und eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in eurer Mitte erblicken. Heil und Segen dem konstitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wiedergeborenen deutschen Nation!"

Eine gelungene Stilübung, nicht wahr? Wort für Wort ein Armuthszeugniß für staatsmännischen Dilettantismus! Friedrich Wilhelm hatte alle Ursache, zu sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, d. h. meinen neuen Ministern! Was diese Herren dem Monarchen am 21. März zu thun riethen, hat, genau angesehen, das preußische Königthum noch tiefer gedemüthigt, als die Leichenparade vom 19. es that, und mußte altpreußischen Herzen zu bitterstem Aergerniß und schwerstem Herzeleide gereichen. Oder hätten etwa die zeitweiligen Rathgeber der Krone die Aufmerksamkeit eines zur Stunde sehr rücksichtsvoll zu behandelnden Publikums mittels eines wohlfeilen Spektakels beschäftigen wollen, um über den Drang des Augenblickes hinwegzukommen? Das ist möglich, aber es würde nur eine noch härtere Verurtheilung der Minister begründen. Denn

es ist doch wohl das leichtfertigste aller Spiele, die Monarchie dadurch retten zu wollen, daß man den Nimbus der Monarchie zum Einsatz macht . . .

Um 10 Uhr wurden die im Kastanienwäldchen bei der Universität exercirenden Studenten in die Aula gerufen, wo der von den akademischen Würdeträgern umgebene Kultusminister Schwerin diese Ansprache an sie richtete: — „Meine Herren, ich halte es für meine Pflicht, die akademische Jugend, welche sich in den letzten Tagen so tüchtig bewährt hat bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, von den Maßregeln in Kenntniß zu setzen, welche Se. Majestät im Sinne des Fortschritts zu nehmen gedenkt. Se. Majestät will sich an die Spitze des konstitutionellen Deutschlands stellen. Sie will die Freiheit unter dem Schutze der konstitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Sie hat daher auch die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments anzubahnen beschlossen und wird sich auch hier an die Spitze des Fortschritts stellen. Der König rechnet dabei auf den Schutz und Beistand seines treuen Volkes. Sind sie nicht auch der Meinung, daß er es kann? — (Jubelndes „Ja wohl! Ja wohl!") — Der König wird sofort, geschmückt mit den deutschen Farben, in den Straßen erscheinen und rechnet darauf, daß die akademische Jugend sich um ihn scharen werde. Meine Herren, es lebe unser wahrhaft deutscher König! — (Neuer Jubelsturm.) — Meine Herren, wir sind Sr. Majestät verantwortliche Minister, aber unsere Seele ist der König, der Fortschritt, die Freiheit seiner Gedanken; für die Ausführung sind w i r verantwortlich. Die Verantwortlichkeit der Minister hoch!"

Die Verantwortlichkeit, ei freilich! Hätte der Herr Minister sich dieselbe recht zu Herzen genommen, so würde er nicht so schw — erinisch geschwatzt haben.

Kurz nach diesem Auftritt in der Aula der Universität begann der berühmte „Umritt" Friedrich Wilhelms mit den deutschen Farben, ein — wie „Tante Voß" hochbegeistert meldete — „ein fröhlicher herzlicher Zug, wie ihn unsere Fürsten selbst in den besten Zeiten der

früheren Monarchie unter dem Schutze der Soldaten wohl nicht erlebt haben“.

Gegen 11 Uhr kam der König die Wendeltreppe des inneren Schloßhofes herab, um am Fuße derselben zu Pferde zu steigen. Es wird erzählt, daß ihm mitten auf der Treppe ein altpreußisch gesinnter Mann, der General von Rauch, sonst preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg, dermalen aber in Berlin anwesend, entgegengetreten sei mit der Bitte, Se. Majestät möchte doch den Schritt, d. h. den Ritt, welchen er zu thun im Begriffe sei, erst reiflicher überlegen. Allein der König habe den besorgten Warner, welcher ihn französisch angesprochen hatte, abgefertigt mit den Worten: „Non, non, c'est décidé; nous allons monter à cheval“.

Schloßhof und Schloßplatz waren voll von Volk. Friedrich Wilhelm trug die Uniform des 1. Garderegiments und den Helm. Um seinen linken Arm war ein breites schwarzrothgoldenes Band geschlungen. In seinem Gefolge befanden sich die in Berlin anwesenden Prinzen und die neuen Minister, sammt und sonders mit den deutschen Farben geschmückt.

Die Menge begrüßte den Monarchen mit stürmischem Beifall. Er dankte und sagte: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich schwöre zu Gott, daß ich keine Fürsten vom Throne stoßen will; aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen. Sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen Verfassung.“

Wiederum großer Beifall, worauf der Zug sich in Bewegung setzte. Vorauf die Minister, der Generaladjutant von Neumann und andere Herren zu Pferde, dann der Bürgerschütze Krause zu Fuß, eine mächtiggroße schwarzrothgoldene Fahne vor dem Könige einhertragend. Dem Monarchen zur Seite ritten der Doktor Stieber und der Stadtverordnete Gleich. Eine ganz abenteuerliche Figur bewegte sich ebenfalls in der unmittelbaren Nähe des Monarchen, der Thierarzt, Volksredner und Barrikadenhäuptling Urban, barhaupt,

wallenden Haares, mit auf die Brust fallendem Schwarzbart, lang, hager, bleichen Antlitzes, spukhaft, eine gemalte Kaiserkrone in der Hand haltend.

Auf den Schloßhof herausgekommen, hielt die Procession an und Friedrich Wilhelm wiederholte bei diesem Halt so ziemlich mit den gleichen Worten, was er schon drinnen im Hofe gesagt hatte, auch hier wieder seine Verwahrung gegen eine „Usurpation" betonend. Gerade das aber ist das kläglichste an diesem ganzen, höchst ungeschickt in Scene gesetzten Versuche gewesen. Sollte derselbe wirklich etwas bedeuten, sollte er gelingen, so mußte der König in dem Augenblicke, wo er die deutschen Farben anlegte, sich als König oder Kaiser von Deutschland proklamiren. Das wäre in Wahrheit eine rettende That gewesen und sie mußte, auch nur halbwegs mit Verstand und Entschlossenheit durchgeführt, zweifelsohne glücklich ausschlagen. Allein die mystische Halbheit, die romantische Ohnmacht verdarben alles. Dieses klägliche wollen und nichtwollen, dieses halbe zugreifen und scheue zurückfahren, diese Verwahrungen und Verklausulirungen stießen die Nation zurück und erbos'ten doch die Höfe höchlich, wie denn z. B. die Nachricht von dem „Umritt" Friedrich Wilhelms in Wien den Hof und das Volk gleichmäßig in Harnisch jagte*). Aber was hätte denn Oestreich damals gegen eine thatkräftige preußische „Usurpation" aufzuwenden gehabt? Worte, weiter nichts . . .

*) Depesche Effingers vom 27. März: — „Die unmittelbar nach den Metzeleien in Berlin doppelt unerwartete Erklärung des Königs von Preußen, daß er an die Spitze des sich verjüngenden Deutschlands trete, hat hier bei allen Klassen der Bevölkerung eine außerordentliche Aufregung hervorgebracht und die Regierung wird von allen Deutschen Oestreichs bei den Schritten, die sie unternehmen wird, um Preußen die alleinige Suprematie in Deutschland zu bestreiten, unbedingt unterstützt werden. Nächste Folge des persönlichen Aufrufs des Königs war hier die Ernennung des Grafen Kolloredo-Waldsee zum Bundespräsidial-Gesandten mit der Instruktion, gegen die (gefürchtete) Uebersiedelung des Bundestags nach Potsdam zu protestiren." S. B. A.

Der königliche Umzug passirte derweil die Schloßfreiheit und hielt bei der Hauptwache am Zeughaus. Die Bürgerwehr trat ins Gewehr, der König ritt an sie heran und sagte: „Ich sehe euch hier auf der Wache, ich kann nicht genugsam in Worte kleiden, was ich euch danke; glaubt's mir!“ Da rief — eine widerwärtige Unterbrechung des „herzlichen fröhlichen Zuges“ — eine gellende Stimme: „Nein, glaubt ihm nicht!“ Der also protestirende Proletarier wurde aus der Menge herausgegriffen und in die Wache geschleppt, schrie aber im hinweggeschlepptwerden fortwährend: „Ihr mögt mich zerreißen, aber ich rufe doch: Glaubt ihm nicht!“ Wie um den übeln Eindruck dieser Episode zu verwischen, erhob eine andere Stimme den Ruf: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ Worauf der König: „Nicht doch! Das will, das mag ich nicht.“

Nachdem die Procession durch die Behrenstraße und unter den Linden hingegangen, machte sie am Universitätsgebäude Halt. Hier trugen drei Studenten das deutsche „Reichsbanner“ herbei und schwenkten es grüßend vor Friedrich Wilhelm, während ihre Kommilitonen bewaffnet in Reih' und Glied standen, Se. Magnificenz der Herr Rektor im Amtstalar an ihrer Spitze. Der König zügelte sein Pferd, da, wo jetzt Rauchs großer Fritz auf seinem Postamente reitet, und sprach die Studirenden also an: „Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in der sich eine so kräftige Gesinnung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, unvergesslicher, entscheidender. In Ihnen, meine Herren, steckt eine große Zukunft, und wenn Sie in der Mitte oder am Ziele Ihres Lebens zurückblicken auf dasselbe, so bleiben Sie doch ja des heutigen Tages eingedenk. Die Studirenden machten den größten Eindruck auf das Volk und das Volk auf die Studirenden. Ich trage die Farben, die nicht mein sind; aber ich will damit nichts usurpiren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott! Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzöge, wann die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen

und sich an die Spitze des Volkes stellten, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen werden und daß der Wille des Volkes mich unterstützen wird. Merken Sie sich das, meine Herrn, schreiben Sie sich's auf, was ich Ihnen sage, denn es ist für die Nachwelt: ich will nichts usurpiren, will nichts als deutsche Freiheit und Einheit. Ich trete an die Spitze von Deutschland, in dessen Einheit und Freiheit besteht fortan Preußen, nicht anders! Schreiben Sie sich's auf und sagen Sie es der abwesenden studirenden Jugend. Es thut mir unendlich leid, daß nicht alle da sind. Sagen Sie es allen!"

Die Studenten schlugen huldigend und Hoch rufend ihre Waffen zusammen und der Zug ging, von einer ungeheuren Menge begleitet, aber durch keinen unliebsamen Zwischenfall mehr gestört, weiter. Beim Halt am köllner Rathhause redete der König zu den dort aufgestellten Stadtbehörden und Bürgerwehrmännern: „Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, daß ich nicht stark bin durch meinen gefüllten Schatz, sondern nur durch die Herzen und Treue meines Volkes. Und, nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet ihr mir schenken? Ich schwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und Deutschland!"

Es soll dem Monarchen nicht der Nachruhm entzogen werden, daß er — die Thatsache ist gar nicht anzuzweifeln — auf seinem Umritte nachdrücklich die Vertheidigung seines Bruders, des Prinzen von Preußen, übernommen hat, was, wie die Sachen lagen, gar nicht unbedenklich war. Friedrich Wilhelm erklärte in einer seiner Ansprachen, daß sein Bruder „Soldat durch und durch" sei, daß derselbe „den biedersten und offensten Charakter besitze, aber es nicht verstehe, der Masse zu schmeicheln und sich beliebt zu machen". Das sei der Grund der über den Prinzen verbreiteten „böslichen Gerüchte". Er, der König, gebe sein Ehrenwort, daß sein Bruder „unschuldig sei an allen den Handlungen, deren er von einigen Böswilligen bezichtigt werde".

Genau zur selbigen Zeit, wo der schwarzrothgoldene Umritt

stattfand, wurden in der Staatskanzlei zwei merkwürdige, vom 21. März datirte Aktenstücke zu schleuniger Bekanntmachung fertiggemacht. Das eine war eine an den Kriegsminister gerichtete königliche Kabinettsordre, also lautend: „Da ich mich ganz der deutschen Sache widme und in der Theilnahme Preußens die entschiedene Förderung derselben erblicke, so bestimme ich, daß die Armee sogleich neben der preußischen die deutsche Kokarde anzustecken hat. Friedrich Wilhelm." Das andere war eine Proklamation des Königs „An mein Volk und an die deutsche Nation", in welcher Friedrich Wilhelm erklärte: „Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus einer innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf."

Im April von 1850 war aus „ökonomischen" Gründen die deutsche Kokarde spurlos von den preußischen Soldatenhelmen verschwunden und im Hochsommer von 1866 wurde Deutschland in Preußen aufgegangen ....

Als Friedrich Wilhelm von seinem nur halb gewagten und darum ganz misslungenen Kaiserritte zum Schlosse zurückkehrte, flatterte auf der höchsten Zinne desselben, auf dem Gerüste der im Bau noch unvollendeten Kuppel eine große dreifarbig-deutsche Fahne. Nach wenigen Stunden war sie wiederum weggeweht. Ihr Gewebe ist viel zu schwach gewesen, um dem Winde widerstehen zu können, welcher schneidend von Potsdam herein und schneidender noch vom Winterpalast an der Newa herüber schnob.

Und so muß es denn Summa Summarum von diesem viel-

beschrieenen, vielbeklagten, vielverwünschten und vielbelachten 21. Märztag des Jahres 1848 heißen: Schattenspiel an der Wand!

An keinem der berliner Bewegungstage ist so klärlich und kläglich offenbar worden wie gerade an diesem, daß die Hebekraft der ganzen preußischen „Revolution" nicht mächtig genug war, einen Mann, auch nur e i n e n über das ordinäre Mittelmaß emporzutragen. Alles verharrte „in Reih' und Glied" der Mittelmäßigkeit, auf gut preußisch des Kommando's harrend. Da jedoch das entschlossene, thatfroh-zugreifende Kommando, wie es vor Zeiten der große Friedrich geführt hatte, fehlte, so blieb der Kaiserritt, welcher ein weltgeschichtlicher, die Geschicke Deutschlands, ja Europa's bestimmender hätte werden können, ein hohler Mummenschanz und war der 21. März statt ein anbrechender Schicksalstag nur ein verspäteter Faschingstag.

17.

Es ist sehr charakteristisch, daß die glänzendste Feierlichkeit, zu welcher die preußische, die deutsche „Revolution" es bringen konnte, eine Todtenfeier war, die auf den 22. März angeordnete Bestattung der berliner Barrikadenkämpfer. Auch hier wieder — wie, ach, so oft! — glaubt man um die Winkel von Klio's strengem Mund einen Zug grausamer Ironie spielen zu sehen.

Wie sehr die auf der Volksseite gefallenen Opfer der Straßenschlacht ein Gegenstand der ehrfurchtsvollen Theilnahme auch auf Seiten der Regierung waren, beweis't schlagend der Umstand, daß die „Allgemeine preußische Zeitung", also das Regierungsblatt, am Abend des 22. März mit einem Trauerrande erschien und seinen spärlichen Umfang und Inhalt mit den Worten entschuldigte: „Ganz Berlin hatte am heutigen Tage eine heilige Pflicht zu erfüllen. Den heldenmüthigen Opfern eines tief zu beklagenden, durch ein Zusammentreffen unglücklicher Zufälle, Gerüchte, Mißverständnisse und

Irrungen entstandenen Kampfes waren die letzten Ehren zu erweisen. Auch die an unserem Blatte Beschäftigten sind dieser Pflicht gefolgt". Und nicht nur die Regierungspresse sprach aus dieser Tonart, sondern auch die orthodoxe und die pietistische Kanzel. Einer der Hauptpauker der letzteren, Herr Krummacher, predigte von den Barrikadenkämpfern, daß sie „mit weißen Kleidern, Palmen in den Händen, als selige, verklärte Entrinner von der Erde in den Himmel eingegangen seien" . . .

In der Nacht vom 21. auf den 22. waren in und vor der neuen Kirche auf dem Gensdarmenmarkte hunderte von Arbeitern in Thätigkeit, an der großen Freitreppe vor der Säulenhalle einen kolossalen Katafalk aufzubauen und zu schmücken. Dieser Katafalk trug 183 Särge, worunter die von 5 Frauen und 2 Knaben sich befanden. Jeder Sarg war bekränzt.

Mit Tagesanbruch war die ganze Stadt in feierlicher Regung und Bewegung. Von den Häusern wehten neben der deutschen Trikolore lange Trauerflaggen. Auf den Zinnen und Balkonen des Königsschlosses, sowie auf den Stadtthoren waren schwarze Fahnen aufgepflanzt. Alle Männer trugen den Trauerflor um die Hüte oder um die Arme, alle Frauen, welche auf den Straßen, den Balkonen und an den Fenstern erschienen, waren schwarzgekleidet. Unzählbar stand die Menge, ruhig, ernst und schweigend zu beiden Seiten der Straße, durch welche der Leichenzug gehen sollte, und füllte den ganzen Raum vom Gensdarmenmarkte bis zum landsberger Thor. Es war ein milder, heller Tag voll Sonnenschein und Frühlingshoffnung.

Gegen Mittag kamen die Bataillone der Bürgerwehr, der Studentenharst, die Gilden der Gewerke und sonstige Korporationen, auch die Abordnungen deutscher Städte und Hochschulen angezogen und stellten sich auf den ihnen bezeichneten Plätzen auf. So auch der berliner Magistrat, die Stadtverordneten und die Schützengilde, welche die Ehrensalven über der Gruft abfeuern sollte. Die Geistlichkeit aller Konfessionen fehlte ebenfalls nicht. Den Angehörigen der Todten

reichte man frische Blumensträuße, welche aus den königlichen Gärten kamen, wie denn der reiche Blumen- und Blüthenschmuck des Trauerfestes insbesondere der Fürsorge des Hofmarschallamtes zu danken war. Sämmtliche Züge, die nicht unter Waffen gingen, wurden von eigenen Trauermarschällen geordnet und geführt. Man hörte in dieser ganzen ungeheuren Menge kein lautes Wort. Dieses in wundervoller Ordnung und feierlichem Schweigen verharrende Menschenmeer, im Hintergrund überragt von dem inmitten seines Blumenschmuckes düsteren Katafalk, brachte einen mächtigen Eindruck hervor. Drinnen am Altar der Kirche empfing der Bischof Neander die leidtragenden Hinterlassenen der Todten mit Worten des Trostes.

Um 2 Uhr begannen die Glocken aller Thürme zu läuten und stimmte ein Chor von Posaunen den Choral an: „Jesus meine Zuversicht“. Von dem zu Füßen des Katafalks errichteten Altar aus hielten dann nach einander der evangelische Pastor Sydow, der katholische Kaplan Ruland und der Rabbiner Sachs kurze „Weihereden“. Hierauf fielen die Posaunen wieder ein und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, von hunderten umflorter Fahnen überragt. Eine durch tausende von Bürgern, Studenten und Arbeitern rechts und links gebildete Kette schuf dem Leichengeleite Bahn bis hinaus zum Friedrichshain vor dem landsberger Thor, eine Wegstrecke von etwa 1½ Stunden. Die Spitze des Zuges hatte den Friedrichshain schon erreicht, als das Ende noch auf dem Gensdarmenmarkte stand.

Unter Vortritt eines Trauermusikkorps eröffnete die berliner Schützengilde, vereinigt mit Abordnungen auswärtiger Schützenvereine, die grandiose Procession. Hierauf 15 schwarzgekleidete Mädchen, auf weißen Kissen Kränze tragend. Dann die Angehörigen der Todten und diese selbst in ihren 183 Särgen, deren jeder 6 Träger hatte. Zwischen den Särgen marschirten die Gewerke mit ihren Fahnen und Emblemen, so daß jedes Gewerk die ihm angehörigen Todten führte. Unter den verschiedenen Korporationen und Vereinen, welche die Särge geleiteten, erblickte man auch einen Trupp Italiener mit der grünrothweißen und einen Trupp Polen mit der

rothweißen Fahne. Folgte nun die Geistlichkeit der verschiedenen Bekenntnisse, geführt von dem Bischof Neander. Dann die Professoren- und Studentenschaft, jene in ihren Amtstalaren, diese im Waffenschmuck, an der Spitze Alexander von Humboldt und der Rektor Magnificus Trendelenburg. Hierauf die Schriftsteller und Journalisten, die Deputationen deutscher Städte, der Magistrat und die Stadtverordneten, die städtischen Schulen, der Herr Polizeipräsident in großer Uniform, die Innungen der Handwerker und die Gruppen der Maschinenbauarbeiter.

Der Zug ging zunächst durch die Charlottenstraße nach den Linden. Eine große Rührung überkam die Tausende und wieder Tausende, als die Procession in feierlichem Schweigen über den Opernplatz zog und nun mit einmal die tiefergreifenden Klagetöne eines von dem Dom-Chor angestimmten Trauerliedes über dem Menschenmeere schwebten. Und geradezu erschütternd wirkte es, daß beim vorüberziehen des Leichengeleites am Schlosse der König zur Begrüßung desselben auf den Balkon heraustrat, umgeben von seinen Ministern und Adjutanten. Links und rechts am Balkone war eine schwarze und in der Mitte die schwarzrothgoldene Fahne zu sehen. Die Fahnen wurden zum Gruße vor den Särgen gesenkt, Friedrich Wilhelm nahm den Helm ab und blieb barhäuptig, bis der letzte Sarg vorüber war.

Draußen im Friedrichshain waren lange Reihen von Gräbern zum Empfange der Todten bereit. In der Mitte erhob sich ein Mast, geschmückt mit dem deutschen Adler, mit dem Wappen der Stadt Berlin, mit Lorbeer- und Cypressenzweigen. Die vereinigten Männerchöre Berlins stimmten die Grabgesänge an, begleitet von einem Hautboistenchor, welchen die Musikbanden verschiedener Regimenter der Armee gestellt hatten. Dann wurden die Särge hinabgesenkt und der Pastor Sydow hielt die Grabrede, in welcher er die Gefallenen als „Märtyrer unserer Freiheiten und Rechte" feierte. Zum Schlusse sprach der Bischof Neander den „Segen" und wurde die Ehrensalve gefeuert.

Wenige Monate darauf aber legte ein deutscher Dichter, zum

zweitenmal ins Exil wandernd, den Todten des Friedrichshains das Zornwort „an die Lebenden" in den Mund: —

„Weh' euch! Wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen
Und alles feig durch euch verscherzt, was muthig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren" — — —

18.

Zuvörderst freilich war der Meinung der Menge gemäß ein belachenswerther Hypochonder oder, wie man sich auf patriotischen Bierbänken damals auszudrücken beliebte, eine „Schwarzgallenblase" und „Trübsalspritze", wer nicht mitjubelte in dem allgemeinen Freiheitsjubel oder gar zu prophezeien wagte, die herrlichen „Errungenschaften" würden bald genug zu Zersprungenschaften werden. So in Berlin, in ganz Preußen, in ganz Deutschland. Das Wehen der deutschen Trikolore von den Zinnen der Hofburgen zu Wien und Berlin machte den Liberalismus schwindelig vor Vergnügen und drehend vor Vertrauen. Die ganze Nation taumelte in einem Vertrauensrausch umher, der etliche Wochen anhielt, unwiederbringlich kostbare Wochen, während welcher man hätte handeln müssen statt zu jubiliren und zu illuminiren.

Doch warum nicht jubiliren, da sich ja alles ringsher so glatt und leicht, so ganz von selber zu machen schien? Der Märzsturm durchfuhr ja schier ganz Europa mit unwiderstehlicher Gewalt. Seht, an demselben 18. März, wo in Berlin das verhängnissvolle „Mißverständniß" geschehen, erhob sich jenseits der Alpen die Hauptstadt der Lombardei zu heldischem Kampfe gegen die östreichische Fremd- und Zwingherrschaft und nach viertägigen mörderischen Straßengefechten sah sich der alte Feldmarschall Radetzky, der „beste Mann Oestreichs", gezwungen, Mailand zu räumen, was ihm nur mit äußerster Anstrengung gelang am 22. März, wo zwei der gelungensten Exemplare von

metternichtig-östreichischen Thron- und Altarsäulen, der Herr Civilgouverneur Graf Palffy und der Herr Militärgouverneur Graf Zichy, mittels schmachvollster Kapitulation die aufgestandene Lagunenstadt Venedig dem Volkstribun Manin übergaben. In denselben Tagen erhoben sich auch Parma und Modena und jagten ihre dreimal abscheulichen Herzoge-Tyrannen von dannen.

Und nicht nur heißblütige Italiener, sondern auch kaltblütige Deutsche rührten sich rebellisch. Am 18. März begann mit einer Zusammenkunft von Abgeordneten der Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein zu Rendsburg der lange, wechsel- und jammervolle Lostrennungskampf der deutschen Elbherzogthümer von Dänemark, in dessen Hauptstadt zur gleichen Zeit die heftigste demokratische Gährung hochaufkochte. Viel kühneren Rebellenmuth jedoch als die sehr bedächtigen Schleswig-Holsten offenbarten die Unterthanen Heinrichs des Zweiundsiebzigsten. In Wahrheit, das Reich Reuß-Lobenstein-Ebersdorf befand sich in offener Revolution; denn das unglaubliche geschah: die getreuen Reuß-Lobenstein-Ebersdorfer schossen ihres Landesvaters vielgeliebte Hirsche und Wildschweine in seinen Parken todt, schossen sie todt unter seinen allerhöchsten Augen. Ob solchem Gräuel ergrimmete Heinrichs des Zweiundsiebzigsten Herz im Busen und er machte sich auf, zu fliehen gen Gera. Aber siehe, hier suchten ihn heim seine getreuen Unterthanen mit einer „Sturmpetition“, vor welcher der Durchlauchtige schleunigst Reißaus nahm, seine „sämmtlichen Staaten“ räumend und auf Schloß Guteborn in der Lausitz eine Zuflucht suchend. Von dort aus erließ er dann später (im Juli) sein „Letztes Wort an mein Volk“, das sich den berühmtesten „Edikten“ des gewesenen Selbstherrschers von 6 Quadratmeilen würdig anreihte. Es begann: „Meine Aufrufe vom 12. und 22. März fußen auf dem Glück, wie ich mich damals ausdrückte, so gute, brave Landsleute in den Landleuten zu besitzen. In jenen Aufrufen, in allen Maßregeln seitdem ist allen Anforderungen die äußerste Rechnung getragen und sonach im Hinblick auf jenes glückliche Verhältniß der Grundsatz an die Spitze gestellt, daß

wir Hand in Hand in die Umgestaltung treten wollten. Mein ganzes Leben gibt übrigens Bürgschaft, daß Volkeswohl und Fortschritt mir nicht bloß leere Worte sind. Die Verhältnisse haben sich geändert. Auf das frechste ist jedes Band zwischen uns zerrissen. Der schändlichste Undank auf mein, ich darf es sagen, unschuldiges Haupt gehäuft" u. s. w. Hierauf erklärte er, abdanken zu wollen, um „in irgendeinem fernen Ort über den Wechsel menschlicher Dinge nachzudenken", und ließ folgende Begründung dieses Entschlusses folgen: „Nicht das Auferstehen Teutschlands, sondern die Masse von Erbärmlichkeit, die in der Flachsenfingerei eines kleinen Staates mit dem März auftauchte, hat mich vertrieben. Im Anfange gänzliche Unkunde und Schwäche der Civilbehörden, durch die die Wühlerei erst großgezogen ward und natürlich weiterfraß und alles ansteckte. Mein im Kleinen ausgebildetes Wehrsystem unbenutzt. Da ist mein Bleiben unmöglich, weil ich nichts halb sein will und überhaupt da Teutschland eine Einheit sein soll und die kleinen Herrscher eine Unmöglichkeit. Mein Entschluß, die Regierung niederzulegen, wird um so eiserner, als die bekannte infame Sturmpetition bei Gera unser ältestes Schloß entwürdigte. Dort dieselbe Traurigkeit der Behörden, die Bürgerwehr, 1200 Mann stark, ließ mich im Stich. Heinrich der Zweiundsiebzigste."

Vom lächerlichen bis zum erhabenen ist mitunter auch nur ein Schritt, gerade wie umgekehrt. Der Miniatur-Selbstherrscher von Reuß entfloh vor einer Sturmpetition, der Folio-Selbstherrscher aller Reußen stand in der revolutionären Brandung Europa's wie ein unerschütterlicher Leuchtthurm des Absolutismus. Am 26. März erließ Car Nikolaus einen Ukas an die russische Nation, in welchem er mit einem verachtungsvollen Seitenblick auf die der Revolution erlegenen Regierungen von Oestreich und Preußen seinem Machtgefühle stolzesten Ausdruck verlieh und seinen Entschluß kundgab, jedem allfälligen herübergreifenwollen des Revolutionsgeistes nach dem „heiligen" Russland mit Unerbittlichkeit entgegenzutreten und ebenso jedem etwaigen Angriff auf die Gränzen des Reiches mit vollem Vertrauen

auf seine treuen Unterthanen. „Wir sind überzeugt — schloß er — daß unser alter Kriegsruf: Für Glaube, Car und Vaterland! auch jetzt uns zum Siege führen wird. Dann rufen wir im Gefühle der Dankbarkeit, wie jetzt im Gefühle des Vertrauens auf Gott, einstimmig: Gott mit uns! Vernehmt es, ihr Heiden (ihr fremden Völker), und unterwerfet euch, denn mit uns ist Gott!“

Man hatte in Deutschland keine Zeit, auf diese grollenden und drohenden Carenworte zu achten, welche der Reaktion zuerst wieder Halt und Richtung gaben. Man hatte auch keine Zeit, zu ahnen, daß und wie bald ein Tag kommen werde, wo der Car in übermüthigster Weise über die Geschicke Deutschlands schiedsrichterlich entscheiden würde. Man hatte nur Zeit und Lust, für die „Konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage“ zu schwärmen und zu lärmen. Dieser Spielball für die öffentliche Meinung war vom zur Scheinmacht gelangten Liberalismus aufgeworfen worden und das konstitutionelle Ballspiel, das unsittlichste aller Spiele, wurde insbesondere von den Hofdemokraten eifrigst empfohlen und überschwänglich gepriesen.

Diese „Hofdemokraten“ dürfen unter den Figuren des historischen Gemäldes vom „tollen“ Jahr nicht fehlen. Es waren Schößlinge und Nachschößlinge vom weiland „Jungen Deutschland“, halb oder ganz um- und abgestandene Literaten, welche da und dort bei Hofe unterzuducken versucht und gewußt hatten. Schon lange vor 1848. In dem großen Sturmjahre kamen aber solche Hofdemokraten an den deutschen Höfen förmlich in die Mode. Wie man sich früher einen Zwerg, einen Mohren, einen Affen oder Papagei von seltenerer Art gehalten hatte, so hielt man sich jetzt einen Hofdemokraten. Ueberwand man sich vollends soweit, daß man gar einen Hofdemokraten aus einem der 12 Stämme Israel anschaffte, so hatte man gewiß im zeitgemäßen das fürstenmögliche geleistet. Diese Hofdemokraten haben sich um ihre Gönner ohne Frage höchlich verdient gemacht und demnach — da jedermann weiß, daß „Fürstenwohl Volksglück“ ist —

auch um das deutsche Volk. Im übrigen hat schon Lord Byron in der „Vision des Gerichts" das Lob dieser Herren gesungen: —

„Sie haben Königsmördern Ruhm verlieh'n
Und später alle Könige gelobt;
Sie haben „Hoch die Republik!" geschrie'n
Und später gegen Republik getobt.
Nun sind sie liberal, doch stets erbötig,
Den Rock zu wechseln und — die Haut, wenn nöthig."

Der Konstitutionalismus hatte sein Spiel leicht zu gewinnen. Der Absolutismus hielt sich ja in Deutschland vorderhand mäuschenstill und der Republikanismus hatte zwar etliche Prediger, aber keine Gemeinde. Die konstitutionelle Monarchie war wenigstens eine bestimmte Losung, ein Programm, etwas vorstellbares, während die Idee der Republik unfassbar in dem blauen Himmel des Vertrauenschwindels umherflatterte und für blöde Philisteraugen auch unsichtbar. Außerdem versprach der Konstitutionalismus baldigst „Ruhe und Ordnung" zurückzuführen und nach Ruhe und Ordnung lechzte die ungeheure Mehrzahl der Nation. Sehr begreiflich und sehr verzeihlich! Leben muß und will man und in unserer modernen Gesellschaft ist „Leben" und „Geschäft" gleichbedeutend, das Geschäft aber ohne Ruhe und Ordnung undenkbar.

Die Wahrheit frei herauszusagen, auch abgesehen von den unliebsamen Störungen und schweren Einbußen, welche der Frühlingsaufgang von 1848 für Handel und Wandel mit sich brachte und noch in Aussicht stellte, konnte und mußte es richtigen deutschen Unterthanen ungemüthlich, unlustig und unheimlich werden in diesem babylonischen Wirrwarr des März und April.

Was hat sich damals nicht alles lautgemacht, als die vormärzlichen Vorhängeschlösser von den Lippen der Menschen und die Knebel und Klammern von den Pressen gefallen waren! Es regnete Zeitungen, schneite Flugblätter und hagelte Karikaturen. Unendliche Redenkatarakte drohten die ganze Welt unter Wasser zu setzen. Der eine sprach vom Elsaß, von Dänemark, von den russischen Ostsee=

provinzen, als hätte man sie bereits in der Tasche. Ein anderer ließ ein Memorial drucken, wie die Schweiz wieder zum „Reiche" zurückzubringen sei. Ein dritter „ekrasirte" den Caren, ein vierter civilisirte den Sultan, ein fünfter protestantisirte den Papst. Ein sechster erörtete mit staatsmännischer Tiefe, wie die drei Farben auf der Nationalflagge zu ordnen wären und wie das künftige Reichssiegel gestochen werden müßte. Der siebente erfand hochtönende Namen für die Orlogschiffe der künftigen deutschen Flotte. Der achte sprach nur in Ausdrücken des englischen Parlaments, der neunte radebrach die Tiraden des französischen Konvents. Der zehnte entwarf eine Reichsverfassung, der elfte eine männliche und weibliche Mustertracht; der zwölfte schrie, man müßte vor allem die Frauen emancipiren. Der dreizehnte stiftete einen Hutnichtabziehungsverein, der vierzehnte konstruirte Dampfgouillotinen. Der fünfzehnte pflanzte sich altdeutsche Bartwälder ins Gesicht, der sechszehnte neufranzösische Rothfedern auf den Schlapphut. Der siebzehnte verspürte in sich das vereinigte Feldherrentalent Cäsars und Napoleons, der achtzehnte weissagte den ewigen Völkerfrieden. Und das alles schwirrte, klirrte, schimmerte, flimmerte, flunkerte, klunkerte, phantasirte, manifestirte, proklamirte, häselirte, randalirte, pokulirte, toastirte, glorifizirte, katzenmusizirte über-, unter und durcheinander — „auf breitester Grundlage"!

Also das Finale der „Exposition" unserer weltgeschichtlichen Komödie. Misstönig genug, ohne Zweifel. Und doch ist es nur wie ein schüchternes Instrumentestimmen gewesen, verglichen mit der höllischen Kakophonie, welche die „Peripetie" uns vorführen wird. Mit dem März von 1848 war die Entwickelung des großen Drama's zu Ende, mit dem April hob die Verwickelung an.

Inhalt.

Scherr, Johannes,

1848 ein weltgeschichtliches Drama

Bd.: 1

Leipzig 1875